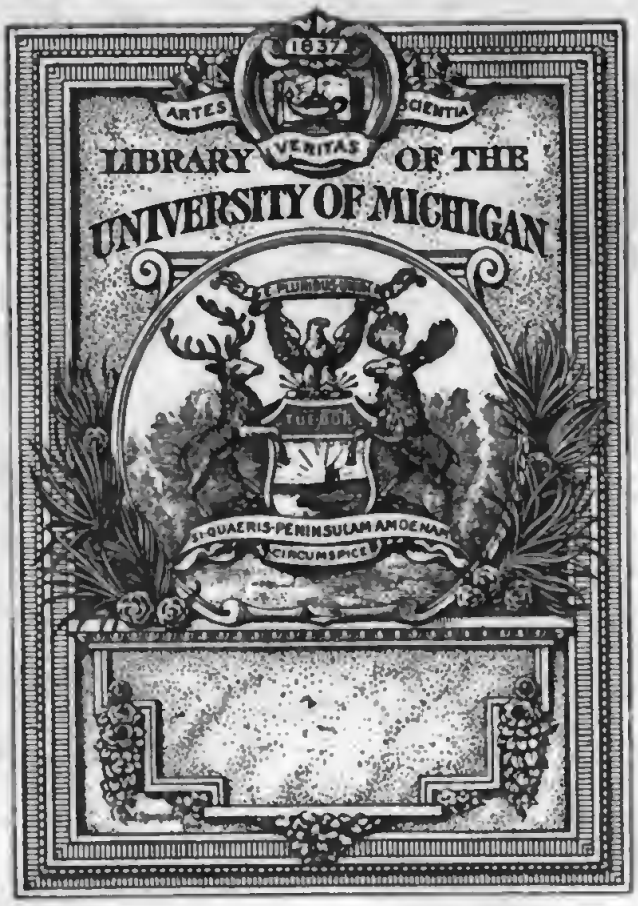
A 603621 DUPL


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
H690
W65

Digitized by Google

Führende Geister.

Eine Sammlung von Biographieen.

Herausgegeben

von

Dr. Anton Bettelheim.

Zweiter Band.

Dresden.
Verlag von L. Ehlermann.
1890.

Friedrich Hölderlin.

Fritz Reuter.

Zwei Biographieen

von

Adolf Wilbrandt.

Dresden.
Verlag von L. Ehlermann.
1890.

Zu mächtig, ach! ihr himmliſchen Höhen, zieht
Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitren Tag
Fühl' ich verzehrend euch am Buſen
Wechſeln, ihr wandelnden Götterkräfte.
(Hölderlin's Werke, I, 39.)

Das große, weltgeſchichtliche Jahr 1870 hat den Deutſchen auch den hundertjährigen Gedenktag jenes ſtillen, elegiſchen Sängers gebracht, deſſen Schatten nur vor uns aufſteigt, wenn eine traumhafte, kampfloſe Ruhe uns an die Grenze der Menſchheit, an die Region des Unbewußten führt, oder wenn wir über perſönlichſtem Geſchick das allgemeine vergeſſen. Hölderlin iſt kein Sänger für erregte Zeiten. Doch auch wenn die Weltgeſchäfte wieder in ruhigen Geleiſen gehen, wird ſich um dieſen edeln Geiſt immer nur eine kleine Gemeinde verſammeln: denn er gehört zu den Einſamen, Tiefſinnigen, die man nicht nur empfinden, ſondern auch begreifen muß. Seine Melodie iſt ernſt, ohne die gemeine Fröhlichkeit, ohne den herkömmlichen Schmerz, die man bei Lyrikern finden und genießen will; ſein Glück wie ſein Gram wächſt aus Tiefen herauf, die für das Daſein ſo vieler Menſchen weder Gutes noch Böſes, weder Segnendes noch Trauriges bedeuten. Liebe, Freundſchaft, Natur ſollen nicht, wie bei Andern, ſeinem Leben eine Farbe leihen, ſondern deſſen Inhalt ausmachen; ein myſtiſcher Drang, der in jeder einzelnen Erſcheinung das All umfaßt, treibt ihn mit unaufhaltſamer Gewalt, ſich jedem hohen Genuß wie einer Gottheit gleichſam hinzuopfern. Indem er ſo ſeine Jugendkraft verzehrt und in Glück und Unglück die tragiſche Auflöſung ſeines Geiſtes vorbereitet, reift er einer

hellseherischen Klarheit, einem weltdurchdringenden Tiefblick zu, die aus ihm einen lyrischen Philosophen ohnegleichen machen, aber auch einen Hörer fordern, der sich ihm mit ganzer Seele hinzugeben, an dem dämonischen Zauber seiner Gedankenwelt sich zu berauschen vermag.

Vielleicht ist es bei keinem Dichter so wünschenswert wie bei Hölderlin, einen Führer zu haben, der den geheimnisvollen Wegen dieses einsamen Menschen folgt und in seinen Dichtungen die Entwickelungsgeschichte seiner Seele wiederfindet. Denn seine Werke sind seine Biographie. Was er Eigenstes, Persönlichstes erlebt hat, steht — oft verborgen, verschleiert — in irgend einem dämmernden Winkel seiner Schöpfungen aufgestellt. Ja es ist wunderbar, wie sehr die Geschichte seines Ich den künstlerischen Aufbau seiner größeren Dichtungen beherrscht, zuweilen entstellt; wie sehr man dieser Wissenschaft bedarf, um nicht über der Ausartung des Ganzen den hohen lyrischen Wert des Einzelnen zu mißachten. Seit ich Hölderlin kenne, hab' ich mich immer gefragt, ob man es einem so schwer zugänglichen Genius nicht schuldig sei, gewissermaßen die Vermittelung zwischen ihm und dem Leser zu versuchen. Nicht durch die Schilderung seines einfachen Lebensganges: dafür ist längst durch Christoph Schwab, seinen Biographen, gesorgt; sondern indem man sich bemühte, den dunkeln Kern seines Wesens, der sein Schicksal war, in plastischer Deutlichkeit darzustellen. Doch da ich nun, in Hölderlin's Gedächtnisjahr, diesen Versuch unternehme, fühle ich nur zu wohl, daß ein so mystischer Pantheismus wie der seinige, daß gewisse geheime Beziehungen der Menschenseele zum Weltgeist, des Ich zum All, sich besser nachempfinden als verdeutlichen lassen. „Mystisch" ist, was „die Lippen schließt", was unaussprechlich ist. Wer aus der naiven Vereinzelung seines Ich nie herausgetreten, nie von dem Drang, sich dem Allgemeinen, dem Ideal, dem Göttlichen völlig hin-

zugeben, erfaßt worden iſt, den wird auch kein Pfadfinder bis in die Dämmerung führen, in welcher Hölderlin's Geſang laut vernehmbar und tief ergreifend erklingt. Wem aber von dieſer höchſten Gabe des Menſchen etwas verliehen worden, dem wird in Hölderlin eine der wunderſamſten Erſcheinungen und ein Dichter bekannt werden, der mit niemand als mit ſich ſelbſt zu vergleichen iſt.

Das Land, das der deutſchen Litteratur ſo viele Lyriker, ſo viele Philoſophen zugebracht, das Land Württemberg iſt auch das Geburtsland dieſes philoſophiſchen Lyrikers, dieſes eigentlichſten Sängers der beſeelten Natur. In Lauffen am Neckar, unweit Heilbronn, geboren, dann in Nürtingen, Denkendorf, Maulbronn, Tübingen durch die Schulen wandernd und ſo in der Anmut des Neckarlandes und ſeiner freundlichen Seitenthäler heranwachſend, erfüllte er ſich von Jugend auf mit jenem innigen, dichtenden Naturgefühl, das, ein altes Erbteil der Deutſchen, in ihm gleichſam ſeinen Prieſter und Seher finden ſollte. Die deutſche Dichtung hatte ſchon ſeit Brockes und Haller, faſt ſeit dem Anfang des Jahrhunderts begonnen, ein gewiſſes ehrbar befreundetes Verhältnis zur Natur zu pflegen. Geßner, Ewald von Kleiſt, Hölty, Matthiſſon, Voß und ihresgleichen ſetzten dieſe ſanfte Freundſchaft fort, ſteigerten ſie, gaben ihr neue, herzlichere Töne, bis in Goethe's „Werther" die ganze Kraft und Tiefe des Gefühls hervorbrach, das dieſe Andern nur zu ahnen vermocht hatten. Die Natur war nun auf einmal zur Schweſter der Menſchenſeele gemacht. Berg, Fluß und Thal, der leuchtende Feuerball der Sonne, die „lieben Wolken", die der Abendwind „am Himmel herüber wiegte", das Schwirren und Weben der kleinen lebendigen Welt am Erdboden hin — alles bewegte den Sänger wie ſeinesgleichen. Das ganze „innere, glühende, heilige Leben der Natur" faßte er in ſein Herz, fühlte ſich in der überfließenden Fülle wie vergöttert. Die Welt um ihn her und der Himmel

„ruhten in ſeiner Seele wie die Geſtalt einer Geliebten“; tiefe Sehnſucht zog ihn, auf Vogelfittichen über dieſes All dahinzuziehen, „aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt“.

Dieſe höchſten Momente innigſter Gemeinſchaft, die nur an den Grenzen der Menſchheit ihre Marke findet, dieſe pantheiſtiſche Seligkeit, der Menſchenbruſt bisher unbekannt, war freilich ein gefährliches Geſchenk: denn ſie verlangte eine ungemeſſene Steigerung der Gefühle, eine Verfeinerung der Nervenkraft, die an den Wurzeln unſeres Organismus rüttelt. In heiterer Freude mit der Natur zu leben, ihrem Geiſt mit ſinnigem Verſtändnis nachzugehen, in ſanfter Melancholie bei ihr Frieden zu ſuchen — das alles iſt noch einfache Menſchenart: der unbewußten Welt ſtellt ſie ihr Bewußtſein gegenüber, leiht es ihr, nimmt es gefärbt, bereichert wieder zurück, um von neuem und um ſo eifriger mit ſich ſelbſt zu leben. Aber dieſe ſchwärmeriſche Verſenkung in die Natur drängt gleichſam das einzelne Ich aus ſich ſelbſt heraus, um den Platz, den es einnahm, mit dem zerflatternden Bewußtſein des Allgemeinen zu füllen. Es iſt wie ein Rauſch des Geiſtes, der von den feinſten Säften und Kräften lebt; der ſich nur auf Koſten des eigenen Daſeins wiederholen kann, und der, wenn er je in einem Menſchen andauern könnte, Selbſtvernichtung bedeutet.

Vielleicht, daß ein Beiſpiel, vielmehr ein gedachter Fall dieſen wunderſamen „Rauſch des Geiſtes“ zu verſinnlichen und zu erläutern vermag. Wenn ſich ein Weſen unſerer Art denken ließe, das bis zu voller Reife ſeiner Intelligenz und ſeines Körpers auszuwachſen im Stande wäre, ohne je die Welt ſinnlich kennen zu lernen, — und dieſer Menſch träte nun plötzlich aus ſeiner märchenhaften Abgeſchloſſenheit hervor und ſähe den Tag, das Licht, den wunderſamen Glanz,

der vom Himmel her ſich über die tauſendfach gefärbten Erſcheinungen der Erde verbreitet; oder den erſchreckenden Zauber einer klaren Nacht, aus deren Gewölbe die unzähligen zitternden Sterne auf ihn niederſtrahlen: ſo müßte der Eindruck auf ihn ſtärker ſein, als unſere thätigſte, glühendſte Einbildungskraft es ſich vorſtellen kann. Die Wirklichkeit dieſer Welt, von der er bisher nur hatte ſagen hören — das ganze unausdenkbare, ſchauerlich rätſelvolle Wunder, daß etwas iſt, daß dieſes Etwas das ebenſo unausdenkbare All erfüllt, daß dieſes All, oder doch ein Teil von ihm, ſich in unſerm Auge, unſerer Seele ſpiegelt — dieſe plötzliche, ungeheure, furchtbar lebendige Erfahrung, über einen Geiſt herſtrömend, der die Reife hat, ſie zu faſſen, müßte ihn in eine Erregung, einen Rauſch verſetzen, den der gewöhnliche Menſch nur darum nicht kennen lernt, weil ihn das Wunder dieſer Welt langſam an ſich gewöhnt hat, eh' noch ſein denkendes Bewußtſein erwachte. Wäre nun die Seele dieſes Weſens vorbereitet genug, um zugleich auch die ganze Schönheit dieſes uns ſichtbaren Alls zu empfinden; die wunderbare Gewalt der Gegenſätze von Tag und Nacht, Licht und Dämmerung, geformter Ruhe und fließender Bewegung; die geheimnisvolle Freundſchaft und Feindſchaft der Farben und Töne, den belebenden Hauch des Äthers, die unermeßliche, tauſendförmige Fülle des ſich regenden Lebens: ſo würde ihm das Gefühl dieſer Welt ſo über dem Haupt zuſammenſchlagen, daß ſeinem wehrloſen Ich nur die Wahl bliebe, ſich aufzulöſen oder ſich durch die Seligkeit anbetender Hingebung zu retten. Doch auch dieſe Seligkeit, wenn nicht die Gewöhnung ſie abſtumpfte, wenn ſie dauernd über ihn mächtig bliebe, würde bald ſeine Vernichtung ſein. Sie würde die Kraft ſeines Ich, ſeines Bewußtſeins verzehren, das Geſetz des Organismus brechen, das dieſen zu ſelbſtwilliger Vereinzelung zwingt, und ihn in den Abgrund der Natur zurückzerren, wie ſich eine aufgeſtiegene Luftblaſe im Element verliert.

Nun denke man sich das Märchen eines solchen Schicksals, vor dem unser langsames, dumpfes Werden uns sichert, gewissermaßen zur Wirklichkeit geworden in dem verfeinerten Organismus einer höchst empfindlichen, horchsamen, hellsichtigen Dichterseele, deren geheimnisvolle Kraft es ist, das unsichtbare Weben des Naturgeistes zu fühlen und das Wunder dieser Welt wie etwas eben Geborenes, Niegesehenes anzuschauen. Man denke sich diese beseligende Kraft, diese unmittelbare Kindschaft zur Weltseele, in einer träumerischen Jugend emporwachsend, im innigsten Verkehr mit der Natur genährt, in noch unbehülflichen Gesängen ausgesprochen; nicht, wie bei dem vielseitigen, starkgeistigen Goethe, mit dem Sturm und Drang der Jugend abgethan und zu ruhiger Naturbetrachtung verdichtet, sondern heranreifend als eigenste Frucht eines für sie geschaffenen Gemüts, von eifriger philosophischer Spekulation wissenschaftlich bestätigt, als Pantheismus zu heiliger Ueberzeugung geworden, durch den Tiefsinn einer feingemischten Denker- und Dichterkraft in „Morgenduft und Sonnenklarheit" gehüllt. Man denke sich endlich die natürlichen Wirkungen einer solchen Anlage und Entwickelung: die Richtung ins Einsame, die Abwendung von der in ewigem Streit und notwendiger Selbstsucht sich abmühenden Menschenwelt, das stille Gefühl, gleichsam ein Fremder zu sein; die scharfe, zitternde Empfindsamkeit gegen jede rauhe Berührung, die tiefe Sehnsucht, aus aller Bedrängnis, Unruhe, Not und Mühsal sich in den Frieden jener geheimnisvollen Gemeinschaft mit der Weltseele zu retten. Man stelle sich die unausbleiblichen Konflikte eines solchen Gemüts mit dem Weltgang vor: stärkster Drang, den Menschen sein Eigenstes als Dichter zu offenbaren, doch die Unfähigkeit, sich unter ihnen wahrhaft heimisch zu machen; ein Liebebedürfnis, das im Menschengebilde die höchste Offenbarung des Weltgeistes umfassen, anbeten möchte, und das schwere Blut, das sich in die tausend Widerwärtigkeiten der

irdiſchen Einrchtung nicht zu finden weiß; feinſte Empfänglichkeit für alles Reine, Ganze, in ſich Vollendete, weil es ihm ein Spiegelbild des Unendlichen iſt, und die ſtete Verletzung durch den Anblick des Stückwerks, der Scherben, in die die Ich-Welt zerfällt. Man nehme die „Pfeil' und Schleudern des Geſchicks" hinzu, die keinem erſpart bleiben, und gegen die ein ſo geheimnisvoll ernſter, feingeſponnener Geiſt ſich ſchlecht zu wappnen vermag; man laſſe eine höchſte Schickſalsſtunde, eine entſcheidende Erfahrung in ſein Leben treten, die das Innerſte ſeiner Kraft entfaltet, ſeine Dichtergaben bis zu voller Reife durchglüht, alles Große und Verhängnisvolle in ihm auf die Spitze treibt, um ihn dann von dieſer Höhe herab — naturnotwendig — in die Tiefe der Selbſtverzehrung, der Erſchöpfung, der Auflöſung zu ſtürzen: ſo hat man die Erſcheinung und das Schickſal Hölderlin's, das ſich, ſchmerzlich und erſchütternd wie es iſt, nach dem innerſten Geſetz ſeines Organismus vollendet.

Nicht die äußern Ereigniſſe ſeines Lebens haben ihn zu dem gemacht, was er war; nicht die vaterloſe Erziehung durch eine Mutter, die, wie es ſcheint, ſich dieſer Aufgabe ebenbürtig erwies, nicht die Enge der Verhältniſſe — aus der ſo viele unſerer größten Talente kraftvoll heraufwuchſen —, auch nicht die äußere Dürftigkeit, die ihn in abhängige Stellungen hineinzwang: denn bei normalerem Wachstum ſeiner Gaben hätte er, gleich hundert andern, dieſen Zwang nur als Schule des Lebens benutzt und dann von ſich abgeworfen. Auch nicht der Liebesſchmerz um Diotima hat ihn wahnſinnig gemacht. Sein Schickſal war jenes tiefmyſtiſche Element, das nur in einem verhängnisvoll reizbaren Organismus wohnen kann; das ihn der Welt gleichſam gegenüberſtellte, an ſeinen edelſten Lebenskräften ſog und ſie endlich verzehrte. Doch wie ſehr es auch die Blüte, die Seligkeit ſeines Daſeins war, wie es zugleich mit dieſer Menſchenknospe ſich zu entfalten und ihr

gleichſam ein geheimes zweites Leben zu verleihen begann, hat er als gereifter Dichter mit wunderbarer Kraft und Innigkeit auszuſprechen gewußt. Wenn er die „freundlichen Götter“ anredet — die belebenden Geiſter der Natur, die ewig wirkenden Kräfte — ſo redet er zu ihnen wie zu ſeinesgleichen: er fühlt ſich ihnen faſt verwandter als ſeinem eignen Geſchlecht. „Euch kannt' ich beſſer“, ſagt er in dem Fragment eines Geſangs, „als ich je die Menſchen gekannt; ich verſtand die Stille des Äthers, der Menſchen Worte verſtand ich nie!“ Und jene pantheiſtiſchen Freuden ſeiner werdenden Jugend ſchildert er im „Tod des Empedokles“, durch den Mund ſeines Helden das Allereigenſte ausſprechend:

— — O jene Zeit!
Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, geweckt,
Die kindlich ſchlummernde, ſich öffnete,
Lebendig ſie, die Immerjugendlichen,
Des Lebens große Genien
Erkannte. — Schöne Sonne! Menſchen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb mein eigen Herz
Unſterblich liebend zu Unſterblichen,
Zu dir, zu dir, ich konnte Göttlichers
Nicht finden, ſtilles Licht! Und ſo wie du
Das Leben nicht an deinem Tage ſparſt
Und ſorgenfrei der goldnen Fülle dich
Entledigeſt, ſo gönnt' auch ich, der Deine,
Den Sterblichen die beſte Seele gern,
Und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernſten Erde ſich,
Der ſchickſalsvollen, ihr in Jünglingsfreude
Das Leben ſo zu eignen bis zuletzt;
Ich ſagt' ihr's oft in trauter Stunde zu,
Band ſo den teuren Todesbund mit ihr.

Da rauſcht' es anders, denn zuvor, im Hain,
Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —
All' deine Freuden, Erde! wahr, wie ſie —
Und warm und voll — aus Müh' und Liebe reifen,
Sie alle gabſt du mir. Und wenn ich oft
Auf ſtiller Bergeshöhe ſaß und ſtaunend
Der Menſchen Irrſal überſann,
Zu tief von deinen Wandlungen ergriffen,
Und nah mein eignes Welken ahnete,
Dann atmete der Äther, ſo wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Bruſt,
Und, wie Gewölk der Flamme, löſeten
Im hohen Blau die Sorgen mir ſich auf.

Und in derſelben Dichtung, an einer andern Stelle:

Ein Knabe war ich, wußte nicht, was mir
Ums Auge fremd am Tage ſich bewegt',
Und wunderbar umfingen mir die großen
Geſtalten dieſer Welt, die freudigen,
Mein unerfahren ſchlummernd Herz im Buſen.
Und ſtaunend hört' ich oft die Waſſer gehn,
Und ſah die Sonne blühn, und ſich an ihr
Den Jugendtag der ſtillen Erd' entzünden.
Da ward in mir Geſang, und helle ward
Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet, —
Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärt'gen,
Die Götter der Natur, mit Namen nannte,
Und mir der Geiſt im Wort, im Bilde ſich,
Im ſeligen, des Lebens Rätſel löſte.

So wuchs der Jüngling herauf, in der klöſterlichen, aber gründlichen, gelehrten Zucht der ſchwäbiſchen Seminare zum Studenten gereift, durch idealiſche Freundſchaften, dann durch die erſte Liebe beglückt, an Klopſtock, Oſſian, Schiller, an die

Klaſſiker des Altertums mit Begeiſterung hingegeben, ernſter und in ſich gekehrter, als ihm frommen mochte, aber durch ſeine einnehmende Erſcheinung, den ſichtbaren Adel ſeiner Seele leicht die Menſchen gewinnend. Schon ſeine körperliche Schönheit, von apolliniſcher Art, drückte aufs edelſte die innere Stimmung aus und zog zu ihm hin; ein tiefes, glühendes, ſchönes Auge, ein reines Profil, eine hohe Stirn, für eine reiche Gedankenwelt gemacht, natürliche Grazie, und ein beſcheidener, geiſtreicher, nachdenklicher Ausdruck, deſſen ſtiller Gewalt ſich nicht leicht jemand entzog.

Auf den Wunſch ſeiner Mutter, und gleichſam einem württembergiſchen Herkommen gemäß, hatte Hölderlin ſich der theologiſchen Laufbahn zugewandt und trat als achtzehnjähriger Jüngling (1788) im ſchwarzen Gewand des „Stiftlers“ in das berühmte Seminar zu Tübingen ein. Doch von einem andern Drang erfüllt, als ſein Leben in einem ſchwäbiſchen Landpfarrer-Idyll vom Rocken zu ſpinnen, gab er ſich ſeinen beiden Lehrmeiſterinnen, der Philoſophie und der Dichtung, hin, ſchloß einen poetiſchen Bund mit den jungen Lyrikern Neuffer und Magenau, philoſophierte mit Schelling und Hegel, ſeinen aufſtrebenden Genoſſen, entwickelte ſich zu ſchneller Meiſterſchaft im Flötenſpiel (unter Dülon's Leitung), verſuchte ſein Herz an einer zweiten Liebe zu erwärmen, und ſtellte ſich mit Jünglingsfeuer auf die Seite der großen Revolutionen, die gleichzeitig in Deutſchland und in Frankreich — hier im Staat, dort in der Wiſſenſchaft — während ſeiner Studienjahre ſich vollzogen. Im Jahre 1787 war (ſechs Jahre nach der „Kritik der reinen Vernunft“) Kant's „Kritik der praktiſchen Vernunft“ erſchienen, 1790 folgte die „Kritik der Urteilskraft“; 1792 trat Fichte mit ſeiner „Kritik aller Offenbarung“ hervor. Um dieſelbe Zeit brach in Frankreich das Königtum zuſammen, die Proklamierung der „Menſchenrechte“ ſchien ein neues Zeitalter zu verkündigen, und Hölderlin, ein „Jakobiner“ wie

Hegel, umjubelte den Freiheitsbaum, der 1793, am Geburtstage der franzöſiſchen Republik, auf dem tübinger Marktplatze in die ſchwäbiſchen Lüfte ſtieg. Dennoch würde man irren, wenn man in dieſer Begeiſterung des jungen „Stiftlers“ eine tiefere, bleibende Geiſtesrichtung ſuchen wollte. Die langatmigen Hymnen, in denen er um dieſe Zeit die Freiheit, die Menſchheit, den Genius der Jugend beſang und ſich in der Machtſphäre der Schiller'ſchen Muſe, in nachempfundener glänzender Rhetorik bewegte, waren nicht der eigentliche Inhalt ſeiner Seele. Auch die Kantiſche Philoſophie, ſo eifrig er ſich die Ideenwelt von ihr reinigen ließ und neben dem frühreifen Schelling für einen ihrer hingebendſten Anhänger galt, konnte ihn nicht dauernd beherrſchen. Ihn zog es auf allen Wegen zur Natur zurück: in dem ſtillen, träumeriſchen Leben mit ihr, im Studium der Alten, des Spinoza — auf den ihn Jacobi geführt hatte — wuchs ſein Pantheismus groß, ſein myſtiſch hervorquellender und wiſſenſchaftlich ſich erhärtender Glaube an das „Eins in Allem,“ das aus dem Frieden ſeines reinen Seins durch den weltbildenden „Zwiſt der Elemente“, durch das Ineinanderwirken von „Liebe“ und „Streit“ in ewiger Bewegung aus ſich hervorgeht und zu ſich zurückkehrt; — oder, wie er es ſpäter einmal gegen ſeinen Bruder ausdrückt: „Alles unendliche Einigkeit, aber in dieſem allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an ſich, kein Ich iſt, und dieſes ſei unter uns Gott!“ Jedes Einzelne, jedes Ich ſah er im innigſten Zuſammenhang mit dem All, „und wie die beiden nur ein lebendiges Ganzes ausmachen, das zwar durch und durch individualiſiert iſt und aus lauter ſelbſtſtändigen, aber ebenſo innig und ewig verbundenen Teilen beſteht“. So erſchien es ihm denn als der Menſchen Beſtimmung, „den ewigen Vollendungsgang der Natur zu beſchleunigen“, „das Leben der Natur zu vervielfältigen, zu ſondern, zu miſchen, zu trennen, zu binden“; er ſah „alle die

irrenden Ströme der menſchlichen Thätigkeit in den Ocean der Natur laufen, ſo wie ſie von ihm ausgehen". Und hier erfüllte ſich ihm der edle Beruf der Bildnerinnen der Menſchheit, der Philoſophie, der Kunſt, der Religion. Dieſen Weg in das Meer des All, „den die Menſchen größtenteils blindlings, oft mit Unmut und Widerwillen, und nur zu oft auf gemeine, unedele Art gehen, dieſen Weg ihnen zu zeigen, daß ſie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen," das erſchien ihm als das gemeinſame Geſchäft jener idealen Thätigkeiten. Auch ſie wachſen ja aus jenem Triebe hervor, die Natur zu befördern, zu verarbeiten, zu entwickeln, zu vervollkommnen. Die Philoſophie „bringt dieſen Trieb zum Bewußtſein, zeigt ihm ſein unendliches Objekt im Ideal, und ſtärkt und läutert ihn durch dieſes; die ſchöne Kunſt ſtellt jenem Triebe ſein unendliches Objekt in einem lebendigen Bilde, in einer angeſchauten höhern Welt dar; und die Religion lehrt ihn jene höhere Welt gerade da, wo er ſie ſucht und ſchaffen will, d. h. in der Natur, in ſeiner eigenen und in der rings umgebenden Welt, wie eine verborgene Anlage, wie einen Geiſt, der entfaltet ſein will, ahnen und glauben."

So ſteht der Menſch mit ſeinem ordnenden Bewußtſein in der unbewußten, unendlich geteilten und doch in ſich einigen Welt, ihr überlegen und ihr dahingegeben, ein Ganzes für ſich und doch ein Nichts ohne ſie: der tiefe, unlösbare Zuſammenhang zwiſchen dem Ich und dem Nicht-Ich, dem Einzelnen und dem Ganzen, bildet das All. „Es iſt die erſte Bedingung alles Lebens und aller Organiſation, daß keine Kraft monarchiſch iſt im Himmel und auf Erden. Die abſolute Monarchie hebt ſich überall ſelbſt auf, denn ſie iſt objektlos; . . . Alles greift ineinander und leidet, ſo wie es thätig iſt". Dies ſagt die Erkenntnis; — doch die Kraft des myſtiſchen Gefühls belebt nun erſt dieſes „Ein und All". Die Seele

der Welt, in den ſchaffenden Elementen ausgebreitet, in Licht und Äther, Waſſer und Erdreich das horchende Ich umwebend, legt ſich ihm geheimnisvoll ans Herz. Sinne und Geiſt zugleich überwältigend, im Bewußtſein des Ich ſich gleichſam eine Stätte grabend, wo ſie ſich in ſich ſelbſt erfaſſen kann, enthüllt ſie ihm das Wunder ihrer ewigen Harmonie mitten im ewigen Streit und erweckt ihm die Sehnſucht, in die Stille jener Harmonie zurückzufließen.

Dieſe Welt des Gemüts, dieſes Reich der Erkenntnis thun ſich dem ſtrebenden Hölderlin zwar nicht auf einmal auf: was ich hier davon zuſammenzufaſſen ſuche, ſind die Reſultate ſeiner reifen Zeit, in gelegentlichen Andeutungen auftauchend oder aus myſtiſch-poetiſcher Bilderſprache zu erraten, nirgends als ein Syſtem auseinandergelegt. Als er Tübingen nach vollendeten Studien — im Herbſt 1793 — verließ, war er noch in jugendlicher Unklarheit über die Welt und ſich, ſuchend und unbefriedigt; das Original zu dem Helden ſeines ſchon in Tübingen begonnenen Romans „Hyperion“, deſſen erſtes Fragment ein Jahr ſpäter in Schiller's neuer „Thalia“ erſchien. In dieſem Fragment ſtrömt er in lyriſcher, rhythmiſch geſteigerter Proſa die Leiden ſeiner eigenen Jugend aus: die Enttäuſchung der Liebe (da er nicht ſein Mädchen, ſondern ſein Ideal geliebt hatte), das ſchwere Blut, das ihn ſo mutlos machte, die tiefe Empfindlichkeit, — und das Auf- und Niederſchwanken zwiſchen poetiſcher Traumſeligkeit und philoſophiſchem Wahrheitsdurſt, das ihn nicht zu ſich ſelber kommen ließ. „Noch ahn' ich, ohne zu finden“, ſeufzt Hyperion am Schluß. „Ich weiß nicht, wie mir geſchieht, wenn ich ſie anſehe, dieſe unergründliche Natur; aber es ſind heilige, ſelige Thränen, die ich weine vor der verſchleierten Geliebten. Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn der leiſe geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Äther, und hinein ins

heilige Meer, und mir wird, als ſchlöſſe ſich die Pforte des Unſichtbaren mir auf und ich verginge mit allem, was um mich iſt, bis ein Rauſchen im Geſträuche mich aufweckt aus dem ſeligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausging. Meinem Herzen iſt wohl in dieſer Dämmerung. Iſt ſie unſer Element, dieſe Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen? . . . Aber ich kann nicht! ich ſoll nicht! Es muß heraus, das große Geheimnis, das mir das Leben giebt oder den Tod."

Ehe dieſes ahnungsvolle Verlangen ſich ihm erfüllen und ſein Geiſt durch tiefſte Freuden und Schmerzen der ihn verzehrenden Klarheit zureifen ſollte, teilte er das Los aller Werdenden, mitten unter den Gewordenen ſich ſeinen Weg zu ſuchen, an ſich zu bilden und bilden zu laſſen, und jene ſonderbare Miſchung von unbegrenztem Selbſtvertrauen und tiefgefühlter Unzulänglichkeit zu ertragen, die der aufſtrebenden Jugend eigen iſt. Hölderlin, deſſen Gemüt die Hornhaut fehlte, die zum Siegfried macht, trug dieſe Werdezeit ſchwer. Das Schickſal ſchien ihn mehr als andere zu begünſtigen: es ließ ihn ſeinen erſten Verſuch als Hofmeiſter — wozu ſeine theologiſche Laufbahn ihn beſtimmte — im Hauſe einer unſerer bedeutendſten Frauen, der Charlotte von Kalb, machen, die dem anziehenden Jüngling herzliche Teilnahme ſchenkte und ihn auf jede Art zu fördern bemüht war. Es führte ihn nach Jena und Weimar, in Schiller's Kreis, den er ſchon in Württemberg kennen gelernt, der ihn an ſich zog, ihn bald „ſeinen liebſten Schwaben" nannte, das noch unfertige Dichtertalent durch Rat und Hülfe zu entfalten ſuchte. Es gab ihm Gelegenheit, ſich an Fichte, Herder und Goethe anzuſchließen und in der geiſtigſten Atmoſphäre der Welt zu erproben, was er aus ſich machen könnte. Doch die Ungenügſamkeit, die ſeiner ins All ſtrebenden Seele angeſchaffen war, verließ ihn auch unter den günſtigſten Umgebungen nicht. Aus dem

Hauſe der Frau von Kalb treibt ihn der Unmut fort, als Erzieher wenig zu leiſten und in ſeiner Selbſtbildung ſich gehemmt zu ſehen; aus Jena, wo er dann als Schüler Fichte's, als Dichter und Philoſoph für ſich ſelber lebt, bannt ihn nicht bloß die äußere Not, auch der Unfrieden ſeines Ehrgeizes hinweg. Er fühlt ſich vor Schiller, dem er ſein ganzes leidenſchaftliches Herz ergeben hat, zu klein; die Gegenwart dieſes Größeren „nimmt ihm die Ruhe"; aus der Ferne, nachdem er in die Heimat zurückgegangen, bekennt er: „Ich war immer in Verſuchung, Sie zu ſehen, und ſah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts ſein konnte." Und noch ſpäter (in der Frankfurter Zeit) fügt er das ſonderbare, faſt rührende Geſtändnis hinzu: „ . . . Aber glauben Sie, daß ich denn doch mir ſagen muß, daß Ihre Nähe mir nicht erlaubt iſt? Sie beleben mich zu ſehr, wenn ich um Sie bin. Ich weiß es noch ganz gut, wie Ihre Gegenwart mich immer entzündete, daß ich den ganzen andern Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. So lang' ich vor Ihnen war, war mir das Herz faſt zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zuſammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erſt in den Boden geſetzt hat. Man muß ſie zudecken um Mittag." Und ſo bleibt ihm auch in der Entfernung, bei einer Anhänglichkeit voll des edelſten Gefühls, der Schmerz „eines geheimen Kampfes mit Schiller's Genius, um ſeine Freiheit gegen ihn zu retten".

Als er Jena verließ und zunächſt in die Heimat, nach Nürtingen, zurückkehrte, war er 25 Jahre alt; ſchon tief zu Boden gedrückt durch das Bewußtſein, daß er noch nichts erreicht hatte, ſich einem „alten Blumenſtock" vergleichend, „der ſchon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße geſtürzt iſt, und ſeine Sprößlinge verloren und ſeine Wurzel verletzt hat". So verlebt er das Jahr, in der Stille des mütterlichen Hauſes mit ſeinem innern Prozeß und dem

„Hyperion“ beſchäftigt, oder auf kleinen Ausflügen die alten Freundſchaften auffriſchend; ſo tritt er endlich am Anfang des folgenden Jahres — im Januar 1796 — in das verhängnisvolle neue Leben ein, ahnungslos, wie viel Glück und Unglück er hier finden ſollte. Einer ſeiner Jugendfreunde, Sinclair, in heſſen-homburgiſchen Dienſten, hatte ihm eine neue Hofmeiſterſtelle in einem angeſehenen Hauſe zu Frankfurt am Main verſchafft, in der Familie des Kaufmanns Gontard, der ſich faſt zehn Jahre früher mit der Hamburgerin Suſette Borkenſtein verheiratet hatte und drei Kinder von ihr beſaß. Die ſchöne Frau, von außerordentlicher Anmuth der Geſtalt und ungewöhnlich edler Bildung des Geſichts wie der darin wohnenden Seele, unzweifelhaft reichbegabt, ein echtes Kind ihrer ſchwärmeriſch ſtrebenden, nach harmoniſcher Vollendung des Menſchen ringenden Zeit, zartfühlend und leichtbeweglich, in ihrer Ehe geiſtig einſam, da der Gatte nur für ſein kaufmänniſches Geſchäft und für oberflächliche Zerſtreuungen lebte, — dieſe in jedem Sinne anziehende Frau ſtand damals noch in der Blüte ihrer Jugend, vielleicht Hölderlin an Jahren gleich, wenn auch an Erfahrung und Fähigkeit, das Leben zu führen, ungleich gereifter als er. Das Zuſammentreffen dieſer beiden Menſchen durfte wol für das Schickſal ihrer Gemüter verhängnisvoll ſein: beide vom Bedürfnis eines idealern Daſeins erfüllt, beide unbefriedigt, beide in der Liebe zur Natur, in der Richtung auf äſthetiſche Erſcheinung und Form, in Zartheit der Empfindung verwandt, und ſelbſt durch gleichartige Schönheit wie für einander beſtimmt. Indem Hölderlin in dieſe Sphäre hineintrat, ſollte ſich wunderbarerweiſe für ihn erfüllen, was in allen Liebesträumen ſeiner Jugend geſtaltlos ihm vorgeſchwebt, was er in Melite, der Heldin ſeines „Hyperion“, aufs überſchwänglichſte zu ſchildern verſucht hatte: die Zuſammenfaſſung der Weltſchönheit in Einer Geſtalt, die das „Eins in Allem“ in das „Alles in Einem“ umkehrt und

ſeinen pantheiſtiſchen Drang, in den Schoß der Weltſeele zurückzuſinken, in ſeliger Befriedigung des Ich verflattern läßt. Denn dieſes Ich iſt nun nicht mehr mit ſich ſelbſt allein: dem ſchönen Du, das die Harmonie des Weltalls in ſich wiederſpiegelt, giebt es ſich in reinſtem Glück zum Opfer hin, empfängt das Höchſte zurück, und in dieſer liebenden Vereinigung ſieht er das Geheimnis des Weltzuſammenhangs erfüllt und vollendet.

„Ich wollt', es ginge Dir wie mir", ſchreibt er im Juni (1796) an ſeinen Jugendfreund Neuffer, das Siegel brechend, das dem in ſich gekehrten, verſchwiegenen Menſchen bis dahin die Lippen ſchloß. „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte ſonſt wohl glauben, ich wiſſe, was ſchön und gut ſei, aber ſeit ich's ſehe, möcht' ich lachen über all mein Wiſſen. Lieber Freund! es gibt ein Weſen auf der Welt, worin mein Geiſt Jahrtauſende verweilen kann und wird, und dann noch ſehen, wie ſchülerhaft all unſer Denken und Verſtehen vor der Natur ſich gegenüber befindet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geiſt und Gemüt und Geſtalt iſt Ein ſeliges Eins in dieſem Weſen. Du kannſt mir glauben, auf mein Wort, daß ſelten ſo etwas geahndet, und ſchwerlich wieder gefunden wird in dieſer Welt. . . . Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir ſo durchaus thöricht erſcheinen, ſo unbegreiflich wie den Kindern. Es iſt auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken, und ebendeswegen läßt ſo wenig ſich von ihr ſagen. . . . Könnt' ich ans Herz Dich drücken! Das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich!" Und acht Monate ſpäter (im Februar 1797): „Ich habe eine Welt von Freude umſchifft, ſeit wir uns nicht mehr ſchrieben. Ich hätte dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals ſtillgeſtanden wäre und zurückgeſehen hätte. Die Woge trug mich fort, mein ganzes Weſen war immer zu ſehr im Leben, um über ſich nachzudenken. Und noch iſt es

ſo! noch bin ich immer glücklich wie im erſten Moment. Es iſt eine ewige, fröhliche, heilige Freundſchaft mit einem Weſen, das ſich recht in dies arme, geiſt- und ordnungsloſe Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsſinn iſt nun vor Störung ſicher. Er orientiert ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt beſänftigt, erheitert ſich täglich in ihrem genügſamen Frieden. Ich ſage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. . . . Ich dichte wenig und philoſophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen, mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schickſal mir mein glücklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher.

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig ſein wirſt, umſtändlicher von meinem Glücke mich ſprechen zu hören. Aber ich darf nicht! . . . Es iſt auch immer ein Tod für unſere ſtille Seligkeit, wenn ſie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber ſo hin in fröhlichem, ſchönem Frieden wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen, und ſo brauchte es keine Worte mehr! Sie iſt ſchön wie Engel. Ein zartes, geiſtiges, himmliſch-reizendes Geſicht. Ach! ich könnte ein Jahrtauſend lang in ſeliger Betrachtung mich und alles vergeſſen, bei ihr, ſo unerſchöpflich reich iſt dieſe anſpruchsloſe ſtille Seele in dieſem Bilde! Majeſtät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernſt, und ſüßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geiſt, alles iſt in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Teurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu teil.“ Auf dem Bache zu ſchiffen iſt keine Kunſt. Aber wenn unſer Herz und unſer

Schickſal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann."

Den innigen Zuſammenhang dieſer beiden Menſchen zu vollenden, hatte der Krieg, der im Sommer 1796 vom Rhein her die Frankfurter Gegend zu überſchwemmen drohte, ihn gleichſam zum eigentlichſten Gefährten ihres Lebens gemacht: er geleitete ſie auf ihrer Flucht, während Gontard allein in Frankfurt zurückblieb, zog mit ihr und den Kindern nach Kaſſel, nach Driburg, und kehrte erſt im Spätjahr mit ihnen in ihr Haus zurück. In dieſer Zeit ſcheint die Wärme des Gefühls ſich entwickelt zu haben, das als ideale Freundſchaft begann, in ſtiller Unaufhaltſamkeit zur Liebe wuchs, bis es ihm und ihr den Abgrund zeigte, der entweder ihr ſittliches Daſein oder ihr Glück verſchlang. Wie das alles ſich entwickelte, wie weit — bei aller Reinheit der Geſinnung — ſie doch die Leidenſchaft führte, darüber klären uns keine unmittelbaren Zeugniſſe auf; nur ſeine Dichtungen laſſen uns den Schleier lüften und die Stärke, die Kämpfe und den ſittlichen Heroismus dieſer Liebe ermeſſen. Im „Hyperion", den Hölderlin neu zu ſchreiben begonnen und ſtatt eines wirklichen Romans als ein Gemälde ſeiner Seele mit lyriſchem Ungeſtüm entworfen hatte, liegt die Geſchichte der Frankfurter Zeit klar vor unſern Augen; die Heldin Melite der erſten Conception hat ſich in Diotima verwandelt, Diotima iſt die geliebte Frau, die er fortan nur unter dieſem Namen beſingt, und unter dem durchſichtigen Gewande der Dichtung enthüllt ſich, was er erlebt, während er's erlebt, wie in einem Tagebuch, das vor dem Auge der Neugier offen daliegt, doch ſeinen eigentlichen Inhalt durch Geheimſchrift zu verbergen ſucht. Ja ſo ſehr iſt dieſes Buch zum Gefäß ſeiner perſönlichen Schickſale geworden, daß man es nur verſtehen und genießen kann, wenn man dies weiß. Das Verhältnis des Hyperion zur Diotima, die Schmerzen, die Kämpfe, endlich die gewalt-

ſame Auflöſung, ſind ſonderbar, unbegründet, ſcheinen launiſche Willkür des Dichters zu ſein, wenn man ſich nicht dieſen unſchuldigen Herzensbund eines reinen Jünglings und eines freien Mädchens in das verderbliche Verhältnis umwandelt, das eine verheirathete Frau mit dem Erzieher ihrer Kinder verbindet. Um dies zu ſchildern, ſubjektiv leidenſchaftlich auszuſtrömen, zwingt der Dichter ſeinen Geſtalten fremdes Leben auf, erfindet ihnen Konflikte, die der einfachen Empfindung widerſtreiten, und entſtellt ſo ſein Kunſtwerk, um uns ein wunderſames Denkmal ſeines Innern zu laſſen.

Was die Liebe zu Diotima ihm bedeutete, ſpricht ſein Ebenbild Hyperion an hundert Stellen in Freuden und Schmerzen aus; er ſchildert mit lyriſcher Gewalt, wie dieſe ſchönſte Offenbarung der Natur ſeinem Herzen erſchien. „Ich hab' es einmal geſehen, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis aus Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!" — „Ich brauche die Götter und die Menſchen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel iſt ausgeſtorben, entvölkert, und die Erde, die einſt überfloß von ſchönem, menſchlichem Leben, iſt faſt wie ein Ameiſenhaufe geworden. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menſchen der Erde vergeſſ' ich in dir. Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts als meiner ſeligen Inſel." . . . „Was iſt alles, was in Jahrtauſenden die Menſchen thaten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe? Es iſt aber auch das Gelungenſte, Göttlichſchönſte in der Natur! Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir." . . . „Nur ihren Geſang ſollt' ich vergeſſen, nur dieſe Seelentöne ſollten nimmer

wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen. Nur wenn ſie ſang, erkannte man die liebende Schweigende, die ſo ungern ſich zur Sprache verſtand. . . . Tauſendmal hab' ich es ihr und mir geſagt: das Schönſte iſt auch das Heiligſte. Und ſo war alles an ihr. Wie ihr Geſang, ſo auch ihr Leben. Unter den Blumen war ihr Herz zu Hauſe, als wär' es eine von ihnen. Sie nannte ſie alle mit Namen, ſchuf ihnen aus Liebe neue, ſchönere, und wußte genau die fröhlichſte Lebenszeit von jeder. Wie eine Schweſter, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gern zuerſt gegrüßt ſein möchte, ſo war das ſtille Weſen mit Aug' und Hand beſchäftigt, ſelig zerſtreut, wenn auf der Wieſe wir gingen, oder im Walde. Und das war ſo ganz nicht angenommen, angebildet, das war ſo mit ihr aufgewachſen. . . . Sie ſchien immer ſo wenig zu ſagen, und ſagte ſo viel. . . . So bedürfnislos, ſo göttlich-genügſam hab' ich nichts gekannt. Wie die Woge des Oceans das Geſtade ſeliger Inſeln, ſo umflutete mein ruheloſes Herz ihren Frieden. Ich hatt' ihr nichts zu geben als ein Gemüt voll wilder Widerſprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben als meine grenzenloſe Liebe mit ihren tauſend Sorgen, ihren tauſend tobenden Hoffnungen; ſie aber ſtand vor mir in wandelloſer Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldenen Morgenſtunden von höhern Regionen der Genius weiſſagt, es war alles in dieſer einen ſtillen Seele erfüllt." Und wie er in einer andern, ſpätern Dichtung („Emilie vor ihrem Brauttag") den Liebenden zur Geliebten ſagen läßt, indem er wieder ſein eigenes Glück und Schickſal ſchildert:

. . . Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Woge ſtieg,
Das Himmliſche, mir ſchwindet, ſeh' ich dich,
Und, eine ſchöne Götterbotin, mahnſt

Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, sänftigest du mich.
Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Ueberredens süße Gabe mir,
Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt;
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd' dir wiederkehre, heilst du mich,
Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

Daß eine Liebe, eine Anbetung von so überfließender, geheimnisvoller, grenzenloser Art das Gemüt einer tiefsfühlenden und liebebedürftigen Frau überwältigen mußte, begreift sich so leicht, daß es keines Wortes darüber bedarf. Wie es ihrem Herzen erging, hat Hölderlin ohne Zweifel in den Bekenntnissen der Diotima geschildert, die er sie an den geliebten Hyperion schreiben läßt: „Ich fand Dich wie Du bist . . . Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an, und kindisch furchtlos spielt' ich um Deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten Dich; böser Mann! nur, um Dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß Du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich Dir in Dein geliebtes Herz sah . . . Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst Du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von Dir, von Dir nur hofft' ich alle Genesung . . . Hyperion! Hyperion! hast Du nicht mich, die Unwürdige, zur Muse gemacht?" — Und Hyperion schreibt: „War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen

Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unſchuldigen Bäume, die uns belauſchten, und das Tageslicht und den Äther! war ſie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens? Wo iſt das Weſen, das, wie meines, ſie erkannte? in welchem Spiegel ſammelten ſich, ſo wie in mir, die Strahlen dieſes Lichts? erſchrak ſie freudig nicht vor ihrer eigenen Herrlichkeit, da ſie zuerſt in meiner Freude ſich gewahr ward? Ach! wo iſt das Herz, das ſo, wie meines, überall ihr nah war, ſo, wie meines, ſie erfüllte und von ihr erfüllt war, das ſo einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da iſt." . . . „Eh' es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an. Wenn ich ſo mit allen Huldigungen des Lebens, ſelig überwunden, vor ihr ſtand, und ſchwieg, und all mein Leben ſich hingab in den Strahlen des Auges, das ſie nur ſah, nur ſie umfaßte, und ſie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken; wenn ich oft, begraben in Luſt und Schönheit, bei einem reizenden Geſchäfte ſie belauſchte, und um die leiſeſte Bewegung, wie die Biene um die ſchwanken Zweige, meine Seele ſchweift' und flog, und wenn ſie dann in friedlichen Gedanken gegen mich ſich wandt', und, überraſcht von meiner Freude, meine Freude ſich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder ſucht' und fand — Wenn ſie, wunderbar allwiſſend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Weſens, im Momente, da er begann, noch eh' ich ſelbſt ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn ſie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge ſah', wenn ſie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und ſorgſam trübe Stunden ahnete, indes mein Geiſt zu unenthaltſam, zu verſchwenderiſch im üppigen Geſpräche ſich verzehrte; wenn das liebe Weſen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechſel meiner Wange mir verriet, und oft in freund-

lichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt' und ſtrafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einſt mir ſagteſt, es ſei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen. Gehörten wir da nicht längſt uns an?" . . . „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In dieſen Tagen des Glücks regten ſich alle ſeine Kräfte. Er entfaltete nun endlich ſeine dichteriſche Eigenart, wie ſie ſich zunächſt in den kleinen lyriſchen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeiſterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenſchaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie ſeiner rhythmiſchen Proſa aus, verſuchte auch ein Trauerſpiel „Agis" zu ſchreiben, und rang zugleich in Studien der verſchiedenſten Art, philoſophiſchen, botaniſchen, mathematiſchen, juriſtiſchen, nach einer Vielſeitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung ſeines dichteriſchen Talents notwendig erſchien. Er nahm ſein Flötenſpiel wieder auf, als die natürlichſte Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeiſter nach Frankfurt kam und damals auf ſeine Weiſe in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigſten Umgang: die Ergänzung ſeiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verſtandesmenſchen, bei denen man ſich ſo gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Um Oſtern 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" im Cotta'ſchen Verlag (durch Schiller's Vermittelung) erſchienen. Sein dichteriſcher Wettlauf mit den Meiſtern war begonnen; größere und reifere Werke ſchwebten ihm vor, und aus ſo vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenſchaftlich ſein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen geſteigert ward, die die geliebte Diotima von ſeinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo ſein vergiftetes Glück ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Beſitz; und ſeine Leidenſchaft mußte ſich endlich bekennen, daß ſie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte ſehen, wie ſie unter dieſem Bewußtſein litt, wie ſie ſich dem Verderben zu entwinden ſtrebte, das doch zugleich das höchſte Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband ſie nichts als ihr Wort, und daß ſie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensſtörer in ihr Haus geführt. Vor dieſem unwürdigen Beſitzer zurückzutreten, die, wie es ſcheint, rohe und niedrige Art dieſes Mannes in Diotima's Sphäre herrſchen zu ſehen, ſeine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in ſeinem Gewiſſen zu fühlen, daß er vor dem Sittengeſetz im Unrecht ſei — dies alles warf ihn in einen Zuſtand der Qual und der Seelenkämpfe, der ſeinen leicht verletzbaren Organismus zu zerſtören begann. Er vermochte nicht, ſich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem ſie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren ſuchten, die es vor ihrem Bewußtſein rechtfertigen konnte, verzehrten ſie in dieſem Kampf ihre beſte Kraft, und eine wachſende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüſter der Menſchen, gegen das Schickſal ſetzte ſich in Hölderlin's Herzen feſt. „O Freund!“ ſchreibt er ſchon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verſtummen: „ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich will es Dir geſtehen, daß ich glaube, ich ſei beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine

Jugend wieder! Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß.“ Er lehnt ſich fort, und doch kann er nicht geben: — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigſtens in der Heimat einmal von dieſen Leiden auszuraſten: „Ich ſuche Ruhe, mein Bruder!“ ſchreibt er nach Haus; „beſter Karl! ich ſuche nur Ruhe.“ . . . „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich ſtörte. Sagſt Du, ich ſoll nicht achten, was mich leidend macht, ſo ſag' ich Dir, ich müßte einen Leichtſinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menſchen brächte, unter denen ich lebe.“ Und wieder ſpäter (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, ſehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menſchen jemals ausſprach, weil nicht alles auszuſprechen iſt, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beſte, was an mir iſt, ſei noch nicht untergegangen.“ . . . Deutlicher, als in dieſen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern ſpricht ſich ſein Elend im „Hyperion“ aus, bald verhüllter, bald in perſönlichſtem Schmerz. „Sie war mein Lethe, dieſe Seele,“ ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeins trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher . . . . O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele iſt wie ein Fiſch, aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet in der Hitze des Tages.“ — „Ich muß vergeſſen, was ſie iſt. . . . Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen ſoll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.“ . . . „O wie manchmal

lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, ſund ſtand bewundernd auf, und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden. . . . Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert."

Dieſem tödlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual ſollte endlich ein Zuſammenſtoß mit dem eiferſüchtigen Herrn dieſes höchſten Guts ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlin's erſchüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotima's Gemahl, in einer Anwandlung von Eiferſucht, die er ſonſt nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach ſeiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgeſtört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derſelben Nacht ohne Abſchied von dannen gegangen ſei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umſtände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlin's Diotima"), wonach Gontard's Stimmung künſtlich durch eine mißgünſtige dritte Perſon aufgereizt worden wäre, ohne daß irgend eine Verſchuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch ſein mag: gewiß iſt, daß dieſer plötzlichen Entſcheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die ſich ohne ein langſames Heranwachſen der Kataſtrophe nicht wohl erklären läßt. So ſchreibt Hölderlin an ſeinen Bruder nach der Flucht: „Beſter! wie oft hätt' ich Dir gern geſchrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte." Früher oder ſpäter mußte ein gewaltſames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieſer Zuſammenſturz unmöglicher Ver-

hältniſſe, ſo tief er in Hölderlin's Seele ſchnitt, doch für den Reſt ſeiner Geiſteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, ſich in Entſagung zu faſſen; ſich auf den Troſt zu beſinnen, der in den Tiefen ſeiner Weltanſchauung lag, und ſein durch Leiden geadeltes Gemüt in den ſchönſten Geſängen auszuatmen, die dieſe Zeit der Selbſtbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach faſt dreijährigem Zuſammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo ſein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Teilnahme empfing, und ſuchte hier die blutende Wunde zu ſtillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abſchiedsworte“ und „Nachruf“, zeigen ſeinen Schmerz; mit ganzer Leidenſchaft riß er ſeinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu ſterben“, um „an des Genius Feinden ſeine Seele zu rächen“, — vielleicht auch um in irgend einer Zukunft ſich ſo den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unſterblich, und für immer zu verzichten, mochte ihm noch unfaßbar erſcheinen. Er ſchrieb am „Agis“ fort, vollendete den „Hyperion“ (deſſen Schlußband um Oſtern 1799 erſchien), entwarf den Plan zu einer Zeitſchrift „Iduna“, der freilich ſcheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigſtens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerkſamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten löſte ſich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwiſchen ihnen hin und her, die ſpäter dem Untergang geweiht worden ſind; es ſollen auch Zuſammenkünfte ſtattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls ſcheint es unzweifelhaft, daß wenigſtens ein geheimes Wiederſehen erfolgte, um den endlich beſchloſſenen ewigen Abſchied zu nehmen. Denn auf dieſe letzte Trennung, deren Notwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wunderſame Gedicht „Der Abſchied“ deuten, das

als das beredteſte Denkmal dieſes Schickſals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlin'ſchen Genius, ſeiner Formbeherrſchung, ſeiner Gedankenwelt und ſeiner Entſagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei!

Reich' die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen, und friedlich,
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geiſt uns auf. —

Hölderlin's Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht mißverſtehen will — war ihm Religion: ſo ſoll ihm nun wieder ſeine Religion, ſein ſeelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor verſenkt er ſich in das große, tragiſche, herzerhebende Geheimnis der Welt; ſeine Kraft, es zu durchdringen, iſt durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" geſtählt — wie er es im „Empedokles" tiefſinnig ausſpricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Iſt heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide ſich, ... und trinkt
Am Todeskelche ſich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es iſt; warum nicht der Menſch? „Ich bin ruhig," läßt er ſeinen Hyperion ſagen, „denn ich will nichts Beſſeres haben als die Götter. Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind, und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambiſchen Begeiſterung getragen, die ſeine Proſa ſo ſteigert, daß man ſie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man ſie in die nicht geſchriebenen, aber gefühlten Versreihen teilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze verſöhnende Myſtik ſeines Glaubens:

O, du mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menſchendingen den Traum,
Und ſage: nur du lebſt,
Und was die Friedensloſen
Erzwungen, erdacht,
Es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

. . . Es fallen die Menſchen
Wie faule Früchte von dir;
O laß ſie untergehn,
So kehren ſie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umatme

Mit all deinen knospenden Zweigen! . . .
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und
Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Iſt unſre Liebe! —
Frei ſind wir, gleichen uns
Nicht ängſtig von außen;
Wie ſollte nicht wechſeln
Die Weiſe des Lebens?
Wir lieben den Äther doch all',
Und innigſt im Innerſten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geſchieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verſtehen es nicht.
Lebendige Töne ſind wir,
Stimmen zuſammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden ſcheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerſtörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du biſt; was iſt denn der Tod
Und alles Wehe der Menſchen? . . .
Wie der Zwiſt der Liebenden ſind
Die Diſſonanzen der Welt.

Verſöhnung iſt
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet ſich wieder.
Es ſcheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben iſt alles.

So überwindet der Denker, der Myſtiker das Leid, das den Menſchen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, ſinnlich-überſinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entſagende Faſſung eines edlen Gemütes ausgeſprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menon's Klage um Diotima“ gethan, der, wie es ſcheint, nicht mehr in der Homburger Zeit, ſondern (man vergleiche die ſiebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entſtand. Er hatte inzwiſchen, um bekannter zu werden und ſein Leben zu friſten, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag“ geſchrieben, in der er freilich eine Tonart anſchlug, die ihm nicht entſprach; er hatte das Reichſte und Beſte ſeiner Perſönlichkeit in den „Tod des Empedokles“ hineingedichtet, in dem er die höchſte Steigerung ſeiner eigenen myſtiſchen Natur in einem tragiſchen Helden zu geſtalten ſuchte, der, nachdem ihn das Leben gleichſam ausgeſtoßen, freiwillig und feierlich in den Schoß der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das Letzte gethan und ſich aus Diotima's Nähe losgeriſſen, um, wenn es ſein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegiſcher Verklärung zuſammen:

Immer kannst du noch nicht, o meine Seele, noch kannst du's
Nicht gewohnen, und träumst mitten im eisernen Schlaf!
Festzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen: —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Ferner nahe mir sein, und lächeln muß ich und staunen,
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.
Licht der Liebe! scheinest du denn auch Toten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, seid, ihr abendrötlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, schweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmlischen Glücks, und ihr, hochschauende Sterne,
Die mir damals oft segnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einst nahe dem Herzen,
Einst wahrhaftiger, einst heller und schöner gesehn . . .
Denn sie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, sie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn sie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln
Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aesten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Gespräch, in Einem Seelengesange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Übrige mir . . .
Dies ist's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos sitze den Tag und stumm, wie die Kinder,

Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht, . . .
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die ſchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen,
Schweigend wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt,
Götterkind! erſcheineſt du mir, und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, höhere Dinge mir zu? . . .
Ja, noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heiterſinnender Stirne
Segnend und ſicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugeſt du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es andern
Wiederſage, denn auch andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.
So will ich, ihr Himmliſchen! denn euch danken, und endlich
Atmet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet . . .
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche ſind ja
Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! . . . und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir mit gemeinſamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,

Dort, wo die Adler ſind, die Geſtirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Muſen, woher Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf tauender Inſel begegnen, . . .
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieſer Dichtung den traurigen Sieg der Reſignation durch die Meiſterſchaft der Kunſt verklärt und den Gipfel ſeines Könnens erſtiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieſer Zeit an ſinkt ſeine Lebensflamme zuſammen; in ſo früher Jugend flackert ſie dem Erlöſchen zu. Sich ein Leben unter den Menſchen zu gründen, wie es Menſchenart iſt, war ihm, dem gleichſam zwei Welten angehörenden Fremdling, verſagt; nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geiſt gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne feſten Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur ſein eigentliches Ich, ſein denkendes, ſchaffendes Bewußtſein, in ſich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendaſein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greiſenalter die gröberen, erdigen Elemente ſeines Ich zuſammenhielt. Schon als Hölderlin zuerſt ins „feindliche Leben" hinaustrat — ſchon in Waltershauſen, im Hauſe Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, ſich in das Unzulängliche aller menſchlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an ſeinen feinſten Organen: ſchon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an ſeinem Kopfe zu leiden", und dieſer Vorbote der zukünftigen Zerſtörung erſchien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgend einem Punkte ſeiner Exiſtenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbſt von 1796, wo das freieſte, innigſte Zuſammenleben mit Diotima und eine ſtärkende Kur ihn verjüngt hatten, ſchien er auch von dieſem Leiden ganz geneſen zu ſein; aber die tiefen Bedrängniſſe, die dann

folgten, warfen ihn auf die abschüssige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erschien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu sehn; die Reizbarkeit seines Gemüts war schon zur Krankheit gediehen. Nur seine dichterische Kraft hielt sich noch auf der reinen Höhe, die sie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieser und der nächsten Zeit stammt eine Reihe seiner edelsten, gehaltvollsten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beseelter Reflexion, in der Vorneigung für beschauliche, idyllische oder festliche Gesänge hervor. Aber die Heimatlosigkeit seines Daseins sollte ihn nicht verlassen. Da, was er als Dichter leistete, weder seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfristung genügte, da ein Versuch, in Jena als Docent sich festzusetzen, mißlang, die theologische Laufbahn seinem Innersten widersprach, so mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und versuchte zuerst in Stuttgart (bei Landauer, einem seiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konstanz, endlich in Bordeaux, im Hause des hamburgischen Konsuls, sich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu weihen, nach Eurem Willen", wie er schwermütig an die Seinigen schreibt. Vielleicht, daß eben dieser Wechsel von Ort zu Ort, diese raschen Änderungen des Klimas, der Lebensweise, der ganzen umgebenden Welt den Zerstörungsprozeß beschleunigten, der sich der Werkstatt seines Geistes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotima's Erkrankung und Sterben sollte ihn, wie es scheint, vollenden. Susette Gontard hatte (wie Rullmann in dem oben erwähnten Aufsatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlin's Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, sein Unrecht zu bekennen und, soviel es möglich war, zu sühnen; sie hatte endlich den äußeren Frieden mit ihm wiederhergestellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geist und Körper behalten, die, wie es scheint, dem ersten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angesteckt, in heftiges

Fieber verfallen, ſtarb ſie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre, nachdem Hölderlin ſich von Homburg und ihr losgeriſſen hatte. Der Unſelige erfuhr vielleicht noch in Bordeaux, daß ſie gefährlich erkrankt ſei; — nicht ſchon ihren Tod, wie Rullmann, im Widerſpruch mit der Chronologie, irrtümlich berichtet. Er verläßt Bordeaux, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerglut, vernimmt unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotima's Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnſinniger wieder auf, nach ſeinem eigenen ſchauerlichen Wort „von Apollo geſchlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthiſſon's Zimmer (der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war) eine Geſtalt, die dieſer nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erſchrocken fährt Matthiſſon auf; die fürchterliche Erſcheinung ſteht eine Weile da, ohne zu ſprechen, nähert ſich ihm dann, neigt ſich über den Tiſch und murmelt mit dumpfer Stimme: „Hölderlin"; dann ſtürzt ſie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieſes zerſtörten Menſchen zu ſchildern, iſt ebenſo unnütz, wie es traurig iſt: denn mit langſamen, aber unaufhaltſamen Schritten geht ſein zerrütteter Geiſt den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen ſeines Daſeins ausſcheidet. Noch eine Weile ſcheint es, als ob er geneſen könnte: er beruhigt ſich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein ſorgloſes Daſein, ja ſogar eine Anſtellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, verſucht ſich — wie in ſeiner Jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Überſetzungen, und läßt zwei ſeiner ſeltſam verdeutſchten Sophokles-Tragödien im Druck erſcheinen; aber die ſtille Zerſtörung ſchreitet fort, und die Aufwallungen ſeiner Phantaſie, ſeines Tiefſinns — in den Dichtungen dieſer Zeit oft noch von erſchütternder Gewalt — ſind das Leuchten einer ſchlechtgenährten Flamme,

die bald zu flackern, auszuſetzen beginnt, bis ſie im Dunkel erliſcht. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieſer letzte Heilungsverſuch mißlang, in das Haus eines gebildeten Tübinger Tiſchlermeiſters zu bringen, als deſſen Pflegekind er nun die endloſen Jahre der Geiſtesdämmerung, mit geſundem Körper und toter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden ſollen, wie er einſt als Dichter des „Empedokles" — gleichſam in dunkler Ahnung — durch deſſen Mund ſich gewünſcht hatte:

. . . Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh' und Not die Freude mir,
Und freundlich ſtiegen Himmelskräfte nieder.
. . . Und wenn ich dann
Das ſchöne Leben überſann, da bat
Ich herzlich oft um eines nur die Götter:
Sobald ich einſt mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendſtärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geiſtes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur ſchnell ins Herz
Ein unerwartet Schickſal mir zu ſenden . . .

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tiſchlerhauſe am Neckar gelebt; teilnahmlos an allem, was ſonſt die Gemüter der Menſchen bewegt, nur gewiſſe tiefe Erinnerungen ſchien er ſtumm zu bewahren, nur der geheimnisvoll erregende Einfluß der Geſtirne, der beſänftigende der ſchönen Natur blieb ſichtbar bis zuletzt. Es blieb

ihm auch eine gewiſſe dumpfe Freude an der Muſik; früher bei Geſang und Flötenſpiel, ſpäter faſt nur noch am Klavier, auf dem er irgend eine ſimple Melodie ſo endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schickſal das troſtlos einfache Thema ſeines Daſeins wiederholte. Auch die Poeſie verlor nicht ganz ihre Macht über dieſen abſterbenden Geiſt. Vielmehr war es wunderbar, wie ſehr ſie ſeine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Proſa niederſchrieb, die Vernunft faſt immer auf der Stelle verſagte, leuchtete im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, ſtets noch ein Reſt geiſtiger Klarheit auf. Wie in jenem tiefrührenden Wort aus dieſen Zeiten:

Das Angenehme dieſer Welt hab' ich genoſſen,
Die Jugendſtunden ſind, wie lang! wie lang! verfloſſen,
April und Mai und Junius ſind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröſtlicheren Zeilen, die er einmal, im Geſpräch mit ſeinem Tiſchlermeiſter, in plötzlicher elegiſcher Anwandlung mit dem Bleiſtift auf ein Brett ſchrieb, als könne er ſo beſſer ſagen, was er meine:

Die Linien des Lebens ſind verſchieden,
Wie Wege ſind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir ſind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

So verſagte er denn auch nie, wenn ein Beſucher ihn um einige Verſe bat; er ſchrieb, ohne zu zögern, und am dauerhafteſten zeigte ſich auch hier ſein treuer Naturſinn: „das ſtille Leben der Mutter Erde", ſagt ſein Biograph, „entlockte dem zerriſſenen Saitenſpiel noch freundlich tönende Accorde,

da es für jede andere Berührung erstorben schien.“ Endlich, am 7. Juni 1843 — nachdem er sein dreiundsiebzigstes Jahr vollendet hatte — kehrte auch sein körperliches Ich in den Schoß des geheimnisvollen „Ein und All“ zurück. Am Morgen dieses Tages starb er — ohne das von manchem erwartete letzte Aufwachen des Geistes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorbeerkranz geschmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was sein eigentliches Wesen war — hatte inzwischen schon seine Auferstehung im Bewußtsein der Nation gefeiert und wird immer wieder auferstehen: denn was ihn den einen fremd macht, die mystische Subjektivität seines Wesens, wird den andern stets eine denkwürdige und tragisch schöne Offenbarung sein. Dieser sein Herzens-Pantheismus ist auch ein Teil unsers germanischen Geistes, und die Gestalt, die er ihm als Dichter gab, diese wahrhafte Vermählung hellenischer Form mit germanischem Gemüt, hat gleichsam dem Ohr der deutschen Sprache wie eine bleibende Melodie sich eingeprägt. Aus jenem ursprünglichsten Drang floß alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernste Feierlichkeit seiner Gedanken, seine ungeschichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geschichtslose als das Geschichtliche sah; seine grenzenlose Verehrung des Griechentums, das den Pantheismus geboren, das die zerflossene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergestellt hatte; seine dunkle Art, Geheimnisvolles in schwerverständliche Gleichnisse zu hüllen, die Natur mit „Göttern,“ „Halbgöttern,“ „Heroen“ zu beleben, nach Heraklitischer und Empedokleischer Weise, die die Welt zugleich dichterisch und philosophisch ergriff. Diese Eigenschaften ließen ihn nicht zum „Klassiker“ werden, seinem Geist fehlte die Norm, die jeder als die menschliche, die allgemeine erkennt; aber sie haben

ſo! noch bin ich immer glücklich wie im erſten Moment. Es iſt eine ewige, fröhliche, heilige Freundſchaft mit einem Weſen, das ſich recht in dies arme, geiſt- und ordnungsloſe Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsſinn iſt nun vor Störung ſicher. Er orientiert ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt beſänftigt, erheitert ſich täglich in ihrem genügſamen Frieden. Ich ſage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. . . . Ich dichte wenig und philoſophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen, mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schickſal mir mein glücklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher.

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig ſein wirſt, umſtändlicher von meinem Glücke mich ſprechen zu hören. Aber ich darf nicht! . . . Es iſt auch immer ein Tod für unſere ſtille Seligkeit, wenn ſie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber ſo hin in fröhlichem, ſchönem Frieden wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen, und ſo brauchte es keine Worte mehr! Sie iſt ſchön wie Engel. Ein zartes, geiſtiges, himmliſch-reizendes Geſicht. Ach! ich könnte ein Jahrtauſend lang in ſeliger Betrachtung mich und alles vergeſſen, bei ihr, ſo unerſchöpflich reich iſt dieſe anſpruchsloſe ſtille Seele in dieſem Bilde! Majeſtät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernſt, und ſüßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geiſt, alles iſt in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Teurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu teil.“ Auf dem Bache zu ſchiffen iſt keine Kunſt. Aber wenn unſer Herz und unſer

Schickſal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann.“

Den innigen Zuſammenhang dieſer beiden Menſchen zu vollenden, hatte der Krieg, der im Sommer 1796 vom Rhein her die Frankfurter Gegend zu überſchwemmen drohte, ihn gleichſam zum eigentlichſten Gefährten ihres Lebens gemacht: er geleitete ſie auf ihrer Flucht, während Gontard allein in Frankfurt zurückblieb, zog mit ihr und den Kindern nach Kaſſel, nach Driburg, und kehrte erſt im Spätjahr mit ihnen in ihr Haus zurück. In dieſer Zeit ſcheint die Wärme des Gefühls ſich entwickelt zu haben, das als ideale Freundſchaft begann, in ſtiller Unaufhaltſamkeit zur Liebe wuchs, bis es ihm und ihr den Abgrund zeigte, der entweder ihr ſittliches Daſein oder ihr Glück verſchlang. Wie das alles ſich entwickelte, wie weit — bei aller Reinheit der Geſinnung — ſie doch die Leidenſchaft führte, darüber klären uns keine unmittelbaren Zeugniſſe auf; nur ſeine Dichtungen laſſen uns den Schleier lüften und die Stärke, die Kämpfe und den ſittlichen Heroismus dieſer Liebe ermeſſen. Im „Hyperion“, den Hölderlin neu zu ſchreiben begonnen und ſtatt eines wirklichen Romans als ein Gemälde ſeiner Seele mit lyriſchem Ungeſtüm entworfen hatte, liegt die Geſchichte der Frankfurter Zeit klar vor unſern Augen; die Heldin Melite der erſten Conception hat ſich in Diotima verwandelt, Diotima iſt die geliebte Frau, die er fortan nur unter dieſem Namen beſingt, und unter dem durchſichtigen Gewande der Dichtung enthüllt ſich, was er erlebt, während er's erlebt, wie in einem Tagebuch, das vor dem Auge der Neugier offen daliegt, doch ſeinen eigentlichen Inhalt durch Geheimſchrift zu verbergen ſucht. Ja ſo ſehr iſt dieſes Buch zum Gefäß ſeiner perſönlichen Schickſale geworden, daß man es nur verſtehen und genießen kann, wenn man dies weiß. Das Verhältnis des Hyperion zur Diotima, die Schmerzen, die Kämpfe, endlich die gewalt-

ſame Auflöſung, ſind ſonderbar, unbegründet, ſcheinen launiſche Willkür des Dichters zu ſein, wenn man ſich nicht dieſen unſchuldigen Herzensbund eines reinen Jünglings und eines freien Mädchens in das verderbliche Verhältnis umwandelt, das eine verheirathete Frau mit dem Erzieher ihrer Kinder verbindet. Um dies zu ſchildern, ſubjektiv leidenſchaftlich auszuſtrömen, zwingt der Dichter ſeinen Geſtalten fremdes Leben auf, erfindet ihnen Konflikte, die der einfachen Empfindung widerſtreiten, und entſtellt ſo ſein Kunſtwerk, um uns ein wunderſames Denkmal ſeines Innern zu laſſen.

Was die Liebe zu Diotima ihm bedeutete, ſpricht ſein Ebenbild Hyperion an hundert Stellen in Freuden und Schmerzen aus; er ſchildert mit lyriſcher Gewalt, wie dieſe ſchönſte Offenbarung der Natur ſeinem Herzen erſchien. „Ich hab' es einmal geſehen, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!" — „Ich brauche die Götter und die Menſchen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel iſt ausgeſtorben, entvölkert, und die Erde, die einſt überfloß von ſchönem, menſchlichem Leben, iſt faſt wie ein Ameiſenhaufe geworden. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menſchen der Erde vergeſſ' ich in dir. Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts als meiner ſeligen Inſel." . . . „Was iſt alles, was in Jahrtauſenden die Menſchen thaten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe? Es iſt aber auch das Gelungenſte, Göttlichſchönſte in der Natur! Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir." . . . „Nur ihren Geſang ſollt' ich vergeſſen, nur dieſe Seelentöne ſollten nimmer

wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen. Nur wenn ſie ſang, erkannte man die liebende Schweigende, die ſo ungern ſich zur Sprache verſtand. . . . Tauſendmal hab' ich es ihr und mir geſagt: das Schönſte iſt auch das Heiligſte. Und ſo war alles an ihr. Wie ihr Geſang, ſo auch ihr Leben. Unter den Blumen war ihr Herz zu Hauſe, als wär' es eine von ihnen. Sie nannte ſie alle mit Namen, ſchuf ihnen aus Liebe neue, ſchönere, und wußte genau die fröhlichſte Lebenszeit von jeder. Wie eine Schweſter, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gern zuerſt gegrüßt ſein möchte, ſo war das ſtille Weſen mit Aug' und Hand beſchäftigt, ſelig zerſtreut, wenn auf der Wieſe wir gingen, oder im Walde. Und das war ſo ganz nicht angenommen, angebildet, das war ſo mit ihr aufgewachſen. . . . Sie ſchien immer ſo wenig zu ſagen, und ſagte ſo viel. . . . So bedürfnislos, ſo göttlich-genügſam hab' ich nichts gekannt. Wie die Woge des Oceans das Geſtade ſeliger Inſeln, ſo umflutete mein ruheloſes Herz ihren Frieden. Ich hatt' ihr nichts zu geben als ein Gemüt voll wilder Widerſprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben als meine grenzenloſe Liebe mit ihren tauſend Sorgen, ihren tauſend tobenden Hoffnungen; ſie aber ſtand vor mir in wandelloſer Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldenen Morgenſtunden von höhern Regionen der Genius weiſſagt, es war alles in dieſer einen ſtillen Seele erfüllt." Und wie er in einer andern, ſpätern Dichtung („Emilie vor ihrem Brauttag") den Liebenden zur Geliebten ſagen läßt, indem er wieder ſein eigenes Glück und Schickſal ſchildert:

. . . Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Woge ſtieg,
Das Himmliſche, mir ſchwindet, ſeh' ich dich,
Und, eine ſchöne Götterbotin, mahnſt

Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, sänftigest du mich.
Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Ueberredens süße Gabe mir,
Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt;
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd' dir wiederkehre, heilst du mich,
Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

Daß eine Liebe, eine Anbetung von so überfließender, geheimnisvoller, grenzenloser Art das Gemüt einer tieffühlenden und liebebedürftigen Frau überwältigen mußte, begreift sich so leicht, daß es keines Wortes darüber bedarf. Wie es ihrem Herzen erging, hat Hölderlin ohne Zweifel in den Bekenntnissen der Diotima geschildert, die er sie an den geliebten Hyperion schreiben läßt: „Ich fand Dich wie Du bist . . . Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an, und kindisch furchtlos spielt' ich um Deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten Dich; böser Mann! nur, um Dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß Du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich Dir in Dein geliebtes Herz sah . . . Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst Du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von Dir, von Dir nur hofft' ich alle Genesung . . . Hyperion! Hyperion! hast Du nicht mich, die Unwürdige, zur Muse gemacht?" — Und Hyperion schreibt: „War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen

Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unſchuldigen Bäume, die uns belauſchten, und das Tageslicht und den Äther! war ſie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens? Wo iſt das Weſen, das, wie meines, ſie erkannte? in welchem Spiegel ſammelten ſich, ſo wie in mir, die Strahlen dieſes Lichts? erſchrak ſie freudig nicht vor ihrer eigenen Herrlichkeit, da ſie zuerſt in meiner Freude ſich gewahr ward? Ach! wo iſt das Herz, das ſo, wie meines, überall ihr nah war, ſo, wie meines, ſie erfüllte und von ihr erfüllt war, das ſo einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da iſt." . . . „Eh' es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an. Wenn ich ſo mit allen Huldigungen des Lebens, ſelig überwunden, vor ihr ſtand, und ſchwieg, und all mein Leben ſich hingab in den Strahlen des Auges, das ſie nur ſah, nur ſie umfaßte, und ſie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken; wenn ich oft, begraben in Luſt und Schönheit, bei einem reizenden Geſchäfte ſie belauſchte, und um die leiſeſte Bewegung, wie die Biene um die ſchwanken Zweige, meine Seele ſchweift' und flog, und wenn ſie dann in friedlichen Gedanken gegen mich ſich wandt', und, überraſcht von meiner Freude, meine Freude ſich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder ſucht' und fand — Wenn ſie, wunderbar allwiſſend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Weſens, im Momente, da er begann, noch eh' ich ſelbſt ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn ſie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge ſah', wenn ſie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und ſorgſam trübe Stunden ahnete, indes mein Geiſt zu unenthaltſam, zu verſchwenderiſch im üppigen Geſpräche ſich verzehrte; wenn das liebe Weſen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechſel meiner Wange mir verriet, und oft in freund-

lichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt' und ſtrafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einſt mir ſagteſt, es ſei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen. Gehörten wir da nicht längſt uns an?" . . . „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In dieſen Tagen des Glücks regten ſich alle ſeine Kräfte. Er entfaltete nun endlich ſeine dichteriſche Eigenart, wie ſie ſich zunächſt in den kleinen lyriſchen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeiſterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenſchaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie ſeiner rhythmiſchen Proſa aus, verſuchte auch ein Trauerſpiel „Agis" zu ſchreiben, und rang zugleich in Studien der verſchiedenſten Art, philoſophiſchen, botaniſchen, mathematiſchen, juriſtiſchen, nach einer Vielſeitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung ſeines dichteriſchen Talents notwendig erſchien. Er nahm ſein Flötenſpiel wieder auf, als die natürlichſte Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeiſter nach Frankfurt kam und damals auf ſeine Weiſe in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigſten Umgang: die Ergänzung ſeiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verſtandesmenſchen, bei denen man ſich ſo gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Um Oſtern 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" im Cotta'ſchen Verlag (durch Schiller's Vermittelung) erſchienen. Sein dichteriſcher Wettlauf mit den Meiſtern war begonnen; größere und reifere Werke ſchwebten ihm vor, und aus ſo vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenſchaftlich ſein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen geſteigert ward, die die geliebte Diotima von ſeinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo ſein vergiftetes Glück ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Beſitz; und ſeine Leidenſchaft mußte ſich endlich bekennen, daß ſie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte ſehen, wie ſie unter dieſem Bewußtſein litt, wie ſie ſich dem Verderben zu entwinden ſtrebte, das doch zugleich das höchſte Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband ſie nichts als ihr Wort, und daß ſie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensſtörer in ihr Haus geführt. Vor dieſem unwürdigen Beſitzer zurückzutreten, die, wie es ſcheint, rohe und niedrige Art dieſes Mannes in Diotima's Sphäre herrſchen zu ſehen, ſeine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in ſeinem Gewiſſen zu fühlen, daß er vor dem Sittengeſetz im Unrecht ſei — dies alles warf ihn in einen Zuſtand der Qual und der Seelenkämpfe, der ſeinen leicht verletzbaren Organismus zu zerſtören begann. Er vermochte nicht, ſich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem ſie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren ſuchten, die es vor ihrem Bewußtſein rechtfertigen konnte, verzehrten ſie in dieſem Kampf ihre beſte Kraft, und eine wachſende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüſter der Menſchen, gegen das Schickſal ſetzte ſich in Hölderlin's Herzen feſt. „O Freund!“ ſchreibt er ſchon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verſtummen: „ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich will es Dir geſtehen, daß ich glaube, ich ſei beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine

Jugend wieder! Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß.“ Er ſehnt ſich fort, und doch kann er nicht gehen; — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigſtens in der Heimat einmal von dieſen Leiden auszuraſten: „Ich ſuche Ruhe, mein Bruder!“ ſchreibt er nach Haus; „beſter Karl! ich ſuche nur Ruhe.“ . . . „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich ſtörte. Sagſt Du, ich ſoll nicht achten, was mich leidend macht, ſo ſag' ich Dir, ich müßte einen Leichtſinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menſchen brächte, unter denen ich lebe.“ Und wieder ſpäter (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, ſehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menſchen jemals ausſprach, weil nicht alles auszuſprechen iſt, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beſte, was an mir iſt, ſei noch nicht untergegangen.“ . . . Deutlicher, als in dieſen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern ſpricht ſich ſein Elend im „Hyperion“ aus, bald verhüllter, bald in perſönlichſtem Schmerz. „Sie war mein Lethe, dieſe Seele,“ ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeins trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher . . . . O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele iſt wie ein Fiſch, aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet in der Hitze des Tages.“ — „Ich muß vergeſſen, was ſie iſt. . . . Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen ſoll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.“ . . . „O wie manchmal

lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, und ſtand bewundernd auf, und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden. . . . Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert."

Dieſem tödlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual ſollte endlich ein Zuſammenſtoß mit dem eiferſüchtigen Herrn dieſes höchſten Guts ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlin's erſchüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotima's Gemahl, in einer Anwandlung von Eiferſucht, die er ſonſt nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach ſeiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgeſtört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derſelben Nacht ohne Abſchied von dannen gegangen ſei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umſtände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlin's Diotima"), wonach Gontard's Stimmung künſtlich durch eine mißgünſtige dritte Perſon aufgereizt worden wäre, ohne daß irgend eine Verſchuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch ſein mag: gewiß iſt, daß dieſer plötzlichen Entſcheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die ſich ohne ein langſames Heranwachſen der Kataſtrophe nicht wohl erklären läßt. So ſchreibt Hölderlin an ſeinen Bruder nach der Flucht: „Beſter! wie oft hätt' ich Dir gern geſchrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte." Früher oder ſpäter mußte ein gewaltſames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieſer Zuſammenſturz unmöglicher Ver-

hältniſſe, ſo tief er in Hölderlin's Seele ſchnitt, doch für den Reſt ſeiner Geiſteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, ſich in Entſagung zu faſſen; ſich auf den Troſt zu beſinnen, der in den Tiefen ſeiner Weltanſchauung lag, und ſein durch Leiden geadeltes Gemüt in den ſchönſten Geſängen auszuatmen, die dieſe Zeit der Selbſtbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach faſt dreijährigem Zuſammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo ſein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Teilnahme empfing, und ſuchte hier die blutende Wunde zu ſtillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abſchiedsworte“ und „Nachruf“, zeigen ſeinen Schmerz; mit ganzer Leidenſchaft riß er ſeinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu ſterben“, um „an des Genius Feinden ſeine Seele zu rächen“, — vielleicht auch um in irgend einer Zukunft ſich ſo den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unſterblich, und für immer zu verzichten, mochte ihm noch unfaßbar erſcheinen. Er ſchrieb am „Agis“ fort, vollendete den „Hyperion“ (deſſen Schlußband um Oſtern 1799 erſchien), entwarf den Plan zu einer Zeitſchrift „Iduna“, der freilich ſcheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigſtens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerkſamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten löſte ſich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwiſchen ihnen hin und her, die ſpäter dem Untergang geweiht worden ſind; es ſollen auch Zuſammenkünfte ſtattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls ſcheint es unzweifelhaft, daß wenigſtens ein geheimes Wiederſehen erfolgte, um den endlich beſchloſſenen ewigen Abſchied zu nehmen. Denn auf dieſe letzte Trennung, deren Notwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wunderſame Gedicht „Der Abſchied“ deuten, das

als das beredteſte Denkmal dieſes Schickſals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlin'ſchen Genius, ſeiner Formbeherrſchung, ſeiner Gedankenwelt und ſeiner Entſagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei!

Reich' die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen, und friedlich,
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geiſt uns auf. —

Hölderlin's Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht mißverſtehen will — war ihm Religion: ſo ſoll ihm nun wieder ſeine Religion, ſein ſeelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor verſenkt er ſich in das große, tragiſche, herzerhebende Geheimnis der Welt; ſeine Kraft, es zu durchdringen, iſt durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" geſtählt — wie er es im „Empedokles" tiefſinnig ausſpricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Iſt heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide ſich, ... und trinkt
Am Todeskelche ſich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es iſt; warum nicht der Menſch? „Ich bin ruhig," läßt er ſeinen Hyperion ſagen, „denn ich will nichts Beſſeres haben als die Götter. Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind, und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambiſchen Begeiſterung getragen, die ſeine Proſa ſo ſteigert, daß man ſie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man ſie in die nicht geſchriebenen, aber gefühlten Versreihen teilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze verſöhnende Myſtik ſeines Glaubens:

O, du mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menſchendingen den Traum,
Und ſage: nur du lebſt,
Und was die Friedensloſen
Erzwungen, erdacht,
Es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

. . . Es fallen die Menſchen
Wie faule Früchte von dir;
O laß ſie untergehn,
So kehren ſie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umatme

Mit all deinen knospenden Zweigen! . . .
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und
Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Iſt unſre Liebe! —
Frei ſind wir, gleichen uns
Nicht ängſtig von außen;
Wie ſollte nicht wechſeln
Die Weiſe des Lebens?
Wir lieben den Äther doch all',
Und innigſt im Innerſten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geſchieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verſtehen es nicht.
Lebendige Töne ſind wir,
Stimmen zuſammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden ſcheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerſtörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du biſt; was iſt denn der Tod
Und alles Wehe der Menſchen? . . .
Wie der Zwiſt der Liebenden ſind
Die Diſſonanzen der Welt.

Verſöhnung iſt
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet ſich wieder.
Es ſcheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben iſt alles.

So überwindet der Denker, der Myſtiker das Leid, das den Menſchen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, ſinnlich-überſinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entſagende Faſſung eines edlen Gemütes ausgeſprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menon's Klage um Diotima" gethan, der, wie es ſcheint, nicht mehr in der Homburger Zeit, ſondern (man vergleiche die ſiebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entſtand. Er hatte inzwiſchen, um bekannter zu werden und ſein Leben zu friſten, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag" geſchrieben, in der er freilich eine Tonart anſchlug, die ihm nicht entſprach; er hatte das Reichſte und Beſte ſeiner Perſönlichkeit in den „Tod des Empedokles" hineingedichtet, in dem er die höchſte Steigerung ſeiner eigenen myſtiſchen Natur in einem tragiſchen Helden zu geſtalten ſuchte, der, nachdem ihn das Leben gleichſam ausgeſtoßen, freiwillig und feierlich in den Schoß der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das Letzte gethan und ſich aus Diotima's Nähe losgeriſſen, um, wenn es ſein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegiſcher Verklärung zuſammen:

. . . Immer kannſt du noch nicht, o meine Seele, noch kannſt du's
Nicht gewohnen, und träumſt mitten im eiſernen Schlaf!
Feſtzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen; —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir ſein, und lächeln muß ich und ſtaunen,
Wie ſo ſelig doch auch mitten im Leide mir iſt.
Licht der Liebe! ſcheineſt du denn auch Toten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, ſeid, ihr abendrötlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, ſchweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmliſchen Glücks, und ihr, hochſchauende Sterne,
Die mir damals oft ſegnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einſt nahe dem Herzen,
Einſt wahrhaftiger, einſt heller und ſchöner geſehn . . .
Denn ſie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, ſie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden geſellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn ſie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niederſehn in die Waſſer, wo ſilberne Wolken ſich ſpiegeln
Und ätheriſches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aeſten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Geſpräch, in Einem Seelengeſange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus iſt öde mir nun, und ſie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Übrige mir . . .
Dies iſt's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos ſitze den Tag und ſtumm, wie die Kinder,

Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht, . . .
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die ſchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen,
Schweigend wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt,
Götterkind! erſcheineſt du mir, und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, höhere Dinge mir zu? . . .
Ja, noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heiterſinnender Stirne
Segnend und ſicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugeſt du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es andern
Wiederſage, denn auch andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.
So will ich, ihr Himmliſchen! denn euch danken, und endlich
Atmet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet . . .
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche ſind ja
Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! . . . und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir mit gemeinſamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,

Dort, wo die Adler ſind, die Gewitter, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Musen, wohen Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf trauender Inſel begegnen, . . .
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieſer Dichtung den traurigen Sieg der Reſignation durch die Meiſterſchaft der Kunſt verklärt und den Gipfel ſeines Könnens erſtiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieſer Zeit an ſinkt ſeine Lebensflamme zuſammen; in ſo früher Jugend flackert ſie dem Erlöſchen zu. Sich ein Leben unter den Menſchen zu gründen, wie es Menſchenart iſt, war ihm, dem gleichſam zwei Welten angehörenden Fremdling, verſagt; nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geiſt gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne feſten Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur ſein eigentliches Ich, ſein denkendes, ſchaffendes Bewußtſein, in ſich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendaſein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greiſenalter die gröberen, erdigen Elemente ſeines Ich zuſammenhielt. Schon als Hölderlin zuerſt ins „feindliche Leben" hinaustrat — ſchon in Waltershauſen, im Hauſe Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, ſich in das Unzulängliche aller menſchlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an ſeinen feinſten Organen: ſchon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an ſeinem Kopfe zu leiden", und dieſer Vorbote der zukünftigen Zerſtörung erſchien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgend einem Punkte ſeiner Exiſtenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbſt von 1796, wo das freieſte, innigſte Zuſammenleben mit Diotima und eine ſtärkende Kur ihn verjüngt hatten, ſchien er auch von dieſem Leiden ganz geneſen zu ſein; aber die tiefen Bedrängniſſe, die dann

folgten, warfen ihn auf die abschüssige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erschien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu sehn; die Reizbarkeit seines Gemüts war schon zur Krankheit gediehen. Nur seine dichterische Kraft hielt sich noch auf der reinen Höhe, die sie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieser und der nächsten Zeit stammt eine Reihe seiner edelsten, gehaltvollsten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beseelter Reflexion, in der Vorneigung für beschauliche, idyllische oder festliche Gesänge hervor. Aber die Heimatlosigkeit seines Daseins sollte ihn nicht verlassen. Da, was er als Dichter leistete, weder seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfristung genügte, da ein Versuch, in Jena als Docent sich festzusetzen, mißlang, die theologische Laufbahn seinem Innersten widersprach, so mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und versuchte zuerst in Stuttgart (bei Laudauer, einem seiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konstanz, endlich in Bordeaux, im Hause des hamburgischen Konsuls, sich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu weihen, nach Eurem Willen", wie er schwermütig an die Seinigen schreibt. Vielleicht, daß eben dieser Wechsel von Ort zu Ort, diese raschen Änderungen des Klimas, der Lebensweise, der ganzen umgebenden Welt den Zerstörungsprozeß beschleunigten, der sich der Werkstatt seines Geistes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotima's Erkrankung und Sterben sollte ihn, wie es scheint, vollenden. Susette Gontard hatte (wie Rullmann in dem oben erwähnten Aufsatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlin's Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, sein Unrecht zu bekennen und, soviel es möglich war, zu sühnen; sie hatte endlich den äußeren Frieden mit ihm wiederhergestellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geist und Körper behalten, die, wie es scheint, dem ersten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angesteckt, in heftiges

Fieber verfallen, ſtarb ſie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre, nachdem Hölderlin ſich von Homburg und ihr losgeriſſen hatte. Der Unſelige erfuhr vielleicht noch in Bordeaux, daß ſie gefährlich erkrankt ſei; — nicht ſchon ihren Tod, wie Rullmann, im Widerſpruch mit der Chronologie, irrtümlich berichtet. Er verläßt Bordeaux, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerglut, vernimmt unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotima's Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnſinniger wieder auf, nach ſeinem eigenen ſchauerlichen Wort „von Apollo geſchlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthiſſon's Zimmer (der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war) eine Geſtalt, die dieſer nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erſchrocken fährt Matthiſſon auf; die fürchterliche Erſcheinung ſteht eine Weile da, ohne zu ſprechen, nähert ſich ihm dann, neigt ſich über den Tiſch und murmelt mit dumpfer Stimme: „Hölderlin"; dann ſtürzt ſie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieſes zerſtörten Menſchen zu ſchildern, iſt ebenſo unnütz, wie es traurig iſt: denn mit langſamen, aber unaufhaltſamen Schritten geht ſein zerrütteter Geiſt den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen ſeines Daſeins ausſcheidet. Noch eine Weile ſcheint es, als ob er geneſen könnte: er beruhigt ſich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein ſorgloſes Daſein, ja ſogar eine Anſtellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, verſucht ſich — wie in ſeiner Jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Überſetzungen, und läßt zwei ſeiner ſeltſam verdeutſchten Sophokles-Tragödien im Druck erſcheinen; aber die ſtille Zerſtörung ſchreitet fort, und die Aufwallungen ſeiner Phantaſie, ſeines Tiefſinns — in den Dichtungen dieſer Zeit oft noch von erſchütternder Gewalt — ſind das Leuchten einer ſchlechtgenährten Flamme,

die bald zu flackern, auszuſetzen beginnt, bis ſie im Dunkel erliſcht. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieſer letzte Heilungsverſuch mißlang, in das Haus eines gebildeten Tübinger Tiſchlermeiſters zu bringen, als deſſen Pflegekind er nun die endloſen Jahre der Geiſtesdämmerung, mit geſundem Körper und toter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden ſollen, wie er einſt als Dichter des „Empedokles“ — gleichſam in dunkler Ahnung — durch deſſen Mund ſich gewünſcht hatte:

. . . Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh' und Not die Freude mir,
Und freundlich ſtiegen Himmelskräfte nieder.
. . . Und wenn ich dann
Das ſchöne Leben überſann, da bat
Ich herzlich oft um eines nur die Götter:
Sobald ich einſt mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendſtärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geiſtes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur ſchnell ins Herz
Ein unerwartet Schickſal mir zu ſenden . . .

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tiſchlerhauſe am Neckar gelebt; teilnahmlos an allem, was ſonſt die Gemüter der Menſchen bewegt, nur gewiſſe tiefe Erinnerungen ſchien er ſtumm zu bewahren, nur der geheimnisvoll erregende Einfluß der Geſtirne, der beſänftigende der ſchönen Natur blieb ſichtbar bis zuletzt. Es blieb

ihm auch eine gewiſſe dumpfe Freude an der Muſik; früher bei Geſang und Flötenſpiel, ſpäter faſt nur noch am Klavier, auf dem er irgend eine ſimple Melodie ſo endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schickſal das troſtlos einfache Thema ſeines Daſeins wiederholte. Auch die Poeſie verlor nicht ganz ihre Macht über dieſen abſterbenden Geiſt. Vielmehr war es wunderbar, wie ſehr ſie ſeine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Proſa niederſchrieb, die Vernunft faſt immer auf der Stelle verſagte, leuchtete im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, ſtets noch ein Reſt geiſtiger Klarheit auf. Wie in jenem tiefrührenden Wort aus dieſen Zeiten:

Das Angenehme dieſer Welt hab' ich genoſſen,
Die Jugendſtunden ſind, wie lang! wie lang! verfloſſen,
April und Mai und Junius ſind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröſtlicheren Zeilen, die er einmal, im Geſpräch mit ſeinem Tiſchlermeiſter, in plötzlicher elegiſcher Anwandlung mit dem Bleiſtift auf ein Brett ſchrieb, als könne er ſo beſſer ſagen, was er meine:

Die Linien des Lebens ſind verſchieden,
Wie Wege ſind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir ſind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

So verſagte er denn auch nie, wenn ein Beſucher ihn um einige Verſe bat; er ſchrieb, ohne zu zögern, und am dauerhafteſten zeigte ſich auch hier ſein treuer Naturſinn: „das ſtille Leben der Mutter Erde", ſagt ſein Biograph, „entlockte dem zerriſſenen Saitenſpiel noch freundlich tönende Accorde,

da es für jede andere Berührung erstorben schien.“ Endlich, am 7. Juni 1843 — nachdem er sein dreiundsiebzigstes Jahr vollendet hatte — kehrte auch sein körperliches Ich in den Schoß des geheimnisvollen „Ein und All“ zurück. Am Morgen dieses Tages starb er — ohne das von manchem erwartete letzte Aufwachen des Geistes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorbeerkranz geschmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was sein eigentliches Wesen war — hatte inzwischen schon seine Auferstehung im Bewußtsein der Nation gefeiert und wird immer wieder auferstehen: denn was ihn den einen fremd macht, die mystische Subjektivität seines Wesens, wird den andern stets eine denkwürdige und tragisch schöne Offenbarung sein. Dieser sein Herzens-Pantheismus ist auch ein Teil unsers germanischen Geistes, und die Gestalt, die er ihm als Dichter gab, diese wahrhafte Vermählung hellenischer Form mit germanischem Gemüt, hat gleichsam dem Ohr der deutschen Sprache wie eine bleibende Melodie sich eingeprägt. Aus jenem ursprünglichsten Drang floß alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernste Feierlichkeit seiner Gedanken, seine ungeschichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geschichtslose als das Geschichtliche sah; seine grenzenlose Verehrung des Griechentums, das den Pantheismus geboren, das die zerflossene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergestellt hatte; seine dunkle Art, Geheimnisvolles in schwerverständliche Gleichnisse zu hüllen, die Natur mit „Göttern,“ „Halbgöttern,“ „Heroen“ zu beleben, nach Heraklitischer und Empedokleischer Weise, die die Welt zugleich dichterisch und philosophisch ergriff. Diese Eigenschaften ließen ihn nicht zum „Klassiker“ werden, seinem Geist fehlte die Norm, die jeder als die menschliche, die allgemeine erkennt; aber sie haben

lichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt' und ſtrafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einſt mir ſagteſt, es ſei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen. Gehörten wir da nicht längſt uns an?" . . . „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In dieſen Tagen des Glücks regten ſich alle ſeine Kräfte. Er entfaltete nun endlich ſeine dichteriſche Eigenart, wie ſie ſich zunächſt in den kleinen lyriſchen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeiſterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenſchaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie ſeiner rhythmiſchen Proſa aus, verſuchte auch ein Trauerſpiel „Agis" zu ſchreiben, und rang zugleich in Studien der verſchiedenſten Art, philoſophiſchen, botaniſchen, mathematiſchen, juriſtiſchen, nach einer Vielſeitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung ſeines dichteriſchen Talents notwendig erſchien. Er nahm ſein Flötenſpiel wieder auf, als die natürlichſte Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeiſter nach Frankfurt kam und damals auf ſeine Weiſe in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigſten Umgang: die Ergänzung ſeiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verſtandesmenſchen, bei denen man ſich ſo gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Um Oſtern 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" im Cotta'ſchen Verlag (durch Schiller's Vermittelung) erſchienen. Sein dichteriſcher Wettlauf mit den Meiſtern war begonnen; größere und reifere Werke ſchwebten ihm vor, und aus ſo vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenſchaftlich ſein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen geſteigert ward, die die geliebte Diotima von ſeinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo ſein vergiftetes Glück ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Beſitz; und ſeine Leidenſchaft mußte ſich endlich bekennen, daß ſie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte ſehen, wie ſie unter dieſem Bewußtſein litt, wie ſie ſich dem Verderben zu entwinden ſtrebte, das doch zugleich das höchſte Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband ſie nichts als ihr Wort, und daß ſie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensſtörer in ihr Haus geführt. Vor dieſem unwürdigen Beſitzer zurückzutreten, die, wie es ſcheint, rohe und niedrige Art dieſes Mannes in Diotima's Sphäre herrſchen zu ſehen, ſeine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in ſeinem Gewiſſen zu fühlen, daß er vor dem Sittengeſetz im Unrecht ſei — dies alles warf ihn in einen Zuſtand der Qual und der Seelenkämpfe, der ſeinen leicht verletzbaren Organismus zu zerſtören begann. Er vermochte nicht, ſich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem ſie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren ſuchten, die es vor ihrem Bewußtſein rechtfertigen konnte, verzehrten ſie in dieſem Kampf ihre beſte Kraft, und eine wachſende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüſter der Menſchen, gegen das Schickſal ſetzte ſich in Hölderlin's Herzen feſt. „O Freund!“ ſchreibt er ſchon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verſtummen: „ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich will es Dir geſtehen, daß ich glaube, ich ſei beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine

Jugend wieder! Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß.“ Er ſehnt ſich fort, und doch kann er nicht gehen; — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigſtens in der Heimat einmal von dieſen Leiden auszuraſten: „Ich ſuche Ruhe, mein Bruder!“ ſchreibt er nach Haus; „beſter Karl! ich ſuche nur Ruhe.“ . . . „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich ſtörte. Sagſt Du, ich ſoll nicht achten, was mich leidend macht, ſo ſag' ich Dir, ich müßte einen Leichtſinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menſchen brächte, unter denen ich lebe.“ Und wieder ſpäter (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, ſehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menſchen jemals ausſprach, weil nicht alles auszuſprechen iſt, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beſte, was an mir iſt, ſei noch nicht untergegangen.“ . . . Deutlicher, als in dieſen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern ſpricht ſich ſein Elend im „Hyperion“ aus, bald verhüllter, bald in perſönlichſtem Schmerz. „Sie war mein Lethe, dieſe Seele,“ ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeins trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher . . . . O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele iſt wie ein Fiſch, aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet in der Hitze des Tages.“ — „Ich muß vergeſſen, was ſie iſt. . . . Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen ſoll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.“ . . . „O wie manchmal

lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, und ſtand bewundernd auf, und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden. . . . Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert."

Dieſem tödlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual ſollte endlich ein Zuſammenſtoß mit dem eiferſüchtigen Herrn dieſes höchſten Guts ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlin's erſchüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotima's Gemahl, in einer Anwandlung von Eiferſucht, die er ſonſt nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach ſeiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgeſtört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derſelben Nacht ohne Abſchied von dannen gegangen ſei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umſtände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlin's Diotima"), wonach Gontard's Stimmung künſtlich durch eine mißgünſtige dritte Perſon aufgereizt worden wäre, ohne daß irgend eine Verſchuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch ſein mag: gewiß iſt, daß dieſer plötzlichen Entſcheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die ſich ohne ein langſames Heranwachſen der Kataſtrophe nicht wohl erklären läßt. So ſchreibt Hölderlin an ſeinen Bruder nach der Flucht: „Beſter! wie oft hätt' ich Dir gern geſchrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte." Früher oder ſpäter mußte ein gewaltſames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieſer Zuſammenſturz unmöglicher Ver-

hältniſſe, ſo tief er in Hölderlin's Seele ſchnitt, doch für den Reſt ſeiner Geiſteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, ſich in Entſagung zu faſſen; ſich auf den Troſt zu beſinnen, der in den Tiefen ſeiner Weltanſchauung lag, und ſein durch Leiden geadeltes Gemüt in den ſchönſten Geſängen auszuatmen, die dieſe Zeit der Selbſtbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach faſt dreijährigem Zuſammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo ſein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Teilnahme empfing, und ſuchte hier die blutende Wunde zu ſtillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abſchiedsworte“ und „Nachruf“, zeigen ſeinen Schmerz; mit ganzer Leidenſchaft riß er ſeinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu ſterben“, um „an des Genius Feinden ſeine Seele zu rächen“, — vielleicht auch um in irgend einer Zukunft ſich ſo den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unſterblich, und für immer zu verzichten, mochte ihm noch unfaßbar erſcheinen. Er ſchrieb am „Agis“ fort, vollendete den „Hyperion“ (deſſen Schlußband um Oſtern 1799 erſchien), entwarf den Plan zu einer Zeitſchrift „Iduna“, der freilich ſcheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigſtens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerkſamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten löſte ſich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwiſchen ihnen hin und her, die ſpäter dem Untergang geweiht worden ſind; es ſollen auch Zuſammenkünfte ſtattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls ſcheint es unzweifelhaft, daß wenigſtens ein geheimes Wiederſehen erfolgte, um den endlich beſchloſſenen ewigen Abſchied zu nehmen. Denn auf dieſe letzte Trennung, deren Notwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wunderſame Gedicht „Der Abſchied“ deuten, das

als das beredteſte Denkmal dieſes Schickſals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlin'ſchen Genius, ſeiner Formbeherrſchung, ſeiner Gedankenwelt und ſeiner Entſagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei!

Reich' die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen, und friedlich,
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geiſt uns auf. —

Hölderlin's Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht mißverſtehen will — war ihm Religion: ſo ſoll ihm nun wieder ſeine Religion, ſein ſeelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor verſenkt er ſich in das große, tragiſche, herzerhebende Geheimnis der Welt; ſeine Kraft, es zu durchdringen, iſt durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" geſtählt — wie er es im „Empedokles" tiefſinnig ausſpricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Iſt heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide ſich, . . . und trinkt
Am Todeskelche ſich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es iſt; warum nicht der Menſch? „Ich bin ruhig," läßt er ſeinen Hyperion ſagen, „denn ich will nichts Beſſeres haben als die Götter. Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind, und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambiſchen Begeiſterung getragen, die ſeine Proſa ſo ſteigert, daß man ſie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man ſie in die nicht geſchriebenen, aber gefühlten Versreihen teilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze verſöhnende Myſtik ſeines Glaubens:

O, du mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menſchendingen den Traum,
Und ſage: nur du lebſt,
Und was die Friedensloſen
Erzwungen, erdacht,
Es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

. . . Es fallen die Menſchen
Wie faule Früchte von dir;
O laß ſie untergehn,
So kehren ſie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umatme

Mit all deinen knospenden Zweigen! . . .
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und
Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Iſt unſre Liebe! —
Frei ſind wir, gleichen uns
Nicht ängſtig von außen;
Wie ſollte nicht wechſeln
Die Weiſe des Lebens?
Wir lieben den Äther doch all',
Und innigſt im Innerſten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geſchieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verſtehen es nicht.
Lebendige Töne ſind wir,
Stimmen zuſammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden ſcheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerſtörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du biſt; was iſt denn der Tod
Und alles Wehe der Menſchen? . . .
Wie der Zwiſt der Liebenden ſind
Die Diſſonanzen der Welt.

Verſöhnung iſt
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet ſich wieder.
Es ſcheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben iſt alles.

So überwindet der Denker, der Myſtiker das Leid, das den Menſchen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, ſinnlich-überſinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entſagende Faſſung eines edlen Gemütes ausgeſprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menon's Klage um Diotima“ gethan, der, wie es ſcheint, nicht mehr in der Homburger Zeit, ſondern (man vergleiche die ſiebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entſtand. Er hatte inzwiſchen, um bekannter zu werden und ſein Leben zu friſten, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag“ geſchrieben, in der er freilich eine Tonart anſchlug, die ihm nicht entſprach; er hatte das Reichſte und Beſte ſeiner Perſönlichkeit in den „Tod des Empedokles“ hineingedichtet, in dem er die höchſte Steigerung ſeiner eigenen myſtiſchen Natur in einem tragiſchen Helden zu geſtalten ſuchte, der, nachdem ihn das Leben gleichſam ausgeſtoßen, freiwillig und feierlich in den Schoß der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das Letzte gethan und ſich aus Diotima's Nähe losgeriſſen, um, wenn es ſein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegiſcher Verklärung zuſammen:

. . . Immer kannſt du noch nicht, o meine Seele, noch kannſt du's
Nicht gewohnen, und träumſt mitten im eiſernen Schlaf!
Feſtzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen; —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir ſein, und lächeln muß ich und ſtaunen,
Wie ſo ſelig doch auch mitten im Leide mir iſt.
Licht der Liebe! ſcheineſt du denn auch Toten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, ſeid, ihr abendrötlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, ſchweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmliſchen Glücks, und ihr, hochſchauende Sterne,
Die mir damals oft ſegnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einſt nahe dem Herzen,
Einſt wahrhaftiger, einſt heller und ſchöner geſehn . . .
Denn ſie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, ſie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden geſellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn ſie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niederſehn in die Waſſer, wo ſilberne Wolken ſich ſpiegeln
Und ätheriſches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aeſten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Geſpräch, in Einem Seelengeſange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus iſt öde mir nun, und ſie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Übrige mir . . .
Dies iſt's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos ſitze den Tag und ſtumm, wie die Kinder,

Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht, . . .
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die ſchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen,
Schweigend wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt,
Götterkind! erſcheineſt du mir, und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, höhere Dinge mir zu? . . .
Ja, noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heiterſinnender Stirne
Segnend und ſicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugeſt du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es andern
Wiederſage, denn auch andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.
So will ich, ihr Himmliſchen! denn euch danken, und endlich
Atmet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet . . .
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche ſind ja
Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! . . . und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir mit gemeinſamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,

Dort, wo die Adler ſind, die Geſtirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Muſen, woher Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf tauender Inſel begegnen, . . .
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieſer Dichtung den traurigen Sieg der Reſignation durch die Meiſterſchaft der Kunſt verklärt und den Gipfel ſeines Könnens erſtiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieſer Zeit an ſinkt ſeine Lebensflamme zuſammen; in ſo früher Jugend flackert ſie dem Erlöſchen zu. Sich ein Leben unter den Menſchen zu gründen, wie es Menſchenart iſt, war ihm, dem gleichſam zwei Welten angehörenden Fremdling, verſagt; nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geiſt gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne feſten Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur ſein eigentliches Ich, ſein denkendes, ſchaffendes Bewußtſein, in ſich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendaſein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greiſenalter die gröberen, erdigen Elemente ſeines Ich zuſammenhielt. Schon als Hölderlin zuerſt ins „feindliche Leben“ hinaustrat — ſchon in Waltershauſen, im Hauſe Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, ſich in das Unzulängliche aller menſchlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an ſeinen feinſten Organen: ſchon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an ſeinem Kopfe zu leiden“, und dieſer Vorbote der zukünftigen Zerſtörung erſchien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgend einem Punkte ſeiner Exiſtenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbſt von 1796, wo das freieſte, innigſte Zuſammenleben mit Diotima und eine ſtärkende Kur ihn verjüngt hatten, ſchien er auch von dieſem Leiden ganz geneſen zu ſein; aber die tiefen Bedrängniſſe, die dann

folgten, warfen ihn auf die abschüssige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erschien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu sehn; die Reizbarkeit seines Gemüts war schon zur Krankheit gediehen. Nur seine dichterische Kraft hielt sich noch auf der reinen Höhe, die sie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieser und der nächsten Zeit stammt eine Reihe seiner edelsten, gehaltvollsten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beseelter Reflexion, in der Vorneigung für beschauliche, idyllische oder festliche Gesänge hervor. Aber die Heimatlosigkeit seines Daseins sollte ihn nicht verlassen. Da, was er als Dichter leistete, weder seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfristung genügte, da ein Versuch, in Jena als Docent sich festzusetzen, mißlang, die theologische Laufbahn seinem Innersten widersprach, so mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und versuchte zuerst in Stuttgart (bei Landauer, einem seiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konstanz, endlich in Bordeaux, im Hause des hamburgischen Konsuls, sich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu weihen, nach Eurem Willen", wie er schwermütig an die Seinigen schreibt. Vielleicht, daß eben dieser Wechsel von Ort zu Ort, diese raschen Änderungen des Klimas, der Lebensweise, der ganzen umgebenden Welt den Zerstörungsprozeß beschleunigten, der sich der Werkstatt seines Geistes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotima's Erkrankung und Sterben sollte ihn, wie es scheint, vollenden. Susette Gontard hatte (wie Rullmann in dem oben erwähnten Aufsatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlin's Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, sein Unrecht zu bekennen und, soviel es möglich war, zu sühnen; sie hatte endlich den äußeren Frieden mit ihm wiederhergestellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geist und Körper behalten, die, wie es scheint, dem ersten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angesteckt, in heftiges

Fieber verfallen, ſtarb ſie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre, nachdem Hölderlin ſich von Homburg und ihr losgeriſſen hatte. Der Unſelige erfuhr vielleicht noch in Bordeaux, daß ſie gefährlich erkrankt ſei; — nicht ſchon ihren Tod, wie Rullmann, im Widerſpruch mit der Chronologie, irrtümlich berichtet. Er verläßt Bordeaux, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerglut, vernimmt unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotima's Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnſinniger wieder auf, nach ſeinem eigenen ſchauerlichen Wort „von Apollo geſchlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthiſſon's Zimmer (der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war) eine Geſtalt, die dieſer nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erſchrocken fährt Matthiſſon auf; die fürchterliche Erſcheinung ſteht eine Weile da, ohne zu ſprechen, nähert ſich ihm dann, neigt ſich über den Tiſch und murmelt mit dumpfer Stimme: „Hölderlin"; dann ſtürzt ſie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieſes zerſtörten Menſchen zu ſchildern, iſt ebenſo unnütz, wie es traurig iſt: denn mit langſamen, aber unaufhaltſamen Schritten geht ſein zerrütteter Geiſt den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen ſeines Daſeins ausſcheidet. Noch eine Weile ſcheint es, als ob er geneſen könnte: er beruhigt ſich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein ſorgloſes Daſein, ja ſogar eine Anſtellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, verſucht ſich — wie in ſeiner Jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Überſetzungen, und läßt zwei ſeiner ſeltſam verdeutſchten Sophokles-Tragödien im Druck erſcheinen; aber die ſtille Zerſtörung ſchreitet fort, und die Aufwallungen ſeiner Phantaſie, ſeines Tiefſinns — in den Dichtungen dieſer Zeit oft noch von erſchütternder Gewalt — ſind das Leuchten einer ſchlechtgenährten Flamme,

die bald zu flackern, auszuſetzen beginnt, bis ſie im Dunkel erliſcht. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieſer letzte Heilungsverſuch mißlang, in das Haus eines gebildeten Tübinger Tiſchlermeiſters zu bringen, als deſſen Pflegekind er nun die endloſen Jahre der Geiſtesdämmerung, mit geſundem Körper und toter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden ſollen, wie er einſt als Dichter des „Empedokles" — gleichſam in dunkler Ahnung — durch deſſen Mund ſich gewünſcht hatte:

. . . Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh' und Not die Freude mir,
Und freundlich ſtiegen Himmelskräfte nieder.
. . . Und wenn ich dann
Das ſchöne Leben überſann, da bat
Ich herzlich oft um eines nur die Götter:
Sobald ich einſt mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendſtärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geiſtes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur ſchnell ins Herz
Ein unerwartet Schickſal mir zu ſenden . . .

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tiſchlerhauſe am Neckar gelebt; teilnahmlos an allem, was ſonſt die Gemüter der Menſchen bewegt, nur gewiſſe tiefe Erinnerungen ſchien er ſtumm zu bewahren, nur der geheimnisvoll erregende Einfluß der Geſtirne, der beſänftigende der ſchönen Natur blieb ſichtbar bis zuletzt. Es blieb

ihm auch eine gewiſſe dumpfe Freude an der Muſik; früher bei Geſang und Flötenſpiel, ſpäter faſt nur noch am Klavier, auf dem er irgend eine ſimple Melodie ſo endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schickſal das troſtlos einfache Thema ſeines Daſeins wiederholte. Auch die Poeſie verlor nicht ganz ihre Macht über dieſen abſterbenden Geiſt. Vielmehr war es wunderbar, wie ſehr ſie ſeine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Proſa niederſchrieb, die Vernunft faſt immer auf der Stelle verſagte, leuchtete im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, ſtets noch ein Reſt geiſtiger Klarheit auf. Wie in jenem tiefrührenden Wort aus dieſen Zeiten:

Das Angenehme dieſer Welt hab' ich genoſſen,
Die Jugendſtunden ſind, wie lang! wie lang! verfloſſen,
April und Mai und Junius ſind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröſtlicheren Zeilen, die er einmal, im Geſpräch mit ſeinem Tiſchlermeiſter, in plötzlicher elegiſcher Anwandlung mit dem Bleiſtift auf ein Brett ſchrieb, als könne er ſo beſſer ſagen, was er meine:

Die Linien des Lebens ſind verſchieden,
Wie Wege ſind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir ſind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

So verſagte er denn auch nie, wenn ein Beſucher ihn um einige Verſe bat; er ſchrieb, ohne zu zögern, und am dauerhafteſten zeigte ſich auch hier ſein treuer Naturſinn: „das ſtille Leben der Mutter Erde", ſagt ſein Biograph, „entlockte dem zerriſſenen Saitenſpiel noch freundlich tönende Accorde,

da es für jede andere Berührung erſtorben ſchien.“ Endlich, am 7. Juni 1843 — nachdem er ſein dreiundſiebzigſtes Jahr vollendet hatte — kehrte auch ſein körperliches Ich in den Schoß des geheimnisvollen „Ein und All“ zurück. Am Morgen dieſes Tages ſtarb er — ohne das von manchem erwartete letzte Aufwachen des Geiſtes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorbeerkranz geſchmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was ſein eigentliches Weſen war — hatte inzwiſchen ſchon ſeine Auferſtehung im Bewußtſein der Nation gefeiert und wird immer wieder auferſtehen: denn was ihn den einen fremd macht, die myſtiſche Subjektivität ſeines Weſens, wird den andern ſtets eine denkwürdige und tragiſch ſchöne Offenbarung ſein. Dieſer ſein Herzens-Pantheismus iſt auch ein Teil unſers germaniſchen Geiſtes, und die Geſtalt, die er ihm als Dichter gab, dieſe wahrhafte Vermählung helleniſcher Form mit germaniſchem Gemüt, hat gleichſam dem Ohr der deutſchen Sprache wie eine bleibende Melodie ſich eingeprägt. Aus jenem urſprünglichſten Drang floß alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernſte Feierlichkeit ſeiner Gedanken, ſeine ungeſchichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geſchichtsloſe als das Geſchichtliche ſah; ſeine grenzenloſe Verehrung des Griechentums, das den Pantheismus geboren, das die zerfloſſene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergeſtellt hatte; ſeine dunkle Art, Geheimnisvolles in ſchwerverſtändliche Gleichniſſe zu hüllen, die Natur mit „Göttern,“ „Halbgöttern,“ „Heroen“ zu beleben, nach Heraklitiſcher und Empedokleiſcher Weiſe, die die Welt zugleich dichteriſch und philoſophiſch ergriff. Dieſe Eigenſchaften ließen ihn nicht zum „Klaſſiker“ werden, ſeinem Geiſt fehlte die Norm, die jeder als die menſchliche, die allgemeine erkennt; aber ſie haben

aus ihm eine der wunderſamſten lyriſchen Geſtalten gemacht. Auch nur als Lyriker hat man ihn zu faſſen. Sein „Hyperion“ iſt eine Reihe lyriſcher Scenen, Bilder und Wallungen, nicht ein Roman; vergebens hat er im untergegangenen „Agis“, im unvollendeten „Tod des Empedokles“ ſich am Drama verſucht. Sein Geiſt hatte nur die eine Melodie, die in allen Wandlungen des Daſeins ihn beſeelte, die gewiſſermaßen ſein Leben und ſein Tod war: der vertrauteſte, der heilige Sänger der Natur zu ſein — oder, mit ſeinem eigenen tiefſinnigen, ſeelenvollen Wort (im „Empedokles“):

Der Prieſter, der lebendigen Geſang
Wie frohvergoſſnes Opferblut ihr brachte.

Fritz Reuter.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", sagt jenes Goethe'sche Wort. Für wen gilt es mehr, als für den Dichter des Dialekts? Schon sein Erscheinen bedeutet, daß die Eigenart, gleichsam die Persönlichkeit einer originellen Minderheit sich aussprechen will; daß irgend eine langverschwiegene, ungewußte, geheimnisvolle Wechselwirkung von Land und Volk, Natur- und Menschengeschichte, die still für sich gewaltet, nach Selbstvergegenwärtigung ringt. Als in Fritz Reuter das Auge zu sehn und der Geist aufzufassen begann, der diese originelle Volks-Persönlichkeit in sich vergegenwärtigen und aus sich nachformen sollte, lag Mecklenburg noch ungekannt, wie eine von der Flut zurückgelassene Muschel am Meeresstrande da; abgesondert nach außen, noch zwischen Mittelalter und Neuzeit geschichtslos dahinlebend, leicht zu regieren, schwer umzuformen, bald von Not gedrückt, bald von Segen getragen, immer aber eines alten Erbteils gewiß: des heiteren Lebenssinns, mit dem der Mecklenburger sich das Dasein erkämpft. Das Leben seiner Nachbarn ging ihn wenig an, er atmete durch seine beiden (ungleichen) Lungen Rostock und Wismar, und das nährende Blut in seinen Adern gewann er seinem Weizenboden und seinen Viehweiden ab. Denn die Landwirtschaft war — und ist — sein vornehmster Beruf. In seinem ebenen, nur hier und da sanft gehügelten Land, in dem er jede sichtbare Erhöhung einen „Berg" getauft hat, zwischen herrlichem Weizenland und elendem „Klas Hahn", zwischen brauner Haide und mächtigem Buchenwald, zwischen fett grü-

lichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt' und ſtrafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einſt mir ſagteſt, es ſei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen. Gehörten wir da nicht längſt uns an?" . . . „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In dieſen Tagen des Glücks regten ſich alle ſeine Kräfte. Er entfaltete nun endlich ſeine dichteriſche Eigenart, wie ſie ſich zunächſt in den kleinen lyriſchen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeiſterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenſchaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie ſeiner rhythmiſchen Proſa aus, verſuchte auch ein Trauerſpiel „Agis" zu ſchreiben, und rang zugleich in Studien der verſchiedenſten Art, philoſophiſchen, botaniſchen, mathematiſchen, juriſtiſchen, nach einer Vielſeitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung ſeines dichteriſchen Talents notwendig erſchien. Er nahm ſein Flötenſpiel wieder auf, als die natürlichſte Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeiſter nach Frankfurt kam und damals auf ſeine Weiſe in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigſten Umgang: die Ergänzung ſeiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verſtandesmenſchen, bei denen man ſich ſo gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Um Oſtern 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" im Cotta'ſchen Verlag (durch Schiller's Vermittelung) erſchienen. Sein dichteriſcher Wettlauf mit den Meiſtern war begonnen; größere und reifere Werke ſchwebten ihm vor, und aus ſo vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenſchaftlich ſein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen geſteigert ward, die die geliebte Diotima von ſeinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo ſein vergiftetes Glück ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Beſitz; und ſeine Leidenſchaft mußte ſich endlich bekennen, daß ſie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte ſehen, wie ſie unter dieſem Bewußtſein litt, wie ſie ſich dem Verderben zu entwinden ſtrebte, das doch zugleich das höchſte Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband ſie nichts als ihr Wort, und daß ſie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensſtörer in ihr Haus geführt. Vor dieſem unwürdigen Beſitzer zurückzutreten, die, wie es ſcheint, rohe und niedrige Art dieſes Mannes in Diotima's Sphäre herrſchen zu ſehen, ſeine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in ſeinem Gewiſſen zu fühlen, daß er vor dem Sittengeſetz im Unrecht ſei — dies alles warf ihn in einen Zuſtand der Qual und der Seelenkämpfe, der ſeinen leicht verletzbaren Organismus zu zerſtören begann. Er vermochte nicht, ſich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem ſie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren ſuchten, die es vor ihrem Bewußtſein rechtfertigen konnte, verzehrten ſie in dieſem Kampf ihre beſte Kraft, und eine wachſende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüſter der Menſchen, gegen das Schickſal ſetzte ſich in Hölderlin's Herzen feſt. „O Freund!“ ſchreibt er ſchon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verſtummen: „ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich will es Dir geſtehen, daß ich glaube, ich ſei beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine

Jugend wieder! Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß.“ Er ſehnt ſich fort, und doch kann er nicht gehen; — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigſtens in der Heimat einmal von dieſen Leiden auszuraſten: „Ich ſuche Ruhe, mein Bruder!“ ſchreibt er nach Haus; „beſter Karl! ich ſuche nur Ruhe.“ . . . „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich ſtörte. Sagſt Du, ich ſoll nicht achten, was mich leidend macht, ſo ſag' ich Dir, ich müßte einen Leichtſinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menſchen brächte, unter denen ich lebe.“ Und wieder ſpäter (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, ſehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menſchen jemals ausſprach, weil nicht alles auszuſprechen iſt, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beſte, was an mir iſt, ſei noch nicht untergegangen.“ . . . Deutlicher, als in dieſen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern ſpricht ſich ſein Elend im „Hyperion“ aus, bald verhüllter, bald in perſönlichſtem Schmerz. „Sie war mein Lethe, dieſe Seele,“ ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeins trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher . . . . O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele iſt wie ein Fiſch, aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet in der Hitze des Tages.“ — „Ich muß vergeſſen, was ſie iſt. . . . Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen ſoll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.“ . . . „O wie manchmal

lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, und ſtand bewundernd auf, und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden. . . . Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert."

Dieſem tödlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual ſollte endlich ein Zuſammenſtoß mit dem eiferſüchtigen Herrn dieſes höchſten Guts ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlin's erſchüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotima's Gemahl, in einer Anwandlung von Eiferſucht, die er ſonſt nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach ſeiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgeſtört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derſelben Nacht ohne Abſchied von dannen gegangen ſei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umſtände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlin's Diotima"), wonach Gontard's Stimmung künſtlich durch eine mißgünſtige dritte Perſon aufgereizt worden wäre, ohne daß irgend eine Verſchuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch ſein mag: gewiß iſt, daß dieſer plötzlichen Entſcheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die ſich ohne ein langſames Heranwachſen der Kataſtrophe nicht wohl erklären läßt. So ſchreibt Hölderlin an ſeinen Bruder nach der Flucht: „Beſter! wie oft hätt' ich Dir gern geſchrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte." Früher oder ſpäter mußte ein gewaltſames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieſer Zuſammenſturz unmöglicher Ver-

hältniſſe, ſo tief er in Hölderlin's Seele ſchnitt, doch für den Reſt ſeiner Geiſteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, ſich in Entſagung zu faſſen; ſich auf den Troſt zu beſinnen, der in den Tiefen ſeiner Weltanſchauung lag, und ſein durch Leiden geadeltes Gemüt in den ſchönſten Geſängen auszuatmen, die dieſe Zeit der Selbſtbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach faſt dreijährigem Zuſammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo ſein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Teilnahme empfing, und ſuchte hier die blutende Wunde zu ſtillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abſchiedsworte“ und „Nachruf“, zeigen ſeinen Schmerz; mit ganzer Leidenſchaft riß er ſeinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu ſterben“, um „an des Genius Feinden ſeine Seele zu rächen“, — vielleicht auch um in irgend einer Zukunft ſich ſo den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unſterblich, und für immer zu verzichten, mochte ihm noch unfaßbar erſcheinen. Er ſchrieb am „Agis“ fort, vollendete den „Hyperion“ (deſſen Schlußband um Oſtern 1799 erſchien), entwarf den Plan zu einer Zeitſchrift „Iduna“, der freilich ſcheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigſtens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerkſamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten löſte ſich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwiſchen ihnen hin und her, die ſpäter dem Untergang geweiht worden ſind; es ſollen auch Zuſammenkünfte ſtattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls ſcheint es unzweifelhaft, daß wenigſtens ein geheimes Wiederſehen erfolgte, um den endlich beſchloſſenen ewigen Abſchied zu nehmen. Denn auf dieſe letzte Trennung, deren Notwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wunderſame Gedicht „Der Abſchied“ deuten, das

als das beredteſte Denkmal dieſes Schickſals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlin'ſchen Genius, ſeiner Formbeherrſchung, ſeiner Gedankenwelt und ſeiner Entſagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei!

Reich' die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen, und friedlich,
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geiſt uns auf. —

Hölderlin's Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht mißverſtehen will — war ihm Religion: ſo ſoll ihm nun wieder ſeine Religion, ſein ſeelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor verſenkt er ſich in das große, tragiſche, herzerhebende Geheimnis der Welt; ſeine Kraft, es zu durchdringen, iſt durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" geſtählt — wie er es im „Empedokles" tiefſinnig ausſpricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Iſt heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide ſich, . . . und trinkt
Am Todeskelche ſich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es iſt; warum nicht der Menſch? „Ich bin ruhig," läßt er ſeinen Hyperion ſagen, „denn ich will nichts Beſſeres haben als die Götter. Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind, und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambiſchen Begeiſterung getragen, die ſeine Proſa ſo ſteigert, daß man ſie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man ſie in die nicht geſchriebenen, aber gefühlten Versreihen teilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze verſöhnende Myſtik ſeines Glaubens:

O, du mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menſchendingen den Traum,
Und ſage: nur du lebſt,
Und was die Friedensloſen
Erzwungen, erdacht,
Es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

. . . Es fallen die Menſchen
Wie faule Früchte von dir;
O laß ſie untergehn,
So kehren ſie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umatme

Mit all deinen knospenden Zweigen! . . .
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und
Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Iſt unſre Liebe! —
Frei ſind wir, gleichen uns
Nicht ängſtig von außen;
Wie ſollte nicht wechſeln
Die Weiſe des Lebens?
Wir lieben den Äther doch all',
Und innigſt im Innerſten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geſchieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verſtehen es nicht.
Lebendige Töne ſind wir,
Stimmen zuſammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden ſcheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerſtörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du biſt; was iſt denn der Tod
Und alles Wehe der Menſchen? . . .
Wie der Zwiſt der Liebenden ſind
Die Diſſonanzen der Welt.

Verſöhnung iſt
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet ſich wieder.
Es ſcheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben iſt alles.

So überwindet der Denker, der Myſtiker das Leid, das den Menſchen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, ſinnlich-überſinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entſagende Faſſung eines edlen Gemütes ausgeſprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menon's Klage um Diotima" gethan, der, wie es ſcheint, nicht mehr in der Homburger Zeit, ſondern (man vergleiche die ſiebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entſtand. Er hatte inzwiſchen, um bekannter zu werden und ſein Leben zu friſten, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag" geſchrieben, in der er freilich eine Tonart anſchlug, die ihm nicht entſprach; er hatte das Reichſte und Beſte ſeiner Perſönlichkeit in den „Tod des Empedokles" hineingedichtet, in dem er die höchſte Steigerung ſeiner eigenen myſtiſchen Natur in einem tragiſchen Helden zu geſtalten ſuchte, der, nachdem ihn das Leben gleichſam ausgeſtoßen, freiwillig und feierlich in den Schoß der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das Letzte gethan und ſich aus Diotima's Nähe losgeriſſen, um, wenn es ſein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegiſcher Verklärung zuſammen:

. . . Immer kannſt du noch nicht, o meine Seele, noch kannſt du's
Nicht gewohnen, und träumſt mitten im eiſernen Schlaf!
Feſtzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen; —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir ſein, und lächeln muß ich und ſtaunen,
Wie ſo ſelig doch auch mitten im Leide mir iſt.
Licht der Liebe! ſcheineſt du denn auch Toten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, ſeid, ihr abendrötlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, ſchweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmliſchen Glücks, und ihr, hochſchauende Sterne,
Die mir damals oft ſegnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einſt nahe dem Herzen,
Einſt wahrhaftiger, einſt heller und ſchöner geſehn . . .
Denn ſie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, ſie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden geſellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn ſie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niederſehn in die Waſſer, wo ſilberne Wolken ſich ſpiegeln
Und ätheriſches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aeſten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Geſpräch, in Einem Seelengeſange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus iſt öde mir nun, und ſie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Übrige mir . . .
Dies iſt's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos ſitze den Tag und ſtumm, wie die Kinder,

Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht, . . .
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die ſchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen,
Schweigend wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt,
Götterkind! erſcheineſt du mir, und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, höhere Dinge mir zu? . . .
Ja, noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heiterſinnender Stirne
Segnend und ſicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugeſt du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es andern
Wiederſage, denn auch andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.
So will ich, ihr Himmliſchen! denn euch danken, und endlich
Atmet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet . . .
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche ſind ja
Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! . . . und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir mit gemeinſamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,

Dort, wo die Adler ſind, die Geſtirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Musen, wahrer Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf trauender Inſel begegnen, . . .
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieſer Dichtung den traurigen Sieg der Reſignation durch die Meiſterſchaft der Kunſt verklärt und den Gipfel ſeines Könnens erſtiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieſer Zeit an ſinkt ſeine Lebensflamme zuſammen: in ſo früher Jugend flackert ſie dem Erlöſchen zu. Sich ein Leben unter den Menſchen zu gründen, wie es Menſchenart iſt, war ihm, dem gleichſam zwei Welten angehörenden Fremdling, verſagt: nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geiſt gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne feſten Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur ſein eigentliches Ich, ſein denkendes, ſchaffendes Bewußtſein, in ſich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendaſein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greiſenalter die gröberen, erdigen Elemente ſeines Ich zuſammenhielt. Schon als Hölderlin zuerſt ins „feindliche Leben" hinaustrat — ſchon in Waltershauſen, im Hauſe Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, ſich in das Unzulängliche aller menſchlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an ſeinen feinſten Organen: ſchon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an ſeinem Kopfe zu leiden", und dieſer Vorbote der zukünftigen Zerſtörung erſchien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgend einem Punkte ſeiner Exiſtenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbſt von 1796, wo das freieſte, innigſte Zuſammenleben mit Diotima und eine ſtärkende Kur ihn verjüngt hatten, ſchien er auch von dieſem Leiden ganz geneſen zu ſein; aber die tiefen Bedrängniſſe, die dann

folgten, warfen ihn auf die abſchüſſige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erſchien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu ſehn; die Reizbarkeit ſeines Gemüts war ſchon zur Krankheit gediehen. Nur ſeine dichteriſche Kraft hielt ſich noch auf der reinen Höhe, die ſie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieſer und der nächſten Zeit ſtammt eine Reihe ſeiner edelſten, gehaltvollſten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beſeelter Reflexion, in der Vorneigung für beſchauliche, idylliſche oder feſtliche Geſänge hervor. Aber die Heimatloſigkeit ſeines Daſeins ſollte ihn nicht verlaſſen. Da, was er als Dichter leiſtete, weder ſeinem leidenſchaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfriſtung genügte, da ein Verſuch, in Jena als Docent ſich feſtzuſetzen, mißlang, die theologiſche Laufbahn ſeinem Innerſten widerſprach, ſo mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und verſuchte zuerſt in Stuttgart (bei Landauer, einem ſeiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konſtanz, endlich in Bordeaux, im Hauſe des hamburgiſchen Konſuls, ſich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu weihen, nach Eurem Willen“, wie er ſchwermütig an die Seinigen ſchreibt. Vielleicht, daß eben dieſer Wechſel von Ort zu Ort, dieſe raſchen Änderungen des Klimas, der Lebensweiſe, der ganzen umgebenden Welt den Zerſtörungsprozeß beſchleunigten, der ſich der Werkſtatt ſeines Geiſtes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotima's Erkrankung und Sterben ſollte ihn, wie es ſcheint, vollenden. Suſette Gontard hatte (wie Rullmann in dem oben erwähnten Aufſatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlin's Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, ſein Unrecht zu bekennen und, ſoviel es möglich war, zu ſühnen; ſie hatte endlich den äußeren Frieden mit ihm wiederhergeſtellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geiſt und Körper behalten, die, wie es ſcheint, dem erſten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angeſteckt, in heftiges

Fieber verfallen, durch sie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre, nachdem Hölderlin sich von Homburg und ihr losgerissen hatte. Der Dichter erlebt vielleicht noch in Nürtingen, daß sie gefährlich erkrankt ist — nicht schon ihren Tod, wie Pellmann, im Widerspruch mit der Chronologie, irrtümlich berichtet. Er verläßt Nürtingen, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerhitze, vermutlich unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotima's Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnsinniger wieder auf, nach seinem eigenen schmerzlichen Wort „vom Apollo geschlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthisson's Zimmer der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war eine Gestalt, die dieser nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erschrocken fährt Matthisson auf: die fürchterliche Erscheinung steht eine Weile da, ohne zu sprechen, nähert sich ihm dann, neigt sich über den Tisch und murmelt mit dumpfer Stimme: „Hölderlin"; dann stürzt sie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieses zerstörten Menschen zu schildern, ist ebenso unnütz, wie es traurig ist: denn mit langsamen, aber unaufhaltsamen Schritten geht sein zerrütteter Geist den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen seines Daseins ausscheidet. Noch eine Weile scheint es, als ob er genesen könnte: er beruhigt sich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein sorgloses Dasein, ja sogar eine Anstellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, versucht sich — wie in seiner Jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Übersetzungen, und läßt zwei seiner seltsam verdeutschten Sophokles-Tragödien im Druck erscheinen; aber die stille Zerstörung schreitet fort, und die Aufwallungen seiner Phantasie, seines Tiefsinns — in den Dichtungen dieser Zeit oft noch von erschütternder Gewalt — sind das Leuchten einer schlechtgenährten Flamme,

die bald zu flackern, auszuſetzen beginnt, bis ſie im Dunkel erliſcht. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieſer letzte Heilungsverſuch mißlang, in das Haus eines gebildeten Tübinger Tiſchlermeiſters zu bringen, als deſſen Pflegekind er nun die endloſen Jahre der Geiſtesdämmerung, mit geſundem Körper und toter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden ſollen, wie er einſt als Dichter des „Empedokles" — gleichſam in dunkler Ahnung — durch deſſen Mund ſich gewünſcht hatte:

. . . Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh' und Not die Freude mir,
Und freundlich ſtiegen Himmelskräfte nieder.
. . . Und wenn ich dann
Das ſchöne Leben überſann, da bat
Ich herzlich oft um eines nur die Götter:
Sobald ich einſt mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendſtärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geiſtes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur ſchnell ins Herz
Ein unerwartet Schickſal mir zu ſenden . . .

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tiſchlerhauſe am Neckar gelebt; teilnahmlos an allem, was ſonſt die Gemüter der Menſchen bewegt, nur gewiſſe tiefe Erinnerungen ſchien er ſtumm zu bewahren, nur der geheimnisvoll erregende Einfluß der Geſtirne, der beſänftigende der ſchönen Natur blieb ſichtbar bis zuletzt. Es blieb

ihm auch eine gewiſſe dumpfe Freude an der Muſik; früher bei Geſang und Flötenſpiel, ſpäter faſt nur noch am Klavier, auf dem er irgend eine ſimple Melodie ſo endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schickſal das troſtlos einfache Thema ſeines Daſeins wiederholte. Auch die Poeſie verlor nicht ganz ihre Macht über dieſen abſterbenden Geiſt. Vielmehr war es wunderbar, wie ſehr ſie ſeine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Proſa niederſchrieb, die Vernunft faſt immer auf der Stelle verſagte, leuchtete im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, ſtets noch ein Reſt geiſtiger Klarheit auf. Wie in jenem tiefrührenden Wort aus dieſen Zeiten:

Das Angenehme dieſer Welt hab' ich genoſſen,
Die Jugendſtunden ſind, wie lang! wie lang! verfloſſen,
April und Mai und Junius ſind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröſtlicheren Zeilen, die er einmal, im Geſpräch mit ſeinem Tiſchlermeiſter, in plötzlicher elegiſcher Anwandlung mit dem Bleiſtift auf ein Brett ſchrieb, als könne er ſo beſſer ſagen, was er meine:

Die Linien des Lebens ſind verſchieden,
Wie Wege ſind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir ſind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

So verſagte er denn auch nie, wenn ein Beſucher ihn um einige Verſe bat; er ſchrieb, ohne zu zögern, und am dauerhafteſten zeigte ſich auch hier ſein treuer Naturſinn: „das ſtille Leben der Mutter Erde", ſagt ſein Biograph, „entlockte dem zerriſſenen Saitenſpiel noch freundlich tönende Accorde,

da es für jede andere Berührung erſtorben ſchien.“ Endlich, am 7. Juni 1843 — nachdem er ſein dreiundſiebzigſtes Jahr vollendet hatte — kehrte auch ſein körperliches Ich in den Schoß des geheimnisvollen „Ein und All“ zurück. Am Morgen dieſes Tages ſtarb er — ohne das von manchem erwartete letzte Aufwachen des Geiſtes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorbeerkranz geſchmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was ſein eigentliches Weſen war — hatte inzwiſchen ſchon ſeine Auferſtehung im Bewußtſein der Nation gefeiert und wird immer wieder auferſtehen: denn was ihn den einen fremd macht, die myſtiſche Subjektivität ſeines Weſens, wird den andern ſtets eine denkwürdige und tragiſch ſchöne Offenbarung ſein. Dieſer ſein Herzens-Pantheismus iſt auch ein Teil unſers germaniſchen Geiſtes, und die Geſtalt, die er ihm als Dichter gab, dieſe wahrhafte Vermählung helleniſcher Form mit germaniſchem Gemüt, hat gleichſam dem Ohr der deutſchen Sprache wie eine bleibende Melodie ſich eingeprägt. Aus jenem urſprünglichſten Drang floß alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernſte Feierlichkeit ſeiner Gedanken, ſeine ungeſchichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geſchichtsloſe als das Geſchichtliche ſah; ſeine grenzenloſe Verehrung des Griechentums, das den Pantheismus geboren, das die zerfloſſene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergeſtellt hatte; ſeine dunkle Art, Geheimnisvolles in ſchwerverſtändliche Gleichniſſe zu hüllen, die Natur mit „Göttern,“ „Halbgöttern,“ „Heroen“ zu beleben, nach Heraklitiſcher und Empedokleiſcher Weiſe, die die Welt zugleich dichteriſch und philoſophiſch ergriff. Dieſe Eigenſchaften ließen ihn nicht zum „Klaſſiker“ werden, ſeinem Geiſt fehlte die Norm, die jeder als die menſchliche, die allgemeine erkennt; aber ſie haben

aus ihm eine der wunderſamſten lyriſchen Geſtalten gemacht. Auch nur als Lyriker hat man ihn zu faſſen. Sein „Hyperion“ iſt eine Reihe lyriſcher Scenen, Bilder und Wallungen, nicht ein Roman; vergebens hat er im untergegangenen „Agis“, im unvollendeten „Tod des Empedokles“ ſich am Drama verſucht. Sein Geiſt hatte nur die eine Melodie, die in allen Wandlungen des Daſeins ihn beſeelte, die gewiſſermaßen ſein Leben und ſein Tod war: der vertrauteſte, der heilige Sänger der Natur zu ſein — oder, mit ſeinem eigenen tiefſinnigen, ſeelenvollen Wort (im „Empedokles“):

Der Prieſter, der lebendigen Geſang
Wie frohvergoſſnes Opferblut ihr brachte.

Fritz Reuter.

ſo! noch bin ich immer glücklich wie im erſten Moment. Es iſt eine ewige, fröhliche, heilige Freundſchaft mit einem Weſen, das ſich recht in dies arme, geiſt- und ordnungsloſe Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsſinn iſt nun vor Störung ſicher. Er orientiert ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt beſänftigt, erheitert ſich täglich in ihrem genügſamen Frieden. Ich ſage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. . . . Ich dichte wenig und philoſophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen, mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schickſal mir mein glücklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher.

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig ſein wirſt, umſtändlicher von meinem Glücke mich ſprechen zu hören. Aber ich darf nicht! . . . Es iſt auch immer ein Tod für unſere ſtille Seligkeit, wenn ſie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber ſo hin in fröhlichem, ſchönem Frieden wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen, und ſo brauchte es keine Worte mehr! Sie iſt ſchön wie Engel. Ein zartes, geiſtiges, himmliſchreizendes Geſicht. Ach! ich könnte ein Jahrtauſend lang in ſeliger Betrachtung mich und alles vergeſſen, bei ihr, ſo unerſchöpflich reich iſt dieſe anſpruchsloſe ſtille Seele in dieſem Bilde! Majeſtät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernſt, und ſüßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geiſt, alles iſt in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Teurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu teil.“ Auf dem Bache zu ſchiffen iſt keine Kunſt. Aber wenn unſer Herz und unſer

Schickſal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann."

Den innigen Zuſammenhang dieſer beiden Menſchen zu vollenden, hatte der Krieg, der im Sommer 1796 vom Rhein her die Frankfurter Gegend zu überſchwemmen drohte, ihn gleichſam zum eigentlichſten Gefährten ihres Lebens gemacht: er geleitete ſie auf ihrer Flucht, während Gontard allein in Frankfurt zurückblieb, zog mit ihr und den Kindern nach Kaſſel, nach Driburg, und kehrte erſt im Spätjahr mit ihnen in ihr Haus zurück. In dieſer Zeit ſcheint die Wärme des Gefühls ſich entwickelt zu haben, das als ideale Freundſchaft begann, in ſtiller Unaufhaltſamkeit zur Liebe wuchs, bis es ihm und ihr den Abgrund zeigte, der entweder ihr ſittliches Daſein oder ihr Glück verſchlang. Wie das alles ſich entwickelte, wie weit — bei aller Reinheit der Geſinnung — ſie doch die Leidenſchaft führte, darüber klären uns keine unmittelbaren Zeugniſſe auf; nur ſeine Dichtungen laſſen uns den Schleier lüften und die Stärke, die Kämpfe und den ſittlichen Heroismus dieſer Liebe ermeſſen. Im „Hyperion", den Hölderlin neu zu ſchreiben begonnen und ſtatt eines wirklichen Romans als ein Gemälde ſeiner Seele mit lyriſchem Ungeſtüm entworfen hatte, liegt die Geſchichte der Frankfurter Zeit klar vor unſern Augen; die Heldin Melite der erſten Conception hat ſich in Diotima verwandelt, Diotima iſt die geliebte Frau, die er fortan nur unter dieſem Namen beſingt, und unter dem durchſichtigen Gewande der Dichtung enthüllt ſich, was er erlebt, während er's erlebt, wie in einem Tagebuch, das vor dem Auge der Neugier offen daliegt, doch ſeinen eigentlichen Inhalt durch Geheimſchrift zu verbergen ſucht. Ja ſo ſehr iſt dieſes Buch zum Gefäß ſeiner perſönlichen Schickſale geworden, daß man es nur verſtehen und genießen kann, wenn man dies weiß. Das Verhältnis des Hyperion zur Diotima, die Schmerzen, die Kämpfe, endlich die gewalt-

ſame Auflöſung, ſind ſonderbar, unbegründet, ſcheinen launiſche Willkür des Dichters zu ſein, wenn man ſich nicht dieſen unſchuldigen Herzensbund eines reinen Jünglings und eines freien Mädchens in das verderbliche Verhältnis umwandelt, das eine verheirathete Frau mit dem Erzieher ihrer Kinder verbindet. Um dies zu ſchildern, ſubjektiv leidenſchaftlich auszuſtrömen, zwingt der Dichter ſeinen Geſtalten fremdes Leben auf, erfindet ihnen Konflikte, die der einfachen Empfindung widerſtreiten, und entſtellt ſo ſein Kunſtwerk, um uns ein wunderſames Denkmal ſeines Innern zu laſſen.

Was die Liebe zu Diotima ihm bedeutete, ſpricht ſein Ebenbild Hyperion an hundert Stellen in Freuden und Schmerzen aus; er ſchildert mit lyriſcher Gewalt, wie dieſe ſchönſte Offenbarung der Natur ſeinem Herzen erſchien. „Ich hab' es einmal geſehen, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!" — „Ich brauche die Götter und die Menſchen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel iſt ausgeſtorben, entvölkert, und die Erde, die einſt überfloß von ſchönem, menſchlichem Leben, iſt faſt wie ein Ameiſenhaufe geworden. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menſchen der Erde vergeſſ' ich in dir. Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts als meiner ſeligen Inſel." . . . „Was iſt alles, was in Jahrtauſenden die Menſchen thaten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe? Es iſt aber auch das Gelungenſte, Göttlichſchönſte in der Natur! Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir." . . . „Nur ihren Geſang ſollt' ich vergeſſen, nur dieſe Seelentöne ſollten nimmer

wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen. Nur wenn ſie ſang, erkannte man die liebende Schweigende, die ſo ungern ſich zur Sprache verſtand. . . . Tauſendmal hab' ich es ihr und mir geſagt: das Schönſte iſt auch das Heiligſte. Und ſo war alles an ihr. Wie ihr Geſang, ſo auch ihr Leben. Unter den Blumen war ihr Herz zu Hauſe, als wär' es eine von ihnen. Sie nannte ſie alle mit Namen, ſchuf ihnen aus Liebe neue, ſchönere, und wußte genau die fröhlichſte Lebenszeit von jeder. Wie eine Schweſter, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gern zuerſt gegrüßt ſein möchte, ſo war das ſtille Weſen mit Aug' und Hand beſchäftigt, ſelig zerſtreut, wenn auf der Wieſe wir gingen, oder im Walde. Und das war ſo ganz nicht angenommen, angebildet, das war ſo mit ihr aufgewachſen. . . . Sie ſchien immer ſo wenig zu ſagen, und ſagte ſo viel. . . . So bedürfnislos, ſo göttlich-genügſam hab' ich nichts gekannt. Wie die Woge des Oceans das Geſtade ſeliger Inſeln, ſo umflutete mein ruheloſes Herz ihren Frieden. Ich hatt' ihr nichts zu geben als ein Gemüt voll wilder Widerſprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben als meine grenzenloſe Liebe mit ihren tauſend Sorgen, ihren tauſend tobenden Hoffnungen; ſie aber ſtand vor mir in wandelloſer Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldenen Morgenſtunden von höhern Regionen der Genius weiſſagt, es war alles in dieſer einen ſtillen Seele erfüllt." Und wie er in einer andern, ſpätern Dichtung („Emilie vor ihrem Brauttag") den Liebenden zur Geliebten ſagen läßt, indem er wieder ſein eigenes Glück und Schickſal ſchildert:

. . . Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Woge ſtieg,
Das Himmliſche, mir ſchwindet, ſeh' ich dich,
Und, eine ſchöne Götterbotin, mahnſt

Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, ſänftigeſt du mich.
Dein Schüler bin ich dann und lauſch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Ueberredens ſüße Gabe mir,
Daß ſie die Geiſter freundlich mir bezwingt;
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd' dir wiederkehre, heilſt du mich,
Und ſingſt in Ruhe mich, du holde Muſe!

Daß eine Liebe, eine Anbetung von ſo überfließender, geheimnisvoller, grenzenloſer Art das Gemüt einer tieffühlenden und liebebedürftigen Frau überwältigen mußte, begreift ſich ſo leicht, daß es keines Wortes darüber bedarf. Wie es ihrem Herzen erging, hat Hölderlin ohne Zweifel in den Bekenntniſſen der Diotima geſchildert, die er ſie an den geliebten Hyperion ſchreiben läßt: „Ich fand Dich wie Du biſt . . . Unausſprechlich zog die zarte Seele mich an, und kindiſch furchtlos ſpielt' ich um Deine gefährliche Flamme. — Die ſchönen Freuden unſerer Liebe ſänftigten Dich; böſer Mann! nur, um Dich wilder zu machen. Sie beſänftigten, ſie tröſteten auch mich, ſie machten mich vergeſſen, daß Du im Grunde troſtlos warſt, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, ſeit ich Dir in Dein geliebtes Herz ſah . . . Ein Weſen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling ſchienſt Du mir. Zu wem ſo laut das Schickſal ſpricht, der darf auch lauter ſprechen mit dem Schickſal, ſagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um ſo unergründlich mächtiger iſt er. Von Dir, von Dir nur hofft' ich alle Geneſung . . . Hyperion! Hyperion! haſt Du nicht mich, die Unwürdige, zur Muſe gemacht?" — Und Hyperion ſchreibt: „War ſie nicht mein, ihr Schweſtern des Schickſals, war ſie nicht mein? Die reinen

Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unſchuldigen Bäume, die uns belauſchten, und das Tageslicht und den Äther! war ſie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens? Wo iſt das Weſen, das, wie meines, ſie erkannte? in welchem Spiegel ſammelten ſich, ſo wie in mir, die Strahlen dieſes Lichts? erſchrak ſie freudig nicht vor ihrer eigenen Herrlichkeit, da ſie zuerſt in meiner Freude ſich gewahr ward? Ach! wo iſt das Herz, das ſo, wie meines, überall ihr nah war, ſo, wie meines, ſie erfüllte und von ihr erfüllt war, das ſo einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da iſt." . . . „Eh' es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an. Wenn ich ſo mit allen Huldigungen des Lebens, ſelig überwunden, vor ihr ſtand, und ſchwieg, und all mein Leben ſich hingab in den Strahlen des Auges, das ſie nur ſah, nur ſie umfaßte, und ſie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken; wenn ich oft, begraben in Luſt und Schönheit, bei einem reizenden Geſchäfte ſie belauſchte, und um die leiſeſte Bewegung, wie die Biene um die ſchwanken Zweige, meine Seele ſchweift' und flog, und wenn ſie dann in friedlichen Gedanken gegen mich ſich wandt', und, überraſcht von meiner Freude, meine Freude ſich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder ſucht' und fand — Wenn ſie, wunderbar allwiſſend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Weſens, im Momente, da er begann, noch eh' ich ſelbſt ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn ſie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge ſah', wenn ſie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und ſorgſam trübe Stunden ahnete, indes mein Geiſt zu unenthaltſam, zu verſchwenderiſch im üppigen Geſpräche ſich verzehrte; wenn das liebe Weſen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechſel meiner Wange mir verriet, und oft in freund-

lichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt' und ſtrafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einſt mir ſagteſt, es ſei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen. Gehörten wir da nicht längſt uns an?" . . . „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In dieſen Tagen des Glücks regten ſich alle ſeine Kräfte. Er entfaltete nun endlich ſeine dichteriſche Eigenart, wie ſie ſich zunächſt in den kleinen lyriſchen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeiſterung der antiken Verſsmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenſchaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie ſeiner rhythmiſchen Proſa aus, verſuchte auch ein Trauerſpiel „Agis" zu ſchreiben, und rang zugleich in Studien der verſchiedenſten Art, philoſophiſchen, botaniſchen, mathematiſchen, juriſtiſchen, nach einer Vielſeitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung ſeines dichteriſchen Talents notwendig erſchien. Er nahm ſein Flötenſpiel wieder auf, als die natürlichſte Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeiſter nach Frankfurt kam und damals auf ſeine Weiſe in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigſten Umgang: die Ergänzung ſeiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verſtandesmenſchen, bei denen man ſich ſo gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Um Oſtern 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" im Cotta'ſchen Verlag (durch Schiller's Vermittelung) erſchienen. Sein dichteriſcher Wettlauf mit den Meiſtern war begonnen; größere und reifere Werke ſchwebten ihm vor, und aus ſo vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenſchaftlich ſein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen geſteigert ward, die die geliebte Diotima von ſeinem Genius hegte.

Digitized by Google

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo ſein vergiftetes Glück ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Beſitz; und ſeine Leidenſchaft mußte ſich endlich bekennen, daß ſie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte ſehen, wie ſie unter dieſem Bewußtſein litt, wie ſie ſich dem Verderben zu entwinden ſtrebte, das doch zugleich das höchſte Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband ſie nichts als ihr Wort, und daß ſie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensſtörer in ihr Haus geführt. Vor dieſem unwürdigen Beſitzer zurückzutreten, die, wie es ſcheint, rohe und niedrige Art dieſes Mannes in Diotima's Sphäre herrſchen zu ſehen, ſeine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in ſeinem Gewiſſen zu fühlen, daß er vor dem Sittengeſetz im Unrecht ſei — dies alles warf ihn in einen Zuſtand der Qual und der Seelenkämpfe, der ſeinen leicht verletzbaren Organismus zu zerſtören begann. Er vermochte nicht, ſich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem ſie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren ſuchten, die es vor ihrem Bewußtſein rechtfertigen konnte, verzehrten ſie in dieſem Kampf ihre beſte Kraft, und eine wachſende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüſter der Menſchen, gegen das Schickſal ſetzte ſich in Hölderlin's Herzen feſt. „O Freund!“ ſchreibt er ſchon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verſtummen: „ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich will es Dir geſtehen, daß ich glaube, ich ſei beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine

Jugend wieder! Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß.“ Er ſehnt ſich fort, und doch kann er nicht gehen; — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigſtens in der Heimat einmal von dieſen Leiden auszuraſten: „Ich ſuche Ruhe, mein Bruder!“ ſchreibt er nach Haus; „beſter Karl! ich ſuche nur Ruhe.“ . . . „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich ſtörte. Sagſt Du, ich ſoll nicht achten, was mich leidend macht, ſo ſag' ich Dir, ich müßte einen Leichtſinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menſchen brächte, unter denen ich lebe.“ Und wieder ſpäter (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, ſehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menſchen jemals ausſprach, weil nicht alles auszuſprechen iſt, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beſte, was an mir iſt, ſei noch nicht untergegangen.“ . . . Deutlicher, als in dieſen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern ſpricht ſich ſein Elend im „Hyperion“ aus, bald verhüllter, bald in perſönlichſtem Schmerz. „Sie war mein Lethe, dieſe Seele,“ ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeins trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher . . . . O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele iſt wie ein Fiſch, aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet in der Hitze des Tages.“ — „Ich muß vergeſſen, was ſie iſt. . . . Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen ſoll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.“ . . . „O wie manchmal

lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, und ſtand bewundernd auf, und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden. . . . Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert."

Dieſem tödlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual ſollte endlich ein Zuſammenſtoß mit dem eiferſüchtigen Herrn dieſes höchſten Guts ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlin's erſchüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotima's Gemahl, in einer Anwandlung von Eiferſucht, die er ſonſt nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach ſeiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgeſtört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derſelben Nacht ohne Abſchied von dannen gegangen ſei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umſtände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlin's Diotima"), wonach Gontard's Stimmung künſtlich durch eine mißgünſtige dritte Perſon aufgereizt worden wäre, ohne daß irgend eine Verſchuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch ſein mag: gewiß iſt, daß dieſer plötzlichen Entſcheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die ſich ohne ein langſames Heranwachſen der Kataſtrophe nicht wohl erklären läßt. So ſchreibt Hölderlin an ſeinen Bruder nach der Flucht: „Beſter! wie oft hätt' ich Dir gern geſchrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte." Früher oder ſpäter mußte ein gewaltſames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieſer Zuſammenſturz unmöglicher Ver-

hältniſſe, ſo tief er in Hölderlin's Seele ſchnitt, doch für den Reſt ſeiner Geiſteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, ſich in Entſagung zu faſſen; ſich auf den Troſt zu beſinnen, der in den Tiefen ſeiner Weltanſchauung lag, und ſein durch Leiden geadeltes Gemüt in den ſchönſten Geſängen auszuatmen, die dieſe Zeit der Selbſtbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach faſt dreijährigem Zuſammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo ſein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Teilnahme empfing, und ſuchte hier die blutende Wunde zu ſtillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abſchiedsworte“ und „Nachruf“, zeigen ſeinen Schmerz; mit ganzer Leidenſchaft riß er ſeinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu ſterben“, um „an des Genius Feinden ſeine Seele zu rächen“, — vielleicht auch um in irgend einer Zukunft ſich ſo den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unſterblich, und für immer zu verzichten, mochte ihm noch unfaßbar erſcheinen. Er ſchrieb am „Agis“ fort, vollendete den „Hyperion“ (deſſen Schlußband um Oſtern 1799 erſchien), entwarf den Plan zu einer Zeitſchrift „Iduna“, der freilich ſcheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigſtens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerkſamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten löſte ſich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwiſchen ihnen hin und her, die ſpäter dem Untergang geweiht worden ſind; es ſollen auch Zuſammenkünfte ſtattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls ſcheint es unzweifelhaft, daß wenigſtens ein geheimes Wiederſehen erfolgte, um den endlich beſchloſſenen ewigen Abſchied zu nehmen. Denn auf dieſe letzte Trennung, deren Notwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wunderſame Gedicht „Der Abſchied“ deuten, das

als das beredteſte Denkmal dieſes Schickſals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlin'ſchen Genius, ſeiner Formbeherrſchung, ſeiner Gedankenwelt und ſeiner Entſagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei!

Reich' die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen, und friedlich,
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geiſt uns auf. —

Hölderlin's Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht mißverſtehen will — war ihm Religion: ſo ſoll ihm nun wieder ſeine Religion, ſein ſeelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor verſenkt er ſich in das große, tragiſche, herzerhebende Geheimnis der Welt; ſeine Kraft, es zu durchdringen, iſt durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" geſtählt — wie er es im „Empedokles" tiefſinnig ausſpricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Iſt heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide ſich, ... und trinkt
Am Todeskelche ſich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es iſt; warum nicht der Menſch? „Ich bin ruhig," läßt er ſeinen Hyperion ſagen, „denn ich will nichts Beſſeres haben als die Götter. Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind, und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambiſchen Begeiſterung getragen, die ſeine Proſa ſo ſteigert, daß man ſie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man ſie in die nicht geſchriebenen, aber gefühlten Versreihen teilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze verſöhnende Myſtik ſeines Glaubens:

O, du mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menſchendingen den Traum,
Und ſage: nur du lebſt,
Und was die Friedensloſen
Erzwungen, erdacht,
Es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

. . . Es fallen die Menſchen
Wie faule Früchte von dir;
O laß ſie untergehn,
So kehren ſie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umatme

Mit all deinen knospenden Zweigen! . . .
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und
Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Iſt unſre Liebe! —
Frei ſind wir, gleichen uns
Nicht ängſtig von außen;
Wie ſollte nicht wechſeln
Die Weiſe des Lebens?
Wir lieben den Äther doch all',
Und innigſt im Innerſten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geſchieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verſtehen es nicht.
Lebendige Töne ſind wir,
Stimmen zuſammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden ſcheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerſtörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du biſt; was iſt denn der Tod
Und alles Wehe der Menſchen? . . .
Wie der Zwiſt der Liebenden ſind
Die Diſſonanzen der Welt.

Verſöhnung iſt
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet ſich wieder.
Es ſcheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben iſt alles.

So überwindet der Denker, der Myſtiker das Leid, das den Menſchen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, ſinnlich-überſinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entſagende Faſſung eines edlen Gemütes ausgeſprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menon's Klage um Diotima“ gethan, der, wie es ſcheint, nicht mehr in der Homburger Zeit, ſondern (man vergleiche die ſiebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entſtand. Er hatte inzwiſchen, um bekannter zu werden und ſein Leben zu friſten, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag“ geſchrieben, in der er freilich eine Tonart anſchlug, die ihm nicht entſprach; er hatte das Reichſte und Beſte ſeiner Perſönlichkeit in den „Tod des Empedokles“ hineingedichtet, in dem er die höchſte Steigerung ſeiner eigenen myſtiſchen Natur in einem tragiſchen Helden zu geſtalten ſuchte, der, nachdem ihn das Leben gleichſam ausgeſtoßen, freiwillig und feierlich in den Schoß der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das Letzte gethan und ſich aus Diotima's Nähe losgeriſſen, um, wenn es ſein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegiſcher Verklärung zuſammen:

. . . Immer kannſt du noch nicht, o meine Seele, noch kannſt du's
Nicht gewohnen, und träumſt mitten im eiſernen Schlaf!
Feſtzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen; —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir ſein, und lächeln muß ich und ſtaunen,
Wie ſo ſelig doch auch mitten im Leide mir iſt.
Licht der Liebe! ſcheineſt du denn auch Toten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, ſeid, ihr abendrötlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, ſchweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmliſchen Glücks, und ihr, hochſchauende Sterne,
Die mir damals oft ſegnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einſt nahe dem Herzen,
Einſt wahrhaftiger, einſt heller und ſchöner geſehn . . .
Denn ſie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, ſie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden geſellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn ſie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niederſehn in die Waſſer, wo ſilberne Wolken ſich ſpiegeln
Und ätheriſches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aeſten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Geſpräch, in Einem Seelengeſange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus iſt öde mir nun, und ſie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Übrige mir . . .
Dies iſt's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos ſitze den Tag und ſtumm, wie die Kinder,

Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht, . . .
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die ſchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen,
Schweigend wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt,
Götterkind! erſcheineſt du mir, und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, höhere Dinge mir zu? . . .
Ja, noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heiterſinnender Stirne
Segnend und ſicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugeſt du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es andern
Wiederſage, denn auch andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.
So will ich, ihr Himmliſchen! denn euch danken, und endlich
Atmet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet . . .
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche ſind ja
Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! . . . und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir mit gemeinſamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,

Dort, wo die Adler ſind, die Geſtirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Muſen, woher Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf tauender Inſel begegnen, . . .
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieſer Dichtung den traurigen Sieg der Reſignation durch die Meiſterſchaft der Kunſt verklärt und den Gipfel ſeines Könnens erſtiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieſer Zeit an ſinkt ſeine Lebensflamme zuſammen; in ſo früher Jugend flackert ſie dem Erlöſchen zu. Sich ein Leben unter den Menſchen zu gründen, wie es Menſchenart iſt, war ihm, dem gleichſam zwei Welten angehörenden Fremdling, verſagt; nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geiſt gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne feſten Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur ſein eigentliches Ich, ſein denkendes, ſchaffendes Bewußtſein, in ſich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendaſein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greiſenalter die gröberen, erdigen Elemente ſeines Ich zuſammenhielt. Schon als Hölderlin zuerſt ins „feindliche Leben" hinaustrat — ſchon in Waltershauſen, im Hauſe Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, ſich in das Unzulängliche aller menſchlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an ſeinen feinſten Organen: ſchon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an ſeinem Kopfe zu leiden", und dieſer Vorbote der zukünftigen Zerſtörung erſchien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgend einem Punkte ſeiner Exiſtenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbſt von 1796, wo das freieſte, innigſte Zuſammenleben mit Diotima und eine ſtärkende Kur ihn verjüngt hatten, ſchien er auch von dieſem Leiden ganz geneſen zu ſein; aber die tiefen Bedrängniſſe, die dann

folgten, warfen ihn auf die abschüssige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erschien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu sehn; die Reizbarkeit seines Gemüts war schon zur Krankheit gediehen. Nur seine dichterische Kraft hielt sich noch auf der reinen Höhe, die sie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieser und der nächsten Zeit stammt eine Reihe seiner edelsten, gehaltvollsten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beseelter Reflexion, in der Vorneigung für beschauliche, idyllische oder festliche Gesänge hervor. Aber die Heimatlosigkeit seines Daseins sollte ihn nicht verlassen. Da, was er als Dichter leistete, weder seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfristung genügte, da ein Versuch, in Jena als Docent sich festzusetzen, mißlang, die theologische Laufbahn seinem Innersten widersprach, so mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und versuchte zuerst in Stuttgart (bei Landauer, einem seiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konstanz, endlich in Bordeaux, im Hause des hamburgischen Konsuls, sich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu weihen, nach Eurem Willen", wie er schwermütig an die Seinigen schreibt. Vielleicht, daß eben dieser Wechsel von Ort zu Ort, diese raschen Änderungen des Klimas, der Lebensweise, der ganzen umgebenden Welt den Zerstörungsprozeß beschleunigten, der sich der Werkstatt seines Geistes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotima's Erkrankung und Sterben sollte ihn, wie es scheint, vollenden. Susette Gontard hatte (wie Rullmann in dem oben erwähnten Aufsatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlin's Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, sein Unrecht zu bekennen und, soviel es möglich war, zu sühnen; sie hatte endlich den äußeren Frieden mit ihm wiederhergestellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geist und Körper behalten, die, wie es scheint, dem ersten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angesteckt, in heftiges

Fieber verfallen, ſtarb ſie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre, nachdem Hölderlin ſich von Homburg und ihr losgeriſſen hatte. Der Unſelige erfuhr vielleicht noch in Bordeaux, daß ſie gefährlich erkrankt ſei; — nicht ſchon ihren Tod, wie Rullmann, im Widerſpruch mit der Chronologie, irrtümlich berichtet. Er verläßt Bordeaux, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerglut, vernimmt unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotima's Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnſinniger wieder auf, nach ſeinem eigenen ſchauerlichen Wort „von Apollo geſchlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthiſſon's Zimmer (der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war) eine Geſtalt, die dieſer nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erſchrocken fährt Matthiſſon auf; die fürchterliche Erſcheinung ſteht eine Weile da, ohne zu ſprechen, nähert ſich ihm dann, neigt ſich über den Tiſch und murmelt mit dumpfer Stimme: „Hölderlin"; dann ſtürzt ſie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieſes zerſtörten Menſchen zu ſchildern, iſt ebenſo unnütz, wie es traurig iſt: denn mit langſamen, aber unaufhaltſamen Schritten geht ſein zerrütteter Geiſt den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen ſeines Daſeins ausſcheidet. Noch eine Weile ſcheint es, als ob er geneſen könnte: er beruhigt ſich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein ſorgloſes Daſein, ja ſogar eine Anſtellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, verſucht ſich — wie in ſeiner Jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Überſetzungen, und läßt zwei ſeiner ſeltſam verdeutſchten Sophokles-Tragödien im Druck erſcheinen; aber die ſtille Zerſtörung ſchreitet fort, und die Aufwallungen ſeiner Phantaſie, ſeines Tiefſinns — in den Dichtungen dieſer Zeit oft noch von erſchütternder Gewalt — ſind das Leuchten einer ſchlechtgenährten Flamme,

die bald zu flackern, auszuſetzen beginnt, bis ſie im Dunkel erliſcht. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieſer letzte Heilungsverſuch mißlang, in das Haus eines gebildeten Tübinger Tiſchlermeiſters zu bringen, als deſſen Pflegekind er nun die endloſen Jahre der Geiſtesdämmerung, mit geſundem Körper und toter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden ſollen, wie er einſt als Dichter des „Empedokles“ — gleichſam in dunkler Ahnung — durch deſſen Mund ſich gewünſcht hatte:

. . . Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh' und Not die Freude mir,
Und freundlich ſtiegen Himmelskräfte nieder.
. . . Und wenn ich dann
Das ſchöne Leben überſann, da bat
Ich herzlich oft um eines nur die Götter:
Sobald ich einſt mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendſtärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geiſtes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur ſchnell ins Herz
Ein unerwartet Schickſal mir zu ſenden . . .

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tiſchlerhauſe am Neckar gelebt; teilnahmlos an allem, was ſonſt die Gemüter der Menſchen bewegt, nur gewiſſe tiefe Erinnerungen ſchien er ſtumm zu bewahren, nur der geheimnisvoll erregende Einfluß der Geſtirne, der beſänftigende der ſchönen Natur blieb ſichtbar bis zuletzt. Es blieb

Digitized by Google

ihm auch eine gewisse dumpfe Freude an der Musik: früher bei Gesang und Flötenspiel, später nur noch am Klavier, auf dem er irgend eine einfache Melodie so endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schicksal das unendlich einfache Thema seines Daseins wiederholte. Auch die Poesie verlor nicht ganz ihre Macht über diesen abgestorbenden Geist. Vielmehr war es wunderbar, wie sehr sie seine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Prosa niederschrieb, die Vernunft oft immer auf der Stelle versagte, krankte im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, stets noch ein Rest geistiger Klarheit auf. Wie in jenem rührenden Wort aus diesen Zeiten:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröstlicheren Zeilen, die er einmal, im Gespräch mit seinem Tischlermeister, in plötzlicher elegischer Anwandlung mit dem Bleistift auf ein Brett schrieb, als könne er so besser sagen, was er meine:

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

So versagte er denn auch nie, wenn ein Besucher ihn um einige Verse bat; er schrieb, ohne zu zögern, und am dauerhaftesten zeigte sich auch hier sein treuer Naturſinn: „das stille Leben der Mutter Erde", sagt sein Biograph, „entlockte dem zerrissenen Saitenspiel noch freundlich tönende Accorde,

da es für jede andere Berührung erſtorben ſchien.“ Endlich, am 7. Juni 1843 — nachdem er ſein dreiundſiebzigſtes Jahr vollendet hatte — kehrte auch ſein körperliches Ich in den Schoß des geheimnisvollen „Ein und All“ zurück. Am Morgen dieſes Tages ſtarb er — ohne das von manchem erwartete letzte Aufwachen des Geiſtes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorbeerkranz geſchmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was ſein eigentliches Weſen war — hatte inzwiſchen ſchon ſeine Auferſtehung im Bewußtſein der Nation gefeiert und wird immer wieder auferſtehen: denn was ihn den einen fremd macht, die myſtiſche Subjektivität ſeines Weſens, wird den andern ſtets eine denkwürdige und tragiſch ſchöne Offenbarung ſein. Dieſer ſein Herzens-Pantheismus iſt auch ein Teil unſers germaniſchen Geiſtes, und die Geſtalt, die er ihm als Dichter gab, dieſe wahrhafte Vermählung helleniſcher Form mit germaniſchem Gemüt, hat gleichſam dem Ohr der deutſchen Sprache wie eine bleibende Melodie ſich eingeprägt. Aus jenem urſprünglichſten Drang floß alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernſte Feierlichkeit ſeiner Gedanken, ſeine ungeſchichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geſchichtsloſe als das Geſchichtliche ſah; ſeine grenzenloſe Verehrung des Griechentums, das den Pantheismus geboren, das die zerfloſſene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergeſtellt hatte; ſeine dunkle Art, Geheimnisvolles in ſchwerverſtändliche Gleichniſſe zu hüllen, die Natur mit „Göttern,“ „Halbgöttern,“ „Heroen“ zu beleben, nach Heraklitiſcher und Empedokleiſcher Weiſe, die die Welt zugleich dichteriſch und philoſophiſch ergriff. Dieſe Eigenſchaften ließen ihn nicht zum „Klaſſiker“ werden, ſeinem Geiſt fehlte die Norm, die jeder als die menſchliche, die allgemeine erkennt; aber ſie haben

aus ihm eine der wunderſamſten lyriſchen Geſtalten gemacht. Auch nur als Lyriker hat man ihn zu faſſen. Sein „Hyperion“ iſt eine Reihe lyriſcher Scenen, Bilder und Wallungen, nicht ein Roman; vergebens hat er im untergegangenen „Agis“, im unvollendeten „Tod des Empedokles“ ſich am Drama verſucht. Sein Geiſt hatte nur die eine Melodie, die in allen Wandlungen des Daſeins ihn beſeelte, die gewiſſermaßen ſein Leben und ſein Tod war: der vertrauteſte, der heilige Sänger der Natur zu ſein — oder, mit ſeinem eigenen tiefſinnigen, ſeelenvollen Wort (im „Empedokles“):

Der Prieſter, der lebendigen Geſang
Wie frohvergoſſnes Opferblut ihr brachte.

Fritz Reuter.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", sagt jenes Goethe'sche Wort. Für wen gilt es mehr, als für den Dichter des Dialekts? Schon sein Erscheinen bedeutet, daß die Eigenart, gleichsam die Persönlichkeit einer originellen Minderheit sich aussprechen will; daß irgend eine langverschwiegene, ungewußte, geheimnisvolle Wechselwirkung von Land und Volk, Natur- und Menschengeschichte, die still für sich gewaltet, nach Selbstvergegenwärtigung ringt. Als in Fritz Reuter das Auge zu sehn und der Geist aufzufassen begann, der diese originelle Volks-Persönlichkeit in sich vergegenwärtigen und aus sich nachformen sollte, lag Mecklenburg noch ungekannt, wie eine von der Flut zurückgelassene Muschel am Meeresstrande da; abgesondert nach außen, noch zwischen Mittelalter und Neuzeit geschichtslos dahinlebend, leicht zu regieren, schwer umzuformen, bald von Not gedrückt, bald von Segen getragen, immer aber eines alten Erbteils gewiß: des heiteren Lebenssinns, mit dem der Mecklenburger sich das Dasein erkämpft. Das Leben seiner Nachbarn ging ihn wenig an, er atmete durch seine beiden (ungleichen) Lungen Rostock und Wismar, und das nährende Blut in seinen Adern gewann er seinem Weizenboden und seinen Viehweiden ab. Denn die Landwirtschaft war — und ist — sein vornehmster Beruf. In seinem ebenen, nur hier und da sanft gehügelten Land, in dem er jede sichtbare Erhöhung einen „Berg" getauft hat, zwischen herrlichem Weizenland und elendem „Klas Hahn", zwischen brauner Haide und mächtigem Buchenwald, zwischen fett grü-

nenden Wiesen und meilenweit blauenden Seen, mehr als dreihundert Seen zählt das kleine Land, lebte er sein ackerbauendes Leben; der an die Scholle gebundene Tagelöhner, der Bauer auf seiner Hufe, der kleine Ackerbürger der Städte, der Pächter im „Domanium", der große Grundherr auf oft unabsehbaren Gütern mit vornehmen Herrensitzen, alle derselben innigen Gemeinschaft mit der Mutter Erde ergeben. Eben dieser Gemeinschaft entwuchs seine besondere Art. Es ist etwas Erdiges in ihm; er grübelt nicht hoch hinauf und nicht weit hinaus; sein „Wille zum Leben" wird ihm nicht leicht getrübt; es ist ihm wohl in dem frischen Schollengeruch, dessen Kraft er atmet, unter dem luftigen Gewölbe, dessen Glut oder dessen Regen seine geliebte flache Erdscheibe ernährt. Freilich kommt auch weniger Kultur zu ihm auf seinen Acker hinaus. Die Einschränkung seines Daseins hat ihn noch bedächtiger, schwerfälliger, formloser als die andern Genossen der deutschen Familie gemacht. Man könnte sagen: wie das auskriechende Küchlein noch ein Stück Eierschale, so trägt der Mecklenburger, auch wenn er zum Städter ward, noch etwas Ackerkrume mit sich herum. Mehr treuherzig oder bauernschlau als weltgewandt; mehr „mutterwitzig" als geistreich; mehr empfänglich als erfinderisch; mehr gesellig als politisch; mehr für gewohnten Genuß als für neues Erschaffen; mehr tüchtig als groß.

Doch was ist Größe? — Dieser genügsame, lebensfrohe Ackerbauer hat einige Eigenschaften, die, so oft die günstige Stunde schlägt, die rechte Mischung erfolgt, zur Größe werden. Der Mecklenburger ist vielleicht der bescheidenste Menschenschlag auf dieser Erde; bescheiden, weil er ohne vordringende Eitelkeit, weil er einsichtig, gerecht ist. Er hat eine kindlich warme, männlich treue Liebe zu seinem Beruf; eine Liebe, die der wunderbaren Unverdorbenheit seines Charakters entquillt. Er hat endlich noch eins, das ihm Tiefsinn, Kunstgenie, leidenschaftliche Thatkraft ersetzt, das ihm die Erde so

Digitized by Google

lieb und ihn auf der Erde so liebenswürdig macht: einen lachenden, herzlichen, goldenen Humor. Mit jenen andern Eigenschaften konnte — unter preußischer Zucht — ein volkstümlicher Held wie Blücher, ein klaräugiger Schlachtendenker wie Moltke entstehn; mit diesem letzten gelang es der mecklenburgischen „Ackerkrume", uns in Fritz Reuter den größten deutschen Humoristen des Jahrhunderts zu geben.

Die kleine Stadt Stavenhagen, in der Fritz Reuter am 7. November 1810 zur Welt kam, liegt in Mecklenburg-Schwerin, doch unweit der preußischen Grenze; vom Stavenhagener Kirchturm sieht man nach Norden, Westen und Osten in pommersches Land hinein. Dennoch wuchs der Knabe ganz in mecklenburgischer Luft, Gesinnung und Empfindung heran; denn die Welt des „Stemhäger Börgers" ging damals kaum über das Weichbild der Stadt hinaus. Noch gab es keine Kunststraßen, die ihn mit seinen Nachbarn verbanden; was man Wege nannte, waren lebensgefährliche Abwechselungen von Berg, Thal und See; die langen Winter hindurch kam oder ging kaum ein Mensch. Man nahm das hin, denn es war so; man lebte um so mehr mit seinem Wandnachbar, seinem Gegenüber, seinem Gesinde, und das kleine Stückchen von der Welt, das man überblickte, sog man denn auch mit Neugier und Anteil, mit Haß und Liebe ganz in sich auf. Der Sturm der Befreiungskriege unterbrach diesen Kleinstädtertraum; das tapfere Mecklenburger Blut nahm und gab seinen Anteil an Not, Krieg und Sieg; dann erzählte man sich Jahre lang von dem, was man erlebt hatte, und die Jungen auf der Straße spielten „Napoleon auf der Insel Elba" und „die Schlacht bei Leipzig"; dann sank man wieder in den behaglichen Winterschlaf des Provinzlebens zurück. Das sonderbare Gemisch von patriarchalischem Absolutismus und Feudal-Aristokratie, das diesen Winterschlaf bewachte und zuweilen wie ein Alp, oder „Mort", auf ihn niederdrückte, ertrug man mit ähnlichem

Gleichmut, wie man die ſchlechten Wege ertrug; noch hatte man nicht vom Baum der politiſchen Erkenntnis gegeſſen; und die Regierer waren Mecklenburger wie die Regierten, auch ſie waren der Regel nach gutmütige, gemütliche Tyrannen, auch ſie „nahmen es nicht ſo ſchwer“. Wie jener Roſtocker Nachtwächter, von dem Julius Wiggers in ſeinem Buch „Vierundvierzig Monate Unterſuchungshaft“ erzählt — der gegen einen polizeiwidrigen Raucher einzuſchreiten mit der Entſchuldigung ablehnte: „Seggt man wat, ſo is glik de Spittakel (der Lärm) in Gang“ — ſo war wohl ungefähr der Geiſt dieſer patriarchaliſchen Regierung überhaupt; gefördert durch den Charakter des regierenden Herrn, Friedrich Franz des Erſten, in dem alle liebenswürdigen Eigenſchaften des Mecklenburgers der abſolutiſtiſchen Denkart ſeiner Zeit das Gleichgewicht hielten.

Was war das Stavenhagen von damals? — Fritz Reuter hat es in ſeiner herzlich-anſchaulichen Art in „Schurr-Murr“ geſchildert. Die kleine Ackerbürger-Stadt, deren einzige „Romantik“ das alte Schloß auf dem Hügel, der Wohnſitz ſeines Paten, des unſterblich gewordenen Amtshauptmanns Weber, und unten auf dem Marktplatz der alte Pranger oder „Kaak“ mit ſeinem unheimlichen Halseiſenſchmuck und ſeinen ernſten Kettenguirlanden war; auf deren Kirchenplatz man noch in Fritz Reuters Knabenzeit die Toten begrub; eine Stadt ohne Konditor, ohne Stadtmuſikus, ohne „Königsſchüſſe“, nur von Zeit zu Zeit durch einen jüdiſchen Hauſierer, noch ſeltener durch einen Jahrmarkt belebt; eine Stadt, in deren „Becker-Schule“ man bis in die Fibel, in der „Küſter-Schule“ bis in den Katechismus, in der „Rektor-Schule“ bis in die Bibel und das mecklenburgiſche Geſangbuch kam: dieſe gute Stadt war vierzehn Jahre lang der Umkreis, in dem er „ward“. Doch mit was für Augen er — damals ein zartes, ein „knendlich“ Kind — ſeine Welt betrachtete, zeigt ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Ver-

ſuch, die Schilderung ſeiner Reiſe nach Braunſchweig. Als Reuters Vater, der Bürgermeiſter und Stadtrichter von Stavenhagen, eine dreiwöchentliche Reiſe ins Ausland unternahm, um — als aufſtrebender, thätiger Landwirt und Neuerer, der er war — ſich über dieſen und jenen Betrieb zu unterrichten, nahm er ſeinen zwölfjährigen Knaben unter der Bedingung mit, daß er auf alles wohl acht gebe und nach der Rückkehr ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen für den Amtshauptmann, ſeinen Paten, niederſchreibe. Die Bedingung ward erfüllt; er ſchrieb ein kleines Buch mit höchſt ſauberer großer, weitläufiger Schrift, und der zwölfjährige Knabe zeigt ſchon in ſeiner ſicheren Beobachtung, ſeinem treffenden Ausdruck, ſeinem neckiſchen Humor den zukünftigen Mann. Dieſe Entwickelung zu fördern, waren die Elemente in ſeiner nächſten Umgebung nicht ungünſtig gemiſcht. Die Mutter zwar kränkelte, ſo lange ſie noch lebte, in Folge einer ſchweren Krankheit gelähmt; „ich habe ſie nicht anders gekannt", ſagt er in der „Franzoſentid", „als daß ſie in ihren guten Zeiten auf einem Stuhl ſaß und nähte, ſo fleißig, ſo fleißig, als wären ihre armen ſchwachen Hände geſund, und daß ſie in ihren ſchlimmen Zeiten zu Bett lag und unter Schmerzen Bücher (erbauende und poetiſche Bücher) las". Doch ſie hatte „einen ſehr beweglichen Geiſt und eine lebendige Phantaſie"; ſie begeiſterte ihren Knaben früh für die großen Dichter deutſcher Nation; — und aus dieſen ſeinen eigenen Mitteilungen muß man vermuten, daß ihm durch der Mutter Blut hindurch ſeine dichteriſche Begabung zufloß: denn vom Vater hat er nur Intelligenz und Charakter erben können. Nicht aus dem Blut, aber aus der geiſtigen Einwirkung kam dem Knaben viel vom „Onkel Herſe" zu, in deſſen buntſcheckiger und kindlich ausſchweifender Phantaſie etwas von der poetiſchen Lebenskraft ſpukte, die in dem Bürgermeiſterſohn Fleiſch und Blut werden ſollte. Die „embryoniſche Genialität" dieſes Rats-

herrn Herse — der übrigens nur ein sogenannter Onkel war — lernt man nicht aus der „Franzosentid“, aber aus „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ kennen. Denkt man sich den hohen, breiten, mächtig ausgepolsterten Mann, der eigentlich ein altes Kind ist: der denn auch von ganzem Herzen, als Allerweltsonkel, mit den Kindern lebt, sie die herrlichsten Spiele lehrt, ihnen die Drachen bemalt und über diese aufsteigenden „Reisengesichter“ ebenso glücklich ist wie das kleine Volk: der alles weiß, alles kann, in dem die Kleinen blättern wie in ihrem Konversations-Lexikon: der seinen Zöglingen — Fritz darunter — die orthographische Stunde zur liebsten macht, weil er ihnen zu Gefallen Dichter wird und einen vollständigen Roman erfindet und diktiert: der sie bei sich daheim seiner alten Violine, im Wald dem Vogelgesang horchen, ihn nachempfinden, ihn ausdeuten lehrt: denkt man sich diesen „Onkel Herse“, so fühlt man, wie viel Fritz Reuter von dem Mann empfangen hat. „Hürt Ji woll, Jungs, sagte er, wenn er uns auf den Schnepfenfang mitnahm, und der Krammetsvogel beim Sonnenuntergang lustig in den Asten der Bäume umhersprang und sein abgebrochenes Liedlein in den dunstigen Herbstabend herniedersang, — sei roven mi ordlich. Hürt Ji woll: Ratsherr Heri' — kumm hir her! — kumm hir her! — Scheit mi dod! — Ick bün hir — wo's Grischow? — Wo's Grischow? Scheit mi dod!“ — Wem, wenn er Fritz Reuter dies erzählen hört, fällt nicht der Dichter des Hanne Nüte ein: und wer denkt nicht den stillen, verborgenen Wassern nach, die aus „der Jugend Land“ auf den Acker unserer Erntejahre fließen.

Aus ganz anderem Holz war Reuters Vater geschnitzt; ein ernster, strenger, rastloser, charaktervoller, doch höchst unkindlicher Mensch: zum Beamten und Verwalter geboren (von 1805 bis 1845 hat er Stavenhagen regiert), in seiner nicht unbedeutenden Feldwirtschaft unternehmend wie wenige im Lande, der erste, der in Mecklenburg die bairische Bierbrauerei ein-

führte, der erſte, der „Handelsgewächſe“ zu bauen verſuchte, und in den furchtbaren Not- und Armutsjahren, die den Kriegsjahren folgten, ſo ſehr der Fürſorger für alle, daß, wie der Sohn erzählt, „in jenen gedrückten Zeiten in meiner Vaterſtadt keine eigentliche Armut zu finden war.“ Ihm lag denn auch vor allem am Herzen, ſeinen einzigen Sohn früh mit allen nützlichen Kenntniſſen auszurüſten und zum Charakter zu bilden; für dieſe Erziehungszwecke ward weder Zeit, Geld, noch Mühe geſpart. Aber er war offenbar den Muſen und Grazien ſo fremd, wie der Vater eines Poeten ſelten geweſen ſein wird; er hat offenbar die Eigenart ſeines Sohnes nie verſtanden, er hat ſie bekämpft und gehemmt. Nur ein gewiſſes Talent zum Zeichnen ſagt der Sohn ihm nach; unter Riepenhauſens Leitung hatte er in Göttingen tüchtige Kreideſtudien gemacht. Dagegen hat er nach Fritz Reuters Meinung in ſeinem ganzen Leben keinen Roman geleſen; und vor allem war ihm die heitere, lebensfrohe Mecklenburger Art, der Humor ſeines Stammes verſagt. Jedes ungewöhnliche, neue Vergnügen, das an den Knaben herantrat, die erſte Tanzſtunde, der erſte „Maskenball“, der Beſuch des Schauſpiels oder der „Komedi“ im Rathausſaal, mußte dem heftigen Widerſtreben des Vaters von der Mutter oder der Tante Chriſtiane abgerungen werden; man appellierte an das Gutachten des alten Amtshauptmanns Weber, und dieſem alltäglichen Gaſt in der behaglichen „Theeſtunde“ fiel dann nicht ſelten die Entſcheidung zu.

Fritz Reuter wuchs im Elternhauſe mit ſeiner Schweſter Liſette und zwei Vettern (Ernſt und Auguſt) auf; eine unverheiratete Schweſter der Mutter, Tante Chriſtiane, half das Hausweſen leiten und die Kinder erziehen. Von jenen öffentlichen ſogenannten „Schulen“ blieben Fritz und ſeine Gefährten fern; der Vater ließ ſie zu Hauſe unterrichten, und mehr als ein Dutzend der „allerverſchiedenſten Lehrerkräfte, die Staven-

hagen aufzuweisen hatte", ward nach und nach auf diesem schwierigen Versuchsfelde verbraucht. Von seiner Mutter hatte der Knabe Lesen und Schreiben gelernt; dann kam er in das Fegefeuer einer Mädchenschule, bei Mamsell Schmidt, er der einzige Junge, „Eule unter Krähen", wie er selber erzählt, und mit seinem „noch sehr schwächlichen Mannesmut" unter diesen „kleinen gebildeten Megären", die ihn beständig schurigelten und befehdeten, ein unglücklicher Mensch. Eine Weile ließ man ihn dann von einem Schneidergesellen, der sieben Jahre in Paris gearbeitet hatte, ein etwas verunreinigtes Französisch lernen, bis dieser Meister Geselle von einem wirklichen Franzosen, dem Uhrmacher Droz aus Neuchatel, abgelöst ward, den jeder Leser der „Franzosentid" kennt. Geschichte und Lateinisch brachten ihm der Apotheker Fritz Sparmann, der Student Julius Caspar, der Rektor Schäfer (ein sächsisches Original bei; der Geographie nahm sich der Vater selber an, noch abends nach Tische, nach allen Mühen seiner rastlosen Tage; für Schönschreiben, Orthographie, Rechnen und Zeichnen trat der gutmütig hilfreiche Onkel Herse ein, der, als ein eifriger Maler in Aquarell, Gouache, Öl und Email, die Knaben vermutlich auch gleich zum Malen verführt hätte, wäre nicht der Vater mit seinem Veto zur Hand gewesen. „Erst gehen und nachher tanzen, war seine Meinung (erzählt Fritz Reuter), und als ich ihm einmal einen in Roststift und schwarzer Kreide nach meiner Meinung sehr schön ausgeführten Hund brachte und seiner Bewunderung schon gewiß war, fing er auf eine schreckliche Weise an, mit einem schwarzen Stifte in meine rote Coulenr hinein zu arbeiten, so daß von dieser nichts mehr zu sehen, dafür aber auch die Zeichnung korrekt war — wie er sagte."

Endlich schloß mit diesem bunten Durch- und Nacheinander von Lehrmeistern die Kinderzeit; ein salarierter candidatus theologiae ward als Lehrer ins Haus genommen, eine

ſtrenge Disciplin begann, und „mit ſtarken Schritten ging es ins ernſte Leben hinein“. Fritz Reuter war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als die Mutter ſtarb, die er innig liebte. Schon ein Jahr vorher, 1824, hatte ſich der Vater entſchloſſen, ihn aus der häuslichen Erziehung weg auf das Gymnaſium der kleinen Stadt Friedland zu ſchicken, die in Mecklenburg-Strelitz an der pommerſchen Grenze liegt. Mehr als drei Jahre ſollte er hier verleben; aus ſeiner Jugend die unbedeutendſte und wohl auch unfroheſte Zeit. Nie und nirgends erwähnt er ihrer mit einem gemütlichen Wort; er klagt nur einmal über das geiſtloſe Auswendiglernen von Regeln, mit dem man ihm auf der Friedländer Schule die franzöſiſche Sprache zu verleiden ſuchte. Auch klingt, bei allem Humor, wohl noch etwas „Ach und Weh“ aus jener Zeit in der lebendigen Schilderung des Schullebens in „Dörchläuchting“ nach, mit all ſeiner Luſt und mit all ſeiner Roheit, die der vierzehnjährige Knabe nun erſt kennen lernte. Er war überdies — den meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen gleich — „nie ein ſehr eifriger Beſucher der Schule“, wie er in „Meine Vaterſtadt Stavenhagen“ bekennt; und dieſes Unbehagen hat auch ihn bis in den Schlaf ſeiner ſpäten Jahre verfolgt: in böſen Träumen „hatte er ſich entweder nicht präpariert, oder irgend einer ſeiner vielen Lehrer hielt ihm ein ſchrecklich rot perluſtriertes Exercitium unter die Naſe, das er ihm dann ſchließlich um die Ohren ſchlug.“

Nur von einer glücklichen, feſtlichen Epiſode aus dieſer Friedländer Zeit weiß ich zu ſagen; von einer Fußwanderung nach der Inſel Rügen, die er viele Jahre ſpäter, 1867, im „halben Mond“ zu Eiſenach, vor einer befreundeten Geſellſchaft in einem ſchriftlichen, launigen Vortrag beſchrieben hat. „Ich hatte“, erzählt er darin (das Ganze mitzuteilen, dazu iſt es zu harmlos), „ich hatte meinem Vater einmal eine ziemlich gute Zenſur vom Gymnaſium zuſenden können — was überall

bei jedem Gymnaſiaſten ſehr wünſchenswert ſein ſoll, bei mir es aber in Wirklichkeit ſehr war — da griff dieſer mein Vater in ſeine väterliche Taſche, holte drei Friedrichsd'or hervor und ſandte ſie mir mit dem Bedeuten, ich könne dafür eine Reiſe nach Rügen machen. Wer da weiß, welche Bedeutung das Wort „Rügen" in der Phantaſie einer mecklenburgiſchen oder pommerſchen Gymnaſiaſten-Seele zu der damaligen Zeit hatte, kann ſich denken, wie ſehr ich von wahren Freunden beglückwünſcht und von unwahren beneidet wurde. Denn leider iſt es ſchon in den erſten Lebensjahren ſo wie in den letzten: man muß dieſen Unterſchied ſchon machen." Er zog denn alſo aus, bald in guter, bald in ſchlechter Geſellſchaft, die er in ſeiner Unſchuld nicht durchſchaut; „rollt als roſenrote Caroline über das grüne Billardtuch der unabſehbaren Ebene von Schwediſch-Pommern", kommt über Stralſund nach Rügen, landet, und ſteht nun auf der Inſel, „der ſchönen Inſel, dem Ziel meiner heißen Wünſche". „Aber was nun? Ging ich rechts an der Oſtküſte entlang, dann hatte ich alles Schöne wie auf dem Präſentierteller: Bergen, Putbus, die Granitz, Saßnitz, und am Ende die Krone von Rügen, die Stubbenkammer; auf der Weſtſeite, links, hatte ich verhältnismäßig langweilige Gegenden; da ich nun aber von Kindheit an ein ſehr verſtändiger Junge geweſen bin und ſtets beim Butterbrot die ſchwach beſchmierten Stellen zuerſt und zuletzt erſt die fetten Biſſen verzehrt habe, ſo ſchlug ich den Weg links zur Weſtküſte ein. — Ja, die Gegend war nur ſchwach; gut und ſehr gut wohl für die Mark Brandenburg, für Rügen und meine Sehnſucht aber nur ſchwach, es war trocken Brot, und das bißchen durchſichtige Butter, was darüber geſchmiert war, war das durchſichtige, blaue Meer zu meiner Linken."

So wandert er denn allein dahin, den Butterſtellen entgegen, und endlich an der ſchönſten Stelle erlebt er „einen Vorgeſchmack der Zukunft": er macht ſein erſtes Gedicht. Schon

in Stavenhagen hatte er einen, aber, wie er (in „Meine Vaterstadt Stavenhagen") versichert, nur einen Versuch gewagt, seinem einzigen ortsanwesenden Vorbild nachzueifern, der Frau Tiedten, die er „den ersten Dichter von Stavenhagen" nennt: „er war Schneiderwitwe und Nähterin, und wenn er dichtete, nähte sie, und wenn sie nähete, dichtete er". Doch da jener Versuch verunglückte und er wahrnahm, daß „das Dichten eine wahre Pferdearbeit sei", so genügte ihm, daß er auf der kleinen Bühne im Rathaussaal den „armen Poeten" spielen sah, um, unter furchtbarer Rührung („ich habe geweint, als wenn mir Vater und Mutter gestorben wäre"), von einer so kummervollen Laufbahn aufs eindringlichste abgeschreckt zu werden. Nun aber steht er mitten auf Rügen, überschaut „das lieblichste Ländchen in Sommermorgen-Pracht, umgürtet vom sonnenbeglänzten Meer, in unendlicher Mannigfaltigkeit durch seine Buchten und Bodden und Wyken"; es übermannt ihn, er dichtet. Was für ein Gedicht? — Es existiert nicht mehr; es ist untergegangen: „1833 hat es die Untersuchungskommission auf der Hausvoigtei, wie so manches Andre, aufgefressen. Es war ein sehr bedeutendes Gedicht; es hatte nur für die Leser einen kleinen Fehler, es litt an Überschwänglichkeiten; für den Leser gewiß ein Fehler, für den Poeten nicht".

Doch kehren wir mit dem beginnenden Poeten nach Friedland und zu seinen Studien zurück; Studien, die schon damals den inneren Konflikt zwischen Vater und Sohn erzeugen sollten, der seitdem bis an des Alten Tod als dritter Mann zwischen ihnen einherging. Mehr als die andern „Wissenschaften" hatte Reuter in Friedland Geschichte, Geographie und Mathematik, mehr als diese sein besonders geliebtes Zeichnen betrieben; er rückte auf der Klassen-Leiter langsam vor, er glaubte sich zum Maler berufen und wünschte, die Gelehrtenschule mit der Kunstschule zu vertauschen. Hier stieß sein harter Kopf auf den härteren des Vaters, der an seiner Begabung zweifeln

mochte (und allerdings wohl mit Recht), und der vor allem seinen Plan durchsetzen wollte, den einzigen Sohn auch als Rechtsgelehrten, gleichsam als Fortsetzung seines eigenen Ich, auf Erden thätig zu sehn. Die gelehrte Laufbahn ward also fortgesetzt; doch nicht mehr in Friedland, das damals zwei seiner besten Lehrer verlor, sondern in Parchim, eine der Mittelstädte von Mecklenburg-Schwerin, deren neu geschaffenes Gymnasium eben jene Beiden — den Konrektor Gesellius und den nachmaligen Direktor Zehlicke — an sich zog und die übrigen Schulen des Landes zu überflügeln versuchte.

Ein harter Zwang sollte den Zweck dieser „Versetzung" fördern helfen: der Unterricht im Zeichnen ward dem Sohn hier versagt, er sollte sich einzig auf die hohe Schule vorbereiten. Dennoch war Reuter hier glücklich; in einem späteren Brief an seinen Freund Fritz Peters nennt er die Jahre, die er in Parchim verlebte, den „schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit". Bei seinen Lehrern fand er Anregung und Wohlwollen; im Hause seines Pensionsvaters, des Direktors Zehlicke, wie in dem des Konrektors Gesellius, herzliches Familienleben und dauernde Freundschaft; endlich am runden Theetisch der „Frau Hofrätin" seine Adelheid. Er war im beginnenden Jünglingsalter, als er nach Parchim kam; die Natur konnte also von ihm verlangen, daß er sich verliebte. Doch in jenen Jahren wendet sich unser Herz, vom elementaren Frühlingswind getrieben und mit seinen wächsernen Flügeln ein steuerloser Ikarus, mehr an die Gattung als an das einzelne Ich; und die neuen Gefühle, die wir erleben, sind für die Geschichte unsrer Seele wichtiger als der Magnet, der sie in uns erregte. Eine Jugendliebe dieser Art war offenbar auch die „Flamme", die des Hofrats Töchterlein in Fritz Reuter entzündete, indem sie ihm Thee einschenkte; sie hieß Adelheid, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau. Wenige zerstreute Andeutungen in der „Festungstid", im „gräflichen Geburtstag" zielen darauf

hin: wenn er erzählt, daß er „auch einmal eine schöne blaue Schleife von einem schönen blonden Kopf unter der Weste trug"; daß er zur Zeit seiner ersten Liebe den Mond „vielfach kultivierte, ja sogar mit sentimentalen Gedichten inkommodierte". In dem hochdeutschen Vorläufer der „Festungstid", der (1855) in Fritz Reuters „Unterhaltungsblatt" erschien: „eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit", bekennt er seinem Kameraden, dem „Kapitän": „Ich habe, wenn auch ohne viel Glück, doch schon Versuche in der Liebe gemacht. Auf der Schule zumal . . ." Und später: „Ich habe einmal einen guten Freund gehabt, den ich beinahe so gut kenne, wie mich selbst, — ich sage dir — das arme Geschöpf hat einmal in einer Nacht, so um diese Zeit des Jahres [Winter] herum, unter Sturm und Regen in vollem Ballstaat mit schwarzen baumwollenen Strümpfen und einem Operngucker, in den dornigen Zweigen eines jungen Pflaumenbaumes drei Stunden lang gesessen, bloß um sich aus einer Entfernung von zweihundert Ruten an dem Nachtlichte aus dem Fenster seiner Geliebten satt zu sehen." Indes die humoristischen Verzierungen, mit denen er dieses nächtliche Abenteuer seines eigenen Ich in der „Festungstid" (S. 244) weiter ausgeführt hat, und die handgreiflichen Widersprüche zwischen beiden Berichten bestätigen, was sich ohnehin bei jeder sorgfältigen Untersuchung seiner Schriften ergiebt: daß er, mit dem Recht des humoristischen Erzählers, in seinen Rückblicken fast immer Dichtung und Wahrheit mischt. Und so bleibt nur unzweifelhaft bestehn: er liebte sie, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau.

Auch nachdem er die Schule verlassen und die Schwelle der Rostocker Universität überschritten hatte, fuhr er freilich noch fort, sich an dieser Flamme zu wärmen; zwei Musen halfen ihm: denn auch die heimlich fortbetriebene „schwarze Kunst" des Zeichnens zauberte ihm die entfernte Geliebte

wenigstens aufs Papier. Julius Wiggers, mit dem er sich damals befreundete, besitzt noch ein Bildnis von ihr in schwarzer Kreide, das der junge Student aus dem Gedächtnis zeichnete und bei seinem Abgang von Rostock ihm als Andenken zurückließ. Hierher, an die Landes-Universität, hatte ihn der Wille des Vaters im Herbst 1841 geschickt; hier begann er, als schon fast einundzwanzigjähriger „Fuchs", das ihm aufgenötigte Studium der Rechtswissenschaft. „Die Seestadt Rostock", erzählt er selbst, am Anfang der „Reis' nah Konstantinopel", „ist der Up- und Dal-Sprung für jeden richtigen Mecklenburger. Auch mein Aufsprung ist sie einmal gewesen, als ich von den großen Schulen eine Sprosse höher auf die Universität hüpfte; doch das ist schon lange her, und wir wissen uns nicht mehr recht darauf zu besinnen, vor allem nicht auf Professor Elvers' Institutionen. Aber das weiß ich noch, daß wir Studenten ein kreuzfideles Leben führten, daß wir uns bei nachtschlafender Zeit mit den „Krebsen" herumjagten, diesen alten braven städtischen Kriegsknechten, und daß wir Fenster einwarfen. Wir lösten die große sociale Frage und stifteten eine „Allgemeinheit" unter uns, die die Konstantisten und Vandalen schändlicherweise die „Gemeinheit" nannten. Wir lösten noch andere sehr wichtige Fragen, wenn wir in unsern „Kränzchen" beisammensaßen, zum Beispiel auf meiner Stube die wichtige Frage: „Was ist die Ehre?" wurden aber nicht so bald darüber schlüssig, wie Sir John: aber mir zogen sie dabei einen Backzahn aus, denn als meine allgemeinen Freunde von mir gingen, hatte ich als Fuchs „die Ehre", die Zeche zu bezahlen."

Schon nach einem Semester verließ er Rostock, um nach Jena zu gehen; an diesen Sitz der jugendlich vaterländischen Gefühle, der burschenschaftlichen Gährung, die für Fritz Reuters Leben so verhängnisvoll ward. Will man die edle Tollheit dieser Studenten-Verschwörung und die vernunftlose Wut

Digitized by Google

ihrer Verfolger verstehn, so vergegenwärtige man sich den verbitternden, blutvergiftenden Übergangs-Charakter der Zeit: da die deutsche Jugend zugleich gegen die Misere des vielköpfigen deutschen Bundes und gegen den überlebten Absolutismus der deutschen Großmächte, der Absolutismus aber — mit der argwöhnischen Reizbarkeit eines greisenhaften Herrschers — um sein Dasein kämpfte. Die „allgemeine deutsche Burschenschaft", aufgekeimt aus dem vaterländischen Idealismus, den der große Befreiungskrieg ausgesäet hatte, auf dem Wartburgfest 1817 als fester Organismus begründet, nach der Ermordung Kotzebues durch einen ehemaligen Burschenschafter feierlich unterdrückt, heimlich fortwuchernd allen Verboten zum Trotz, bis sie sich endlich 1827 wieder neu zu organisieren, sich neue Ziele aufzurichten begann, war, als Fritz Reuter um Ostern 1832 nach Jena kam, schon auf die Höhe ihrer politischen Entwickelung gelangt; und allerdings muß man sagen, daß ihrer idealen Gesinnung ein hochroter Tropfen revolutionären Blutes beigemischt war. Auf den „Burschentagen" von 1827 an hatte die unternehmendere Partei der Germanen gegen die friedlichere der Arminen gekämpft und den Sieg gewonnen; auf dem Frankfurter Burschentag im September 1831 hatte sie diesen Sieg formuliert. Es galt bisher als Tendenz der Burschenschaft: „Vorbereitung zur Herbeiführung eines freien und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittelst sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule"; nach langer Beratung war in Frankfurt der verhängnisvolle Zusatz beschlossen worden: „Im Falle eines Aufstandes solle unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und sei deshalb zur Teilnahme an Volksaufständen gehalten, die zur Erreichung desselben führen könnten."

In diese gährende Jugend trat nun Fritz Reuter ein;

jung wie ſie, mit ſeinem warmen Drang nach Begeiſterung und Befreiung, mit ſeiner kernigen, ausgeturnten Geſtalt; man wird ſich nicht verwundern, daß er ſich zu den Unternehmenden geſellte. Im Januar 1832 hatte zwar ein Feſt, das man durchziehenden polniſchen Flüchtlingen (darunter Dombrowski) gab, die Arminen und die Germanen noch einmal mit einander verſöhnt; ſie ſaßen und tranken wieder beiſammen in dem alten Burſchenhaus, dem „Burgkeller", und gaben gemeinſam dem alten Dichterfürſten, Goethe, zur Weimarer Fürſtengruft das letzte Geleit. Indeſſen die politiſche Erregung der jungen Köpfe ward von außen — von unten und von oben — genährt. Das Hambacher Feſt am 27. Mai 1832, auf dem man die „vereinigten Freiſtaaten Deutſchlands" und das „conföderirte republikaniſche Europa" mit Hochrufen begrüßte, riefen neuen Unwillen der Regierungen und ſchon am 28. Juni reaktionäre Bundesbeſchlüſſe hervor. Sollte man dieſe Bedrückung ruhig ertragen, und mit den ſanftblütigen Arminen ſich am Kopfſchütteln, Singen, Collegienhören und „ſittlicher Ausbildung" ein Genüge thun? Mit dieſen „Gemütlichen", auf die das Spottlied gedichtet war:

'S giebt nichts Gemütlicher's
Als die Gemütlichkeit!
Kneipen und Singen
In ſtiller Zufriedenheit,
Kneipen und Singen
Fern von den Klingen,
Das iſt geſcheit!

Die Verbrüderung war unhaltbar; im Sommer 1832 brach der Krieg zwiſchen Germanen und Arminen wieder aus. Die Germanen wanderten vom „Burgkeller" in den „Fürſtenkeller" aus, und Fritz Reuter mit ihnen.

Daß dieſes unruhige Treiben, aus politiſcher Erhitzung

und ſtudentiſcher Kraftlaune gemiſcht, dem Studium der Rechtswiſſenſchaft nicht zu gute kam, ſagt Jeder ſich ſelbſt. Zwar gehörte Fritz Reuter nicht zu den Feuerköpfen, nicht zu den Eiferern; nie ward er (wie er ſpäter aus der Gefangenſchaft an ſeinen Vater ſchrieb) von ſeinen Genoſſen mit einer politiſchen Miſſion betraut, nie hat er dergleichen „privatim ausgerichtet". Sein mecklenburgiſches Temperament, ſein gemütlicher Humor ſtellten ihn zu denen, die über dem Burſchen-Haß die Burſchen-Luſt nicht vergaßen. Ein Jenenſer Student, ſagt er ſpäter (in der „Feſtungstid") in ſeiner heiteren Selbſtverſpottung, war für die menſchliche Geſellſchaft „en ſihr unverdaulichen Happen"; er ſchildert ſich (in der Vorrede zur Reiſ' nah Belligen) als „einen mageren, lang aufgeſchoſſenen Burſchen mit langem Halſe und langem Haar (wobei man freilich dem langen Hals die humoriſtiſche Verlängerung wieder abziehen muß), bedeckt mit einer ſchwarz-rot-gold verbrämten Mütze; in der Hand trug er einen Ziegenhainer und hatte in ſeinem Weſen etwas Antediluvianiſches, jetzt Untergegangenes". Doch dieſer noch magere, noch vorſündflutliche Kraftmenſch war jeder Luſt gewachſen: auf der Menſur (denn die Germanen waren eifrige Duellanten), auf dem Markt, wo ſie mit ihren Stoßdegen fochten, als wären ſie da zu Haus, beim Bier und beim Geſang. Es exiſtiert eine „Ballade", die er dem bekannten alten Bierſchenken „Samiel" auf der Rudelsburg zu Liebe dichtete und dort ins Fremdenbuch ſchrieb; jugendlich unfertig als Gedicht, aber durch ihre humoriſtiſche Spitze und durch ihr Schickſal der Erwähnung wert. „Der Burggeiſt auf der Rudelsburg" war ſie betitelt: ein wilder Ritter hat dort vor Zeiten gehauſt, allen Menſchen feind; aus Neid auf ſeinen Schenken und deſſen ſtattlichen Bart, mit dem ſeine eigene Oberlippe ſich nicht meſſen kann, ſtößt er ihm ſein Schwert durch den Leib. Da richtet noch einmal der ſterbende Schenke ſich auf:

„Du hast mich zwar getötet in schnödem Übermut,
Doch nimmer wirds Dir gehen auf Erden wieder gut;
Du wirst Dich nicht mehr freuen am wilden Schlachtgeschrei,
Es steht ein krankes Jahr nur zu leben Dir noch frei.

„Und wenn Du dann gestorben, so eilt Dein Geist nicht fort,
Der stolze Ritter bleibet als Schenk an diesem Ort.
Vom Bier, das Du getrunken, trinkst Du dann nimmermehr,
Es trinken die Studenten dann Deine Fässer leer.

„Und diesen mußt Du dienen und hören auf ihr Wort,
So lange Schenke bleiben, als dauert dieser Ort.
Zur Warnung aller Herren, die stolz wie Du und hart,
Sollst Samiel Du heißen und tragen einen Bart."

Ich hab' Euch jetzt erzählet die Mär so wunderbar;
Ihr könnt sie sicher glauben, sie ist gewißlich wahr.
Wer sie von Euch nicht glaubet, der ruf nur „Samiel!"
Dann kommt er mit dem Hümpen und mit dem Bart zur Stell.

Diese Ballade ist im „Gedenkbuch der Rudelsburg" (herausgegeben von J. Stangenberger) abgedruckt; nach Fritz Reuters Tode suchte die Witwe das Buch unter seinen Papieren, doch da sie es nicht fand, übernahm der Sohn eines Freundes, auf der Rudelsburg selber nachzuforschen. Auch dort fand sich das Gedenkbuch nicht; die alten Fremdenbücher waren längst verbrannt. Aber Samiels Tochter, die jetzige Wirtin der Rudelsburg, half aus dieser Not. Sie wußte die Ballade noch auswendig; sie diktierte sie dem jungen Mann, und vollkommen getreu, wie das nun aufgefundene Gedenkbuch beweist.

Singende, dichtende, ahnungslose Jugend! —. Der in Wahrheit ungefährliche Zorn und Trotz, mit dem diese lebensfrohen Jünglinge ihre Lieder gegen die Fürsten sangen, ihre Umwälzungsgedanken besprachen, ihre Widersacher unter den Commilitonen mit Schlägern und Ziegenhainern zu widerlegen

ſuchten, — er ſollte furchtbar empfinden, wie ernſt der Kampf politiſcher Mächte iſt. Ein blutiges Vorſpiel, das ſie ſelber unter einander aufführten, ſchien zwar der ganzen „Verſchwörung“, und mit ihr der Gefahr, ſchon ein Ende zu machen. Die Reibungen zwiſchen Germanen und Arminen arteten im Januar 1833 in wilde, erbitterte Schlägereien aus; ein ſtarkes Militärkommando der weimariſchen „Laubfröſche“ rückte in Jena ein, man verhaftete, relegierte, gab ſcharfe Verbote aus: das Führen von Stockdegen und anderen Waffen, das Beherbergen fremder Studenten, das Tragen von Farbenbändern und Kokarden außer den Landesfarben, endlich ſtudentiſche Vereine mit politiſchen Tendenzen ſeien nicht länger zu dulden. Die Germanen wie die Arminen löſten ſich auf. Fritz Reuter „trat freiwillig aus“, wie er ſpäter ſchreibt, entwich im Februar in das nahe Städtchen Camburg im Herzogtum Sachſen-Meiningen, und kehrte im Frühling 1833 ins Vaterhaus nach Stavenhagen zurück. Inzwiſchen aber ereignete ſich, was ihn und ſo viel andere ohne Mitſchuld verderben ſollte: das ſogenannte Frankfurter Attentat.

Ein wunderbares Unternehmen: ein kleiner Haufe junger Männer zu Frankfurt am Main, von wenigen mitverſchworenen und dorthin beſchiedenen Studenten, von noch wenigeren auswärtigen Demagogen, endlich von den Bauern des Frankfurter Fleckens Bonames unterſtützt, ſtürmen (am Abend des 3. Juli 1833) — und zwar obwohl man ſie benachrichtigt, daß ihr Anſchlag ſchon verraten iſt — ſtürmen die Hauptwache und die Conſtablerwache der Stadt Frankfurt, überrumpeln die Wachmannſchaften, und fordern die zuſammenlaufende Menge auf, ſich ihrer unbekannten Sache, ihren unbekannten Perſonen anzuſchließen. Man läßt ſie allein; der Angriff der allarmierten Truppen erfolgt; Widerſtand, Gefecht, Verwundungen und Tote, endlich Flucht der Verſchworenen nach allen Seiten. Doch nicht alle entkommen: bei den Verhafteten ſpürt man die

lichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt' und ſtrafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einſt mir ſagteſt, es ſei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen. Gehörten wir da nicht längſt uns an?" . . . „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In dieſen Tagen des Glücks regten ſich alle ſeine Kräfte. Er entfaltete nun endlich ſeine dichteriſche Eigenart, wie ſie ſich zunächſt in den kleinen lyriſchen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeiſterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenſchaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie ſeiner rhythmiſchen Proſa aus, verſuchte auch ein Trauerſpiel „Agis" zu ſchreiben, und rang zugleich in Studien der verſchiedenſten Art, philoſophiſchen, botaniſchen, mathematiſchen, juriſtiſchen, nach einer Vielſeitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung ſeines dichteriſchen Talents notwendig erſchien. Er nahm ſein Flötenſpiel wieder auf, als die natürlichſte Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeiſter nach Frankfurt kam und damals auf ſeine Weiſe in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigſten Umgang: die Ergänzung ſeiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verſtandesmenſchen, bei denen man ſich ſo gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Um Oſtern 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" im Cotta'ſchen Verlag (durch Schiller's Vermittelung) erſchienen. Sein dichteriſcher Wettlauf mit den Meiſtern war begonnen; größere und reifere Werke ſchwebten ihm vor, und aus ſo vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenſchaftlich ſein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen geſteigert ward, die die geliebte Diotima von ſeinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo ſein vergiftetes Glück ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Beſitz; und ſeine Leidenſchaft mußte ſich endlich bekennen, daß ſie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte ſehen, wie ſie unter dieſem Bewußtſein litt, wie ſie ſich dem Verderben zu entwinden ſtrebte, das doch zugleich das höchſte Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband ſie nichts als ihr Wort, und daß ſie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensſtörer in ihr Haus geführt. Vor dieſem unwürdigen Beſitzer zurückzutreten, die, wie es ſcheint, rohe und niedrige Art dieſes Mannes in Diotima's Sphäre herrſchen zu ſehen, ſeine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in ſeinem Gewiſſen zu fühlen, daß er vor dem Sittengeſetz im Unrecht ſei — dies alles warf ihn in einen Zuſtand der Qual und der Seelenkämpfe, der ſeinen leicht verletzbaren Organismus zu zerſtören begann. Er vermochte nicht, ſich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem ſie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren ſuchten, die es vor ihrem Bewußtſein rechtfertigen konnte, verzehrten ſie in dieſem Kampf ihre beſte Kraft, und eine wachſende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüſter der Menſchen, gegen das Schickſal ſetzte ſich in Hölderlin's Herzen feſt. „O Freund!" ſchreibt er ſchon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verſtummen: „ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich will es Dir geſtehen, daß ich glaube, ich ſei beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine

„Hyperion“ beſchäftigt, oder auf kleinen Ausflügen die alten Freundſchaften auffriſchend; ſo tritt er endlich am Anfang des folgenden Jahres — im Januar 1796 — in das verhängnisvolle neue Leben ein, ahnungslos, wie viel Glück und Unglück er hier finden ſollte. Einer ſeiner Jugendfreunde, Sinclair, in heſſen-homburgiſchen Dienſten, hatte ihm eine neue Hofmeiſterſtelle in einem angeſehenen Hauſe zu Frankfurt am Main verſchafft, in der Familie des Kaufmanns Gontard, der ſich faſt zehn Jahre früher mit der Hamburgerin Suſette Borkenſtein verheiratet hatte und drei Kinder von ihr beſaß. Die ſchöne Frau, von außerordentlicher Anmuth der Geſtalt und ungewöhnlich edler Bildung des Geſichts wie der darin wohnenden Seele, unzweifelhaft reichbegabt, ein echtes Kind ihrer ſchwärmeriſch ſtrebenden, nach harmoniſcher Vollendung des Menſchen ringenden Zeit, zartfühlend und leichtbeweglich, in ihrer Ehe geiſtig einſam, da der Gatte nur für ſein kaufmänniſches Geſchäft und für oberflächliche Zerſtreuungen lebte, — dieſe in jedem Sinne anziehende Frau ſtand damals noch in der Blüte ihrer Jugend, vielleicht Hölderlin an Jahren gleich, wenn auch an Erfahrung und Fähigkeit, das Leben zu führen, ungleich gereifter als er. Das Zuſammentreffen dieſer beiden Menſchen durfte wol für das Schickſal ihrer Gemüter verhängnisvoll ſein: beide vom Bedürfnis eines idealern Daſeins erfüllt, beide unbefriedigt, beide in der Liebe zur Natur, in der Richtung auf äſthetiſche Erſcheinung und Form, in Zartheit der Empfindung verwandt, und ſelbſt durch gleichartige Schönheit wie für einander beſtimmt. Indem Hölderlin in dieſe Sphäre hineintrat, ſollte ſich wunderbarerweiſe für ihn erfüllen, was in allen Liebesträumen ſeiner Jugend geſtaltlos ihm vorgeſchwebt, was er in Melite, der Heldin ſeines „Hyperion“, aufs überſchwänglichſte zu ſchildern verſucht hatte: die Zuſammenfaſſung der Weltſchönheit in Einer Geſtalt, die das „Eins in Allem“ in das „Alles in Einem“ umkehrt und

Digitized by Google

ſeinen pantheiſtiſchen Drang, in den Schoß der Weltſeele zurückzuſinken, in ſeliger Befriedigung des Ich verflattern läßt. Denn dieſes Ich iſt nun nicht mehr mit ſich ſelbſt allein: dem ſchönen Du, das die Harmonie des Weltalls in ſich wiederſpiegelt, giebt es ſich in reinſtem Glück zum Opfer hin, empfängt das Höchſte zurück, und in dieſer liebenden Vereinigung ſieht er das Geheimnis des Weltzuſammenhangs erfüllt und vollendet.

„Ich wollt', es ginge Dir wie mir", ſchreibt er im Juni (1796) an ſeinen Jugendfreund Neuffer, das Siegel brechend, das dem in ſich gekehrten, verſchwiegenen Menſchen bis dahin die Lippen ſchloß. „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte ſonſt wohl glauben, ich wiſſe, was ſchön und gut ſei, aber ſeit ich's ſehe, möcht' ich lachen über all mein Wiſſen. Lieber Freund! es gibt ein Weſen auf der Welt, worin mein Geiſt Jahrtauſende verweilen kann und wird, und dann noch ſehen, wie ſchülerhaft all unſer Denken und Verſtehen vor der Natur ſich gegenüber befindet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geiſt und Gemüt und Geſtalt iſt Ein ſeliges Eins in dieſem Weſen. Du kannſt mir glauben, auf mein Wort, daß ſelten ſo etwas geahndet, und ſchwerlich wieder gefunden wird in dieſer Welt. . . . Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir ſo durchaus thöricht erſcheinen, ſo unbegreiflich wie den Kindern. Es iſt auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken, und ebendeswegen läßt ſo wenig ſich von ihr ſagen. . . . Könnt' ich ans Herz Dich drücken! Das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich!" Und acht Monate ſpäter (im Februar 1797): „Ich habe eine Welt von Freude umſchifft, ſeit wir uns nicht mehr ſchrieben. Ich hätte dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals ſtillgeſtanden wäre und zurückgeſehen hätte. Die Woge trug mich fort, mein ganzes Weſen war immer zu ſehr im Leben, um über ſich nachzudenken. Und noch iſt es

ſo! noch bin ich immer glücklich wie im erſten Moment. Es iſt eine ewige, fröhliche, heilige Freundſchaft mit einem Weſen, das ſich recht in dies arme, geiſt- und ordnungsloſe Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsſinn iſt nun vor Störung ſicher. Er orientiert ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt beſänftigt, erheitert ſich täglich in ihrem genügſamen Frieden. Ich ſage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. . . . Ich dichte wenig und philoſophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen, mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schickſal mir mein glücklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher.

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig ſein wirſt, umſtändlicher von meinem Glücke mich ſprechen zu hören. Aber ich darf nicht! . . . Es iſt auch immer ein Tod für unſere ſtille Seligkeit, wenn ſie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber ſo hin in fröhlichem, ſchönem Frieden wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen, und ſo brauchte es keine Worte mehr! Sie iſt ſchön wie Engel. Ein zartes, geiſtiges, himmliſchreizendes Geſicht. Ach! ich könnte ein Jahrtauſend lang in ſeliger Betrachtung mich und alles vergeſſen, bei ihr, ſo unerſchöpflich reich iſt dieſe anſpruchsloſe ſtille Seele in dieſem Bilde! Majeſtät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernſt, und ſüßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geiſt, alles iſt in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Teurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu teil." Auf dem Bache zu ſchiffen iſt keine Kunſt. Aber wenn unſer Herz und unſer

Schickſal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann."

Den innigen Zuſammenhang dieſer beiden Menſchen zu vollenden, hatte der Krieg, der im Sommer 1796 vom Rhein her die Frankfurter Gegend zu überſchwemmen drohte, ihn gleichſam zum eigentlichſten Gefährten ihres Lebens gemacht: er geleitete ſie auf ihrer Flucht, während Gontard allein in Frankfurt zurückblieb, zog mit ihr und den Kindern nach Kaſſel, nach Driburg, und kehrte erſt im Spätjahr mit ihnen in ihr Haus zurück. In dieſer Zeit ſcheint die Wärme des Gefühls ſich entwickelt zu haben, das als ideale Freundſchaft begann, in ſtiller Unaufhaltſamkeit zur Liebe wuchs, bis es ihm und ihr den Abgrund zeigte, der entweder ihr ſittliches Daſein oder ihr Glück verſchlang. Wie das alles ſich entwickelte, wie weit — bei aller Reinheit der Geſinnung — ſie doch die Leidenſchaft führte, darüber klären uns keine unmittelbaren Zeugniſſe auf; nur ſeine Dichtungen laſſen uns den Schleier lüften und die Stärke, die Kämpfe und den ſittlichen Heroismus dieſer Liebe ermeſſen. Im „Hyperion", den Hölderlin neu zu ſchreiben begonnen und ſtatt eines wirklichen Romans als ein Gemälde ſeiner Seele mit lyriſchem Ungeſtüm entworfen hatte, liegt die Geſchichte der Frankfurter Zeit klar vor unſern Augen; die Heldin Melite der erſten Conception hat ſich in Diotima verwandelt, Diotima iſt die geliebte Frau, die er fortan nur unter dieſem Namen beſingt, und unter dem durchſichtigen Gewande der Dichtung enthüllt ſich, was er erlebt, während er's erlebt, wie in einem Tagebuch, das vor dem Auge der Neugier offen daliegt, doch ſeinen eigentlichen Inhalt durch Geheimſchrift zu verbergen ſucht. Ja ſo ſehr iſt dieſes Buch zum Gefäß ſeiner perſönlichen Schickſale geworden, daß man es nur verſtehen und genießen kann, wenn man dies weiß. Das Verhältnis des Hyperion zur Diotima, die Schmerzen, die Kämpfe, endlich die gewalt-

ſame Auflöſung, ſind ſonderbar, unbegründet, ſcheinen launiſche Willkür des Dichters zu ſein, wenn man ſich nicht dieſen unſchuldigen Herzensbund eines reinen Jünglings und eines freien Mädchens in das verderbliche Verhältnis umwandelt, das eine verheirathete Frau mit dem Erzieher ihrer Kinder verbindet. Um dies zu ſchildern, ſubjektiv leidenſchaftlich auszuſtrömen, zwingt der Dichter ſeinen Geſtalten fremdes Leben auf, erfindet ihnen Konflikte, die der einfachen Empfindung widerſtreiten, und entſtellt ſo ſein Kunſtwerk, um uns ein wunderſames Denkmal ſeines Innern zu laſſen.

Was die Liebe zu Diotima ihm bedeutete, ſpricht ſein Ebenbild Hyperion an hundert Stellen in Freuden und Schmerzen aus; er ſchildert mit lyriſcher Gewalt, wie dieſe ſchönſte Offenbarung der Natur ſeinem Herzen erſchien. „Ich hab' es einmal geſehen, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!" — „Ich brauche die Götter und die Menſchen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel iſt ausgeſtorben, entvölkert, und die Erde, die einſt überfloß von ſchönem, menſchlichem Leben, iſt faſt wie ein Ameiſenhaufe geworden. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menſchen der Erde vergeſſ' ich in dir. Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts als meiner ſeligen Inſel." . . . „Was iſt alles, was in Jahrtauſenden die Menſchen thaten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe? Es iſt aber auch das Gelungenſte, Göttlichſchönſte in der Natur! Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir." . . . „Nur ihren Geſang ſollt' ich vergeſſen, nur dieſe Seelentöne ſollten nimmer

wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen. Nur wenn ſie ſang, erkannte man die liebende Schweigende, die ſo ungern ſich zur Sprache verſtand. . . . Tauſendmal hab' ich es ihr und mir geſagt: das Schönſte iſt auch das Heiligſte. Und ſo war alles an ihr. Wie ihr Geſang, ſo auch ihr Leben. Unter den Blumen war ihr Herz zu Hauſe, als wär' es eine von ihnen. Sie nannte ſie alle mit Namen, ſchuf ihnen aus Liebe neue, ſchönere, und wußte genau die fröhlichſte Lebenszeit von jeder. Wie eine Schweſter, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gern zuerſt gegrüßt ſein möchte, ſo war das ſtille Weſen mit Aug' und Hand beſchäftigt, ſelig zerſtreut, wenn auf der Wieſe wir gingen, oder im Walde. Und das war ſo ganz nicht angenommen, angebildet, das war ſo mit ihr aufgewachſen. . . . Sie ſchien immer ſo wenig zu ſagen, und ſagte ſo viel. . . . So bedürfnislos, ſo göttlich-genügſam hab' ich nichts gekannt. Wie die Woge des Oceans das Geſtade ſeliger Inſeln, ſo umflutete mein ruheloſes Herz ihren Frieden. Ich hatt' ihr nichts zu geben als ein Gemüt voll wilder Widerſprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben als meine grenzenloſe Liebe mit ihren tauſend Sorgen, ihren tauſend tobenden Hoffnungen; ſie aber ſtand vor mir in wandelloſer Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldenen Morgenſtunden von höhern Regionen der Genius weiſſagt, es war alles in dieſer einen ſtillen Seele erfüllt." Und wie er in einer andern, ſpätern Dichtung („Emilie vor ihrem Brauttag") den Liebenden zur Geliebten ſagen läßt, indem er wieder ſein eigenes Glück und Schickſal ſchildert:

. . . Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Woge ſtieg,
Das Himmliſche, mir ſchwindet, ſeh' ich dich,
Und, eine ſchöne Götterbotin, mahnſt

Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, sänftigest du mich.
Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Ueberredens süße Gabe mir,
Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt;
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd' dir wiederkehre, heilst du mich,
Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

Daß eine Liebe, eine Anbetung von so überfließender, geheimnisvoller, grenzenloser Art das Gemüt einer tieffühlenden und liebebedürftigen Frau überwältigen mußte, begreift sich so leicht, daß es keines Wortes darüber bedarf. Wie es ihrem Herzen erging, hat Hölderlin ohne Zweifel in den Bekenntnissen der Diotima geschildert, die er sie an den geliebten Hyperion schreiben läßt: „Ich fand Dich wie Du bist . . . Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an, und kindisch furchtlos spielt' ich um Deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten Dich; böser Mann! nur, um Dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß Du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich Dir in Dein geliebtes Herz sah . . . Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst Du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von Dir, von Dir nur hofft' ich alle Genesung . . . Hyperion! Hyperion! hast Du nicht mich, die Unwürdige, zur Muse gemacht?" — Und Hyperion schreibt: „War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen

Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unſchuldigen Bäume, die uns belauſchten, und das Tageslicht und den Äther! war ſie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens? Wo iſt das Weſen, das, wie meines, ſie erkannte? in welchem Spiegel ſammelten ſich, ſo wie in mir, die Strahlen dieſes Lichts? erſchrak ſie freudig nicht vor ihrer eigenen Herrlichkeit, da ſie zuerſt in meiner Freude ſich gewahr ward? Ach! wo iſt das Herz, das ſo, wie meines, überall ihr nah war, ſo, wie meines, ſie erfüllte und von ihr erfüllt war, das ſo einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da iſt." . . . „Eh' es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an. Wenn ich ſo mit allen Huldigungen des Lebens, ſelig überwunden, vor ihr ſtand, und ſchwieg, und all mein Leben ſich hingab in den Strahlen des Auges, das ſie nur ſah, nur ſie umfaßte, und ſie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken; wenn ich oft, begraben in Luſt und Schönheit, bei einem reizenden Geſchäfte ſie belauſchte, und um die leiſeſte Bewegung, wie die Biene um die ſchwanken Zweige, meine Seele ſchweift' und flog, und wenn ſie dann in friedlichen Gedanken gegen mich ſich wandt', und, überraſcht von meiner Freude, meine Freude ſich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder ſucht' und fand — Wenn ſie, wunderbar allwiſſend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Weſens, im Momente, da er begann, noch eh' ich ſelbſt ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn ſie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge ſah', wenn ſie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und ſorgſam trübe Stunden ahnete, indes mein Geiſt zu unenthaltſam, zu verſchwenderiſch im üppigen Geſpräche ſich verzehrte; wenn das liebe Weſen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechſel meiner Wange mir verriet, und oft in freund-

lichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt' und ſtrafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einſt mir ſagteſt, es ſei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen. Gehörten wir da nicht längſt uns an?" . . . „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In dieſen Tagen des Glücks regten ſich alle ſeine Kräfte. Er entfaltete nun endlich ſeine dichteriſche Eigenart, wie ſie ſich zunächſt in den kleinen lyriſchen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeiſterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenſchaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie ſeiner rhythmiſchen Proſa aus, verſuchte auch ein Trauerſpiel „Agis" zu ſchreiben, und rang zugleich in Studien der verſchiedenſten Art, philoſophiſchen, botaniſchen, mathematiſchen, juriſtiſchen, nach einer Vielſeitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung ſeines dichteriſchen Talents notwendig erſchien. Er nahm ſein Flötenſpiel wieder auf, als die natürlichſte Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeiſter nach Frankfurt kam und damals auf ſeine Weiſe in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigſten Umgang: die Ergänzung ſeiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verſtandesmenſchen, bei denen man ſich ſo gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Um Oſtern 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" im Cotta'ſchen Verlag (durch Schiller's Vermittelung) erſchienen. Sein dichteriſcher Wettlauf mit den Meiſtern war begonnen; größere und reifere Werke ſchwebten ihm vor, und aus ſo vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenſchaftlich ſein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen geſteigert ward, die die geliebte Diotima von ſeinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo ſein vergiftetes Glück ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Beſitz; und ſeine Leidenſchaft mußte ſich endlich bekennen, daß ſie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte ſehen, wie ſie unter dieſem Bewußtſein litt, wie ſie ſich dem Verderben zu entwinden ſtrebte, das doch zugleich das höchſte Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband ſie nichts als ihr Wort, und daß ſie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensſtörer in ihr Haus geführt. Vor dieſem unwürdigen Beſitzer zurückzutreten, die, wie es ſcheint, rohe und niedrige Art dieſes Mannes in Diotima's Sphäre herrſchen zu ſehen, ſeine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in ſeinem Gewiſſen zu fühlen, daß er vor dem Sittengeſetz im Unrecht ſei — dies alles warf ihn in einen Zuſtand der Qual und der Seelenkämpfe, der ſeinen leicht verletzbaren Organismus zu zerſtören begann. Er vermochte nicht, ſich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem ſie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren ſuchten, die es vor ihrem Bewußtſein rechtfertigen konnte, verzehrten ſie in dieſem Kampf ihre beſte Kraft, und eine wachſende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüſter der Menſchen, gegen das Schickſal ſetzte ſich in Hölderlin's Herzen feſt. „O Freund!“ ſchreibt er ſchon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verſtummen: „ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich will es Dir geſtehen, daß ich glaube, ich ſei beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine

Jugend wieder! Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß.“ Er ſehnt ſich fort, und doch kann er nicht gehen; — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigſtens in der Heimat einmal von dieſen Leiden auszuraſten: „Ich ſuche Ruhe, mein Bruder!“ ſchreibt er nach Haus; „beſter Karl! ich ſuche nur Ruhe.“ . . . „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich ſtörte. Sagſt Du, ich ſoll nicht achten, was mich leidend macht, ſo ſag' ich Dir, ich müßte einen Leichtſinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menſchen brächte, unter denen ich lebe.“ Und wieder ſpäter (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, ſehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menſchen jemals ausſprach, weil nicht alles auszuſprechen iſt, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beſte, was an mir iſt, ſei noch nicht untergegangen.“ . . . Deutlicher, als in dieſen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern ſpricht ſich ſein Elend im „Hyperion“ aus, bald verhüllter, bald in perſönlichſtem Schmerz. „Sie war mein Lethe, dieſe Seele,“ ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeins trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher . . . . O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele iſt wie ein Fiſch, aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet in der Hitze des Tages.“ — „Ich muß vergeſſen, was ſie iſt. . . . Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen ſoll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.“ . . . „O wie manchmal

lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, ſund ſtand bewundernd auf, und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden. . . . Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert."

Dieſem tödlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual ſollte endlich ein Zuſammenſtoß mit dem eiferſüchtigen Herrn dieſes höchſten Guts ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlin's erſchüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotima's Gemahl, in einer Anwandlung von Eiferſucht, die er ſonſt nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach ſeiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgeſtört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derſelben Nacht ohne Abſchied von dannen gegangen ſei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umſtände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlin's Diotima"), wonach Gontard's Stimmung künſtlich durch eine mißgünſtige dritte Perſon aufgereizt worden wäre, ohne daß irgend eine Verſchuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch ſein mag: gewiß iſt, daß dieſer plötzlichen Entſcheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die ſich ohne ein langſames Heranwachſen der Kataſtrophe nicht wohl erklären läßt. So ſchreibt Hölderlin an ſeinen Bruder nach der Flucht: „Beſter! wie oft hätt' ich Dir gern geſchrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte." Früher oder ſpäter mußte ein gewaltſames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieſer Zuſammenſturz unmöglicher Ver-

hältniſſe, ſo tief er in Hölderlin's Seele ſchnitt, doch für den Reſt ſeiner Geiſteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, ſich in Entſagung zu faſſen; ſich auf den Troſt zu beſinnen, der in den Tiefen ſeiner Weltanſchauung lag, und ſein durch Leiden geadeltes Gemüt in den ſchönſten Geſängen auszuatmen, die dieſe Zeit der Selbſtbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach faſt dreijährigem Zuſammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo ſein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Teilnahme empfing, und ſuchte hier die blutende Wunde zu ſtillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abſchiedsworte“ und „Nachruf“, zeigen ſeinen Schmerz; mit ganzer Leidenſchaft riß er ſeinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu ſterben“, um „an des Genius Feinden ſeine Seele zu rächen“, — vielleicht auch um in irgend einer Zukunft ſich ſo den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unſterblich, und für immer zu verzichten, mochte ihm noch unfaßbar erſcheinen. Er ſchrieb am „Agis“ fort, vollendete den „Hyperion“ (deſſen Schlußband um Oſtern 1799 erſchien), entwarf den Plan zu einer Zeitſchrift „Iduna“, der freilich ſcheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigſtens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerkſamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten löſte ſich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwiſchen ihnen hin und her, die ſpäter dem Untergang geweiht worden ſind; es ſollen auch Zuſammenkünfte ſtattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls ſcheint es unzweifelhaft, daß wenigſtens ein geheimes Wiederſehen erfolgte, um den endlich beſchloſſenen ewigen Abſchied zu nehmen. Denn auf dieſe letzte Trennung, deren Notwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wunderſame Gedicht „Der Abſchied“ deuten, das

als das beredteſte Denkmal dieſes Schickſals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlin'ſchen Genius, ſeiner Formbeherrſchung, ſeiner Gedankenwelt und ſeiner Entſagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei!

Reich' die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen, und friedlich,
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geiſt uns auf. —

Hölderlin's Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht mißverſtehen will — war ihm Religion: ſo ſoll ihm nun wieder ſeine Religion, ſein ſeelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor verſenkt er ſich in das große, tragiſche, herzerhebende Geheimnis der Welt; ſeine Kraft, es zu durchdringen, iſt durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" geſtählt — wie er es im „Empedokles" tiefſinnig ausſpricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Iſt heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide ſich, . . . und trinkt
Am Todeskelche ſich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es iſt; warum nicht der Menſch? „Ich bin ruhig," läßt er ſeinen Hyperion ſagen, „denn ich will nichts Beſſeres haben als die Götter. Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind, und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambiſchen Begeiſterung getragen, die ſeine Proſa ſo ſteigert, daß man ſie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man ſie in die nicht geſchriebenen, aber gefühlten Versreihen teilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze verſöhnende Myſtik ſeines Glaubens:

O, du mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menſchendingen den Traum,
Und ſage: nur du lebſt,
Und was die Friedensloſen
Erzwungen, erdacht,
Es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

. . . Es fallen die Menſchen
Wie faule Früchte von dir;
O laß ſie untergehn,
So kehren ſie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umatme

Mit all deinen knospenden Zweigen! . . .
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und
Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Iſt unſre Liebe! —
Frei ſind wir, gleichen uns
Nicht ängſtig von außen;
Wie ſollte nicht wechſeln
Die Weiſe des Lebens?
Wir lieben den Äther doch all',
Und innigſt im Innerſten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geſchieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verſtehen es nicht.
Lebendige Töne ſind wir,
Stimmen zuſammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden ſcheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerſtörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du biſt; was iſt denn der Tod
Und alles Wehe der Menſchen? . . .
Wie der Zwiſt der Liebenden ſind
Die Diſſonanzen der Welt.

Verſöhnung iſt
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet ſich wieder.
Es ſcheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben iſt alles.

So überwindet der Denker, der Myſtiker das Leid, das den Menſchen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, ſinnlich-überſinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entſagende Faſſung eines edlen Gemütes ausgeſprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menon's Klage um Diotima" gethan, der, wie es ſcheint, nicht mehr in der Homburger Zeit, ſondern (man vergleiche die ſiebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entſtand. Er hatte inzwiſchen, um bekannter zu werden und ſein Leben zu friſten, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag" geſchrieben, in der er freilich eine Tonart anſchlug, die ihm nicht entſprach; er hatte das Reichſte und Beſte ſeiner Perſönlichkeit in den „Tod des Empedokles" hineingedichtet, in dem er die höchſte Steigerung ſeiner eigenen myſtiſchen Natur in einem tragiſchen Helden zu geſtalten ſuchte, der, nachdem ihn das Leben gleichſam ausgeſtoßen, freiwillig und feierlich in den Schoß der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das Letzte gethan und ſich aus Diotima's Nähe losgeriſſen, um, wenn es ſein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegiſcher Verklärung zuſammen:

. . . Immer kannſt du noch nicht, o meine Seele, noch kannſt du's
Nicht gewohnen, und träumſt mitten im eiſernen Schlaf!
Feſtzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen; —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir ſein, und lächeln muß ich und ſtaunen,
Wie ſo ſelig doch auch mitten im Leide mir iſt.
Licht der Liebe! ſcheineſt du denn auch Toten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, ſeid, ihr abendrötlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, ſchweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmliſchen Glücks, und ihr, hochſchauende Sterne,
Die mir damals oft ſegnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einſt nahe dem Herzen,
Einſt wahrhaftiger, einſt heller und ſchöner geſehn . . .
Denn ſie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, ſie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden geſellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn ſie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niederſehn in die Waſſer, wo ſilberne Wolken ſich ſpiegeln
Und ätheriſches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aeſten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Geſpräch, in Einem Seelengeſange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus iſt öde mir nun, und ſie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Übrige mir . . .
Dies iſt's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos ſitze den Tag und ſtumm, wie die Kinder,

Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht, . . .
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die ſchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen,
Schweigend wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt,
Götterkind! erſcheineſt du mir, und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, höhere Dinge mir zu? . . .
Ja, noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heiterſinnender Stirne
Segnend und ſicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugeſt du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es andern
Wiederſage, denn auch andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.
So will ich, ihr Himmliſchen! denn euch danken, und endlich
Atmet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet . . .
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche ſind ja
Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! . . . und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir mit gemeinſamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,

Dort, wo die Adler ſind, die Geſtirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Muſen, woher Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf tauender Inſel begegnen, . . .
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieſer Dichtung den traurigen Sieg der Reſignation durch die Meiſterſchaft der Kunſt verklärt und den Gipfel ſeines Könnens erſtiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieſer Zeit an ſinkt ſeine Lebensflamme zuſammen; in ſo früher Jugend flackert ſie dem Erlöſchen zu. Sich ein Leben unter den Menſchen zu gründen, wie es Menſchenart iſt, war ihm, dem gleichſam zwei Welten angehörenden Fremdling, verſagt; nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geiſt gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne feſten Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur ſein eigentliches Ich, ſein denkendes, ſchaffendes Bewußtſein, in ſich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendaſein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greiſenalter die gröberen, erdigen Elemente ſeines Ich zuſammenhielt. Schon als Hölderlin zuerſt ins „feindliche Leben" hinaustrat — ſchon in Waltershauſen, im Hauſe Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, ſich in das Unzulängliche aller menſchlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an ſeinen feinſten Organen: ſchon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an ſeinem Kopfe zu leiden", und dieſer Vorbote der zukünftigen Zerſtörung erſchien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgend einem Punkte ſeiner Exiſtenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbſt von 1796, wo das freieſte, innigſte Zuſammenleben mit Diotima und eine ſtärkende Kur ihn verjüngt hatten, ſchien er auch von dieſem Leiden ganz geneſen zu ſein; aber die tiefen Bedrängniſſe, die dann

folgten, warfen ihn auf die abschüssige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erschien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu sehn; die Reizbarkeit seines Gemüts war schon zur Krankheit gediehen. Nur seine dichterische Kraft hielt sich noch auf der reinen Höhe, die sie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieser und der nächsten Zeit stammt eine Reihe seiner edelsten, gehaltvollsten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beseelter Reflexion, in der Vorneigung für beschauliche, idyllische oder festliche Gesänge hervor. Aber die Heimatlosigkeit seines Daseins sollte ihn nicht verlassen. Da, was er als Dichter leistete, weder seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfristung genügte, da ein Versuch, in Jena als Docent sich festzusetzen, mißlang, die theologische Laufbahn seinem Innersten widersprach, so mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und versuchte zuerst in Stuttgart (bei Landauer, einem seiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konstanz, endlich in Bordeaux, im Hause des hamburgischen Konsuls, sich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu weihen, nach Eurem Willen", wie er schwermütig an die Seinigen schreibt. Vielleicht, daß eben dieser Wechsel von Ort zu Ort, diese raschen Änderungen des Klimas, der Lebensweise, der ganzen umgebenden Welt den Zerstörungsprozeß beschleunigten, der sich der Werkstatt seines Geistes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotima's Erkrankung und Sterben sollte ihn, wie es scheint, vollenden. Susette Gontard hatte (wie Rullmann in dem oben erwähnten Aufsatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlin's Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, sein Unrecht zu bekennen und, soviel es möglich war, zu sühnen; sie hatte endlich den äußeren Frieden mit ihm wiederhergestellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geist und Körper behalten, die, wie es scheint, dem ersten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angesteckt, in heftiges

Fieber verfallen, ſtarb ſie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre, nachdem Hölderlin ſich von Homburg und ihr losgeriſſen hatte. Der Unſelige erfuhr vielleicht noch in Bordeaux, daß ſie gefährlich erkrankt ſei; — nicht ſchon ihren Tod, wie Rullmann, im Widerſpruch mit der Chronologie, irrtümlich berichtet. Er verläßt Bordeaux, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerglut, vernimmt unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotima's Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnſinniger wieder auf, nach ſeinem eigenen ſchauerlichen Wort „von Apollo geſchlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthiſſon's Zimmer (der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war) eine Geſtalt, die dieſer nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erſchrocken fährt Matthiſſon auf; die fürchterliche Erſcheinung ſteht eine Weile da, ohne zu ſprechen, nähert ſich ihm dann, neigt ſich über den Tiſch und murmelt mit dumpfer Stimme: „Hölderlin"; dann ſtürzt ſie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieſes zerſtörten Menſchen zu ſchildern, iſt ebenſo unnütz, wie es traurig iſt: denn mit langſamen, aber unaufhaltſamen Schritten geht ſein zerrütteter Geiſt den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen ſeines Daſeins ausſcheidet. Noch eine Weile ſcheint es, als ob er geneſen könnte: er beruhigt ſich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein ſorgloſes Daſein, ja ſogar eine Anſtellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, verſucht ſich — wie in ſeiner Jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Überſetzungen, und läßt zwei ſeiner ſeltſam verdeutſchten Sophokles-Tragödien im Druck erſcheinen; aber die ſtille Zerſtörung ſchreitet fort, und die Aufwallungen ſeiner Phantaſie, ſeines Tiefſinns — in den Dichtungen dieſer Zeit oft noch von erſchütternder Gewalt — ſind das Leuchten einer ſchlechtgenährten Flamme,

die bald zu flackern, auszuſetzen beginnt, bis ſie im Dunkel erliſcht. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieſer letzte Heilungsverſuch mißlang, in das Haus eines gebildeten Tübinger Tiſchlermeiſters zu bringen, als deſſen Pflegekind er nun die endloſen Jahre der Geiſtesdämmerung, mit geſundem Körper und toter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden ſollen, wie er einſt als Dichter des „Empedokles" — gleichſam in dunkler Ahnung — durch deſſen Mund ſich gewünſcht hatte:

. . . Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh' und Not die Freude mir,
Und freundlich ſtiegen Himmelskräfte nieder.
. . . Und wenn ich dann
Das ſchöne Leben überſann, da bat
Ich herzlich oft um eines nur die Götter:
Sobald ich einſt mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendſtärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geiſtes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur ſchnell ins Herz
Ein unerwartet Schickſal mir zu ſenden . . .

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tiſchlerhauſe am Neckar gelebt; teilnahmlos an allem, was ſonſt die Gemüter der Menſchen bewegt, nur gewiſſe tiefe Erinnerungen ſchien er ſtumm zu bewahren, nur der geheimnisvoll erregende Einfluß der Geſtirne, der beſänftigende der ſchönen Natur blieb ſichtbar bis zuletzt. Es blieb

ihm auch eine gewiſſe dumpfe Freude an der Muſik; früher bei Geſang und Flötenſpiel, ſpäter faſt nur noch am Klavier, auf dem er irgend eine ſimple Melodie ſo endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schickſal das troſtlos einfache Thema ſeines Daſeins wiederholte. Auch die Poeſie verlor nicht ganz ihre Macht über dieſen abſterbenden Geiſt. Vielmehr war es wunderbar, wie ſehr ſie ſeine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Proſa niederſchrieb, die Vernunft faſt immer auf der Stelle verſagte, leuchtete im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, ſtets noch ein Reſt geiſtiger Klarheit auf. Wie in jenem tiefrührenden Wort aus dieſen Zeiten:

Das Angenehme dieſer Welt hab' ich genoſſen,
Die Jugendſtunden ſind, wie lang! wie lang! verfloſſen,
April und Mai und Junius ſind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröſtlicheren Zeilen, die er einmal, im Geſpräch mit ſeinem Tiſchlermeiſter, in plötzlicher elegiſcher Anwandlung mit dem Bleiſtift auf ein Brett ſchrieb, als könne er ſo beſſer ſagen, was er meine:

Die Linien des Lebens ſind verſchieden,
Wie Wege ſind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir ſind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

So verſagte er denn auch nie, wenn ein Beſucher ihn um einige Verſe bat; er ſchrieb, ohne zu zögern, und am dauerhafteſten zeigte ſich auch hier ſein treuer Naturſinn: „das ſtille Leben der Mutter Erde", ſagt ſein Biograph, „entlockte dem zerriſſenen Saitenſpiel noch freundlich tönende Accorde,

da es für jede andere Berührung erſtorben ſchien.“ Endlich, am 7. Juni 1843 — nachdem er ſein dreiundſiebzigſtes Jahr vollendet hatte — kehrte auch ſein körperliches Ich in den Schoß des geheimnisvollen „Ein und All“ zurück. Am Morgen dieſes Tages ſtarb er — ohne das von manchem erwartete letzte Aufwachen des Geiſtes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorbeerkranz geſchmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was ſein eigentliches Weſen war — hatte inzwiſchen ſchon ſeine Auferſtehung im Bewußtſein der Nation gefeiert und wird immer wieder auferſtehen: denn was ihn den einen fremd macht, die myſtiſche Subjektivität ſeines Weſens, wird den andern ſtets eine denkwürdige und tragiſch ſchöne Offenbarung ſein. Dieſer ſein Herzens-Pantheismus iſt auch ein Teil unſers germaniſchen Geiſtes, und die Geſtalt, die er ihm als Dichter gab, dieſe wahrhafte Vermählung helleniſcher Form mit germaniſchem Gemüt, hat gleichſam dem Ohr der deutſchen Sprache wie eine bleibende Melodie ſich eingeprägt. Aus jenem urſprünglichſten Drang floß alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernſte Feierlichkeit ſeiner Gedanken, ſeine ungeſchichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geſchichtsloſe als das Geſchichtliche ſah; ſeine grenzenloſe Verehrung des Griechentums, das den Pantheismus geboren, das die zerfloſſene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergeſtellt hatte; ſeine dunkle Art, Geheimnisvolles in ſchwerverſtändliche Gleichniſſe zu hüllen, die Natur mit „Göttern,“ „Halbgöttern,“ „Heroen“ zu beleben, nach Heraklitiſcher und Empedokleiſcher Weiſe, die die Welt zugleich dichteriſch und philoſophiſch ergriff. Dieſe Eigenſchaften ließen ihn nicht zum „Klaſſiker“ werden, ſeinem Geiſt fehlte die Norm, die jeder als die menſchliche, die allgemeine erkennt; aber ſie haben

aus ihm eine der wunderſamſten lyriſchen Geſtalten gemacht. Auch nur als Lyriker hat man ihn zu faſſen. Sein „Hyperion“ iſt eine Reihe lyriſcher Scenen, Bilder und Wallungen, nicht ein Roman; vergebens hat er im untergegangenen „Agis“, im unvollendeten „Tod des Empedokles“ ſich am Drama verſucht. Sein Geiſt hatte nur die eine Melodie, die in allen Wandlungen des Daſeins ihn beſeelte, die gewiſſermaßen ſein Leben und ſein Tod war: der vertrauteſte, der heilige Sänger der Natur zu ſein — oder, mit ſeinem eigenen tiefſinnigen, ſeelenvollen Wort (im „Empedokles“):

Der Prieſter, der lebendigen Geſang
Wie frohvergoſſnes Opferblut ihr brachte.

Fritz Reuter.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", sagt jenes Goethe'sche Wort. Für wen gilt es mehr, als für den Dichter des Dialekts? Schon sein Erscheinen bedeutet, daß die Eigenart, gleichsam die Persönlichkeit einer originellen Minderheit sich aussprechen will; daß irgend eine langverschwiegene, ungewußte, geheimnisvolle Wechselwirkung von Land und Volk, Natur- und Menschengeschichte, die still für sich gewaltet, nach Selbstvergegenwärtigung ringt. Als in Fritz Reuter das Auge zu sehn und der Geist aufzufassen begann, der diese originelle Volks-Persönlichkeit in sich vergegenwärtigen und aus sich nachformen sollte, lag Mecklenburg noch ungekannt, wie eine von der Flut zurückgelassene Muschel am Meeresstrande da; abgesondert nach außen, noch zwischen Mittelalter und Neuzeit geschichtslos dahinlebend, leicht zu regieren, schwer umzuformen, bald von Not gedrückt, bald von Segen getragen, immer aber eines alten Erbteils gewiß: des heiteren Lebenssinns, mit dem der Mecklenburger sich das Dasein erkämpft. Das Leben seiner Nachbarn ging ihn wenig an, er atmete durch seine beiden (ungleichen) Lungen Rostock und Wismar, und das nährende Blut in seinen Adern gewann er seinem Weizenboden und seinen Viehweiden ab. Denn die Landwirtschaft war — und ist — sein vornehmster Beruf. In seinem ebenen, nur hier und da sanft gehügelten Land, in dem er jede sichtbare Erhöhung einen „Berg" getauft hat, zwischen herrlichem Weizenland und elendem „Klas Hahn", zwischen brauner Haide und mächtigem Buchenwald, zwischen fett grü-

nenden Wieſen uud meilenweit blauenden Seen (mehr als dreihundert Seen zählt das kleine Land) lebte er ſein acker-bauendes Leben; der an die Scholle gebundene Tagelöhner, der Bauer auf ſeiner Hufe, der kleine Ackerbürger der Städte, der Pächter im „Domanium", der große Grundherr auf oft unabſehbaren Gütern mit vornehmen Herrenſitzen, alle derſelben innigen Gemeinſchaft mit der Mutter Erde ergeben. Eben dieſer Gemeinſchaft entwuchs ſeine beſondere Art. Es iſt etwas Erdiges in ihm; er grübelt nicht hoch hinauf und nicht weit hinaus; ſein „Wille zum Leben" wird ihm nicht leicht getrübt; es iſt ihm wohl in dem friſchen Schollengeruch, deſſen Kraft er atmet, unter dem luftigen Gewölbe, deſſen Glut oder deſſen Regen ſeine geliebte flache Erdſcheibe ernährt. Freilich kommt auch weniger Kultur zu ihm auf ſeinen Acker hinaus. Die Einſchränkung ſeines Daſeins hat ihn noch bedächtiger, ſchwer-fälliger, formloſer als die andern Genoſſen der deutſchen Familie gemacht. Man könnte ſagen: wie das auskriechende Küchlein noch ein Stück Eierſchale, ſo trägt der Mecklenburger, auch wenn er zum Städter ward, noch etwas Ackerkrume mit ſich herum. Mehr treuherzig (oder bauernſchlau) als welt-gewandt; mehr „mutterwitzig" als geiſtreich; mehr empfänglich als erfinderiſch; mehr geſellig als politiſch; mehr für gewohnten Genuß als für neues Erſchaffen; mehr tüchtig als groß.

Doch was iſt Größe? — Dieſer genügſame, lebensfrohe Ackerbauer hat einige Eigenſchaften, die, ſo oft die günſtige Stunde ſchlägt, die rechte Miſchung erfolgt, zur Größe werden. Der Mecklenburger iſt vielleicht der beſcheidenſte Menſchen-ſchlag auf dieſer Erde; beſcheiden, weil er ohne vordringende Eitelkeit, weil er einſichtig, gerecht iſt. Er hat eine kindlich warme, männlich treue Liebe zu ſeinem Beruf; eine Liebe, die der wunderbaren Unverdorbenheit ſeines Charakters ent-quillt. Er hat endlich noch eins, das ihm Tiefſinn, Kunſt-genie, leidenſchaftliche Thatkraft erſetzt, das ihm die Erde ſo

lieb und ihn auf der Erde so liebenswürdig macht: einen lachenden, herzlichen, goldenen Humor. Mit jenen andern Eigenschaften konnte — unter preußischer Zucht — ein volkstümlicher Held wie Blücher, ein klaräugiger Schlachtendenker wie Moltke entstehn; mit dieser letzten gelang es der mecklenburgischen „Ackerkrume", uns in Fritz Reuter den größten deutschen Humoristen des Jahrhunderts zu geben.

Die kleine Stadt Stavenhagen, in der Fritz Reuter am 7. November 1810 zur Welt kam, liegt in Mecklenburg-Schwerin, doch unweit der preußischen Grenze; vom Stavenhagener Kirchturm sieht man nach Norden, Westen und Osten in pommersches Land hinein. Dennoch wuchs der Knabe ganz in mecklenburgischer Luft, Gesinnung und Empfindung heran; denn die Welt des „Stemhäger Börgers" ging damals kaum über das Weichbild der Stadt hinaus. Noch gab es keine Kunststraßen, die ihn mit seinen Nachbarn verbanden; was man Wege nannte, waren lebensgefährliche Abwechselungen von Berg, Thal und See; die langen Winter hindurch kam oder ging kaum ein Mensch. Man nahm das hin, denn es war so; man lebte um so mehr mit seinem Wandnachbar, seinem Gegenüber, seinem Gesinde, und das kleine Stückchen von der Welt, das man überblickte, sog man denn auch mit Neugier und Anteil, mit Haß und Liebe ganz in sich auf. Der Sturm der Befreiungskriege unterbrach diesen Kleinstädtertraum; das tapfere Mecklenburger Blut nahm und gab seinen Anteil an Not, Krieg und Sieg; dann erzählte man sich Jahre lang von dem, was man erlebt hatte, und die Jungen auf der Straße spielten „Napoleon auf der Insel Elba" und „die Schlacht bei Leipzig"; dann sank man wieder in den behaglichen Winterschlaf des Provinzlebens zurück. Das sonderbare Gemisch von patriarchalischem Absolutismus und Feudal-Aristokratie, das diesen Winterschlaf bewachte und zuweilen wie ein Alp, oder „Mort", auf ihn niederdrückte, ertrug man mit ähnlichem

Gleichmut, wie man die ſchlechten Wege ertrug; noch hatte man nicht vom Baum der politiſchen Erkenntnis gegeſſen; und die Regierer waren Mecklenburger wie die Regierten, auch ſie waren der Regel nach gutmütige, gemütliche Tyrannen, auch ſie „nahmen es nicht ſo ſchwer". Wie jener Roſtocker Nachtwächter, von dem Julius Wiggers in ſeinem Buch „Vierundvierzig Monate Unterſuchungshaft" erzählt — der gegen einen polizeiwidrigen Raucher einzuſchreiten mit der Entſchuldigung ablehnte: „Seggt man wat, ſo is glik de Spittakel (der Lärm) in Gang" — ſo war wohl ungefähr der Geiſt dieſer patriarchaliſchen Regierung überhaupt; gefördert durch den Charakter des regierenden Herrn, Friedrich Franz des Erſten, in dem alle liebenswürdigen Eigenſchaften des Mecklenburgers der abſolutiſtiſchen Denkart ſeiner Zeit das Gleichgewicht hielten.

Was war das Stavenhagen von damals? — Fritz Reuter hat es in ſeiner herzlich-anſchaulichen Art in „Schurr-Murr" geſchildert. Die kleine Ackerbürger-Stadt, deren einzige „Romantik" das alte Schloß auf dem Hügel, der Wohnſitz ſeines Paten, des unſterblich gewordenen Amtshauptmanns Weber, und unten auf dem Marktplatz der alte Pranger oder „Kaak" mit ſeinem unheimlichen Halseiſenſchmuck und ſeinen ernſten Kettengirlanden war; auf deren Kirchenplatz man noch in Fritz Reuters Knabenzeit die Toten begrub; eine Stadt ohne Konditor, ohne Stadtmuſikus, ohne „Königsſchüſſe", nur von Zeit zu Zeit durch einen jüdiſchen Hauſierer, noch ſeltener durch einen Jahrmarkt belebt; eine Stadt, in deren „Becker-Schule" man bis in die Fibel, in der „Küſter-Schule" bis in den Katechismus, in der „Rektor-Schule" bis in die Bibel und das mecklenburgiſche Geſangbuch kam: dieſe gute Stadt war vierzehn Jahre lang der Umkreis, in dem er „ward". Doch mit was für Augen er — damals ein zartes, ein „kuendlich" Kind — ſeine Welt betrachtete, zeigt ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Ver-

ſuch, die Schilderung ſeiner Reiſe nach Braunſchweig. Als Reuters Vater, der Bürgermeiſter und Stadtrichter von Stavenhagen, eine dreiwöchentliche Reiſe ins Ausland unternahm, um — als aufſtrebender, thätiger Landwirt und Neuerer, der er war — ſich über dieſen und jenen Betrieb zu unterrichten, nahm er ſeinen zwölfjährigen Knaben unter der Bedingung mit, daß er auf alles wohl acht gebe und nach der Rückkehr ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen für den Amtshauptmann, ſeinen Paten, niederſchreibe. Die Bedingung ward erfüllt; er ſchrieb ein kleines Buch mit höchſt ſauberer großer, weitläufiger Schrift, und der zwölfjährige Knabe zeigt ſchon in ſeiner ſicheren Beobachtung, ſeinem treffenden Ausdruck, ſeinem neckiſchen Humor den zukünftigen Mann. Dieſe Entwickelung zu fördern, waren die Elemente in ſeiner nächſten Umgebung nicht ungünſtig gemiſcht. Die Mutter zwar kränkelte, ſo lange ſie noch lebte, in Folge einer ſchweren Krankheit gelähmt; „ich habe ſie nicht anders gekannt", ſagt er in der „Franzoſentid", „als daß ſie in ihren guten Zeiten auf einem Stuhl ſaß und nähte, ſo fleißig, ſo fleißig, als wären ihre armen ſchwachen Hände geſund, und daß ſie in ihren ſchlimmen Zeiten zu Bett lag und unter Schmerzen Bücher (erbauende und poetiſche Bücher) las". Doch ſie hatte „einen ſehr beweglichen Geiſt und eine lebendige Phantaſie"; ſie begeiſterte ihren Knaben früh für die großen Dichter deutſcher Nation; — und aus dieſen ſeinen eigenen Mitteilungen muß man vermuten, daß ihm durch der Mutter Blut hindurch ſeine dichteriſche Begabung zufloß: denn vom Vater hat er nur Intelligenz und Charakter erben können. Nicht aus dem Blut, aber aus der geiſtigen Einwirkung kam dem Knaben viel vom „Onkel Herſe" zu, in deſſen buntſcheckiger und kindlich ausſchweifender Phantaſie etwas von der poetiſchen Lebenskraft ſpukte, die in dem Bürgermeiſterſohn Fleiſch und Blut werden ſollte. Die „embryoniſche Genialität" dieſes Rats-

herrn Herſe — der übrigens nur ein ſogenannter Onkel war — lernt man nicht aus der „Franzoſentid“, aber aus „Meine Vaterſtadt Stavenhagen“ kennen. Denkt man ſich den hohen, breiten, mächtig ausgepolſterten Mann, der eigentlich ein altes Kind iſt; der denn auch von ganzem Herzen, als Allerweltsonkel, mit den Kindern lebt, ſie die herrlichſten Spiele lehrt, ihnen die Drachen bemalt und über dieſe aufſteigenden „Meduſengeſichter“ ebenſo glücklich iſt wie das kleine Volk; der alles weiß, alles kann, in dem die Kleinen blättern wie in ihrem Konverſations-Lexikon; der ſeinen Zöglingen — Fritz darunter — die orthographiſche Stunde zur liebſten macht, weil er ihnen zu Gefallen Dichter wird und einen vollſtändigen Roman erfindet und diktiert; der ſie bei ſich daheim ſeiner alten Violine, im Wald dem Vogelgeſang horchen, ihn nachempfinden, ihn ausdeuten lehrt: denkt man ſich dieſen „Onkel Herſe“, ſo fühlt man, wie viel Fritz Reuter von dem Mann empfangen hat. „Hürt Ji woll, Jungs, ſagte er, wenn er uns auf den Schnepfenfang mitnahm, und der Krammetsvogel beim Sonnenuntergang luſtig in den Äſten der Bäume umherſprang und ſein abgebrochenes Liedlein in den dunſtigen Herbſtabend herniederſang, — ſei ropen mi ornblich. Hürt Ji woll: Ratsherr Herſ' — kumm hir her! — kumm hir her! — Scheit mi dod! — Ick bün hir — wo's Griſchow? — Wo's Griſchow? Scheit mi dod!“ — Wem, wenn er Fritz Reuter dies erzählen hört, fällt nicht der Dichter des Hanne Nüte ein; und wer denkt nicht den ſtillen, verborgenen Waſſern nach, die aus „der Jugend Land“ auf den Acker unſerer Erntejahre fließen.

Aus ganz anderem Holz war Reuters Vater geſchnitzt; ein ernſter, ſtrenger, raſtloſer, charaktervoller, doch höchſt unkindlicher Menſch; zum Beamten und Verwalter geboren (von 1805 bis 1845 hat er Stavenhagen regiert), in ſeiner nicht unbedeutenden Feldwirtſchaft unternehmend wie wenige im Lande, der erſte, der in Mecklenburg die bairiſche Bierbrauerei ein-

führte, der erste, der „Handelsgewächse“ zu bauen versuchte, und in den furchtbaren Not- und Armutsjahren, die den Kriegsjahren folgten, so sehr der Fürsorger für alle, daß, wie der Sohn erzählt, „in jenen gedrückten Zeiten in meiner Vaterstadt keine eigentliche Armut zu finden war.“ Ihm lag denn auch vor allem am Herzen, seinen einzigen Sohn früh mit allen nützlichen Kenntnissen auszurüsten und zum Charakter zu bilden; für diese Erziehungszwecke ward weder Zeit, Geld, noch Mühe gespart. Aber er war offenbar den Musen und Grazien so fremd, wie der Vater eines Poeten selten gewesen sein wird; er hat offenbar die Eigenart seines Sohnes nie verstanden, er hat sie bekämpft und gehemmt. Nur ein gewisses Talent zum Zeichnen sagt der Sohn ihm nach; unter Riepenhausens Leitung hatte er in Göttingen tüchtige Kreidestudien gemacht. Dagegen hat er nach Fritz Reuters Meinung in seinem ganzen Leben keinen Roman gelesen; und vor allem war ihm die heitere, lebensfrohe Mecklenburger Art, der Humor seines Stammes versagt. Jedes ungewöhnliche, neue Vergnügen, das an den Knaben herantrat, die erste Tanzstunde, der erste „Maskenball“, der Besuch des Schauspiels oder der „Remedi“ im Rathaussaal, mußte dem heftigen Widerstreben des Vaters von der Mutter oder der Tante Christiane abgerungen werden; man appellierte an das Gutachten des alten Amtshauptmanns Weber, und diesem alltäglichen Gast in der behaglichen „Theestunde“ fiel dann nicht selten die Entscheidung zu.

Fritz Reuter wuchs im Elternhause mit seiner Schwester Lisette und zwei Vettern (Ernst und August) auf; eine unverheiratete Schwester der Mutter, Tante Christiane, half das Hauswesen leiten und die Kinder erziehen. Von jenen öffentlichen sogenannten „Schulen“ blieben Fritz und seine Gefährten fern; der Vater ließ sie zu Hause unterrichten, und mehr als ein Dutzend der „allerverschiedensten Lehrerkräfte, die Staven-

hagen aufzuweiſen hatte", ward nach und nach auf dieſem ſchwierigen Verſuchsfelde verbraucht. Von ſeiner Mutter hatte der Knabe Leſen und Schreiben gelernt; dann kam er in das Fegefeuer einer Mädchenſchule, bei Mamſell Schmidt, er der einzige Junge, „Eule unter Krähen", wie er ſelber erzählt, und mit ſeinem „noch ſehr ſchwächlichen Mannesmut" unter dieſen „kleinen gebildeten Megären", die ihn beſtändig ſchurigelten und befehdeten, ein unglücklicher Menſch. Eine Weile ließ man ihn dann von einem Schneidergeſellen, der ſieben Jahre in Paris gearbeitet hatte, ein etwas verunreintes Franzöſiſch lernen, bis dieſer Meiſter Geſelle von einem wirklichen Franzoſen, dem Uhrmacher Droz aus Neufchatel, abgelöſt ward, den jeder Leſer der „Franzoſentid" kennt. Geſchichte und Lateiniſch brachten ihm der Apotheker Fritz Sparmann, der Student Julius Caſpar, der Rektor Schäfer (ein ſächſiſches Original) bei; der Geographie nahm ſich der Vater ſelber an, noch abends nach Tiſche, nach allen Mühen ſeiner raſtloſen Tage; für Schönſchreiben, Orthographie, Rechnen und Zeichnen trat der gutmütig hilfreiche Onkel Herſe ein, der, als ein eifriger Maler in Aquarell, Gouache, Öl und Email, die Knaben vermutlich auch gleich zum Malen verführt hätte, wäre nicht der Vater mit ſeinem Veto zur Hand geweſen. „Erſt gehen und nachher tanzen, war ſeine Meinung (erzählt Fritz Reuter), und als ich ihm einmal einen in Rotſtift und ſchwarzer Kreide nach meiner Meinung ſehr ſchön ausgeführten Hund brachte und ſeiner Bewunderung ſchon gewiß war, fing er auf eine ſchreckliche Weiſe an, mit einem ſchwarzen Stifte in meine rote Couleur hinein zu arbeiten, ſo daß von dieſer nichts mehr zu ſehen, dafür aber auch die Zeichnung korrekt war — wie er ſagte."

Endlich ſchloß mit dieſem bunten Durch- und Nacheinander von Lehrmeiſtern die Kinderzeit; ein ſalarierter candidatus theologiae ward als Lehrer ins Haus genommen, eine

ſtrenge Disciplin begann, und „mit ſtarken Schritten ging es ins ernſte Leben hinein“. Fritz Reuter war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als die Mutter ſtarb, die er innig liebte. Schon ein Jahr vorher, 1824, hatte ſich der Vater entſchloſſen, ihn aus der häuslichen Erziehung weg auf das Gymnaſium der kleinen Stadt Friedland zu ſchicken, die in Mecklenburg-Strelitz an der pommerſchen Grenze liegt. Mehr als drei Jahre ſollte er hier verleben; aus ſeiner Jugend die unbedeutendſte und wohl auch unfroheſte Zeit. Nie und nirgends erwähnt er ihrer mit einem gemütlichen Wort; er klagt nur einmal über das geiſtloſe Auswendiglernen von Regeln, mit dem man ihm auf der Friedländer Schule die franzöſiſche Sprache zu verleiden ſuchte. Auch klingt, bei allem Humor, wohl noch etwas „Ach und Weh“ aus jener Zeit in der lebendigen Schilderung des Schullebens in „Dörchläuchting“ nach, mit all ſeiner Luſt und mit all ſeiner Roheit, die der vierzehnjährige Knabe nun erſt kennen lernte. Er war überdies — den meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen gleich — „nie ein ſehr eifriger Beſucher der Schule“, wie er in „Meine Vaterſtadt Stavenhagen“ bekennt; und dieſes Unbehagen hat auch ihn bis in den Schlaf ſeiner ſpäten Jahre verfolgt: in böſen Träumen „hatte er ſich entweder nicht präpariert, oder irgend einer ſeiner vielen Lehrer hielt ihm ein ſchrecklich rot perluſtriertes Exercitium unter die Naſe, das er ihm dann ſchließlich um die Ohren ſchlug.“

Nur von einer glücklichen, feſtlichen Epiſode aus dieſer Friedländer Zeit weiß ich zu ſagen; von einer Fußwanderung nach der Inſel Rügen, die er viele Jahre ſpäter, 1867, im „halben Mond“ zu Eiſenach, vor einer befreundeten Geſellſchaft in einem ſchriftlichen, launigen Vortrag beſchrieben hat. „Ich hatte“, erzählt er darin (das Ganze mitzuteilen, dazu iſt es zu harmlos), „ich hatte meinem Vater einmal eine ziemlich gute Zenſur vom Gymnaſium zuſenden können — was überall

bei jedem Gymnaſiaſten ſehr wünſchenswert ſein ſoll, bei mir es aber in Wirklichkeit ſehr war — da griff dieſer mein Vater in ſeine väterliche Taſche, holte drei Friedrichsd'or hervor und ſandte ſie mir mit dem Bedeuten, ich könne dafür eine Reiſe nach Rügen machen. Wer da weiß, welche Bedeutung das Wort „Rügen“ in der Phantaſie einer mecklenburgiſchen oder pommerſchen Gymnaſiaſten-Seele zu der damaligen Zeit hatte, kann ſich denken, wie ſehr ich von wahren Freunden beglückwünſcht und von unwahren beneidet wurde. Denn leider iſt es ſchon in den erſten Lebensjahren ſo wie in den letzten: man muß dieſen Unterſchied ſchon machen.“ Er zog denn alſo aus, bald in guter, bald in ſchlechter Geſellſchaft, die er in ſeiner Unſchuld nicht durchſchaut; „rollt als roſenrote Caroline über das grüne Billardtuch der unabſehbaren Ebene von Schwediſch-Pommern“, kommt über Stralſund nach Rügen, landet, und ſteht nun auf der Inſel, „der ſchönen Inſel, dem Ziel meiner heißen Wünſche“. „Aber was nun? Ging ich rechts an der Oſtküſte entlang, dann hatte ich alles Schöne wie auf dem Präſentierteller: Bergen, Putbus, die Granitz, Saßnitz, und am Ende die Krone von Rügen, die Stubbenkammer; auf der Weſtſeite, links, hatte ich verhältnismäßig langweilige Gegenden; da ich nun aber von Kindheit an ein ſehr verſtändiger Junge geweſen bin und ſtets beim Butterbrot die ſchwach beſchmierten Stellen zuerſt und zuletzt erſt die fetten Biſſen verzehrt habe, ſo ſchlug ich den Weg links zur Weſtküſte ein. — Ja, die Gegend war nur ſchwach; gut und ſehr gut wohl für die Mark Brandenburg, für Rügen und meine Sehnſucht aber nur ſchwach, es war trocken Brot, und das bißchen durchſichtige Butter, was darüber geſchmiert war, war das durchſichtige, blaue Meer zu meiner Linken.“

So wandert er denn allein dahin, den Butterſtellen entgegen, und endlich an der ſchönſten Stelle erlebt er „einen Vorgeſchmack der Zukunft“: er macht ſein erſtes Gedicht. Schon

in Stavenhagen hatte er einen, aber, wie er (in „Meine Vaterstadt Stavenhagen") versichert, nur einen Versuch gewagt, seinem einzigen ortsanwesenden Vorbild nachzueifern, der Frau Tiedten, die er „den ersten Dichter von Stavenhagen" nennt: „er war Schneiderwitwe und Nähterin, und wenn er dichtete, nähte sie, und wenn sie nähete, dichtete er". Doch da jener Versuch verunglückte und er wahrnahm, daß „das Dichten eine wahre Pferdearbeit sei", so genügte ihm, daß er auf der kleinen Bühne im Rathaussaal den „armen Poeten" spielen sah, um, unter furchtbarer Rührung („ich habe geweint, als wenn mir Vater und Mutter gestorben wäre"), von einer so kummervollen Laufbahn aufs eindringlichste abgeschreckt zu werden. Nun aber steht er mitten auf Rügen, überschaut „das lieblichste Ländchen in Sommermorgen-Pracht, umgürtet vom sonnenbeglänzten Meer, in unendlicher Mannigfaltigkeit durch seine Buchten und Bodden und Wyken"; es übermannt ihn, er dichtet. Was für ein Gedicht? — Es existiert nicht mehr; es ist untergegangen; „1833 hat es die Untersuchungskommission auf der Hausvoigtei, wie so manches Andre, aufgefressen. Es war ein sehr bedeutendes Gedicht; es hatte nur für die Leser einen kleinen Fehler, es litt an Überschwänglichkeiten; für den Leser gewiß ein Fehler, für den Poeten nicht".

Doch kehren wir mit dem beginnenden Poeten nach Friedland und zu seinen Studien zurück; Studien, die schon damals den inneren Konflikt zwischen Vater und Sohn erzeugen sollten, der seitdem bis an des Alten Tod als dritter Mann zwischen ihnen einherging. Mehr als die andern „Wissenschaften" hatte Reuter in Friedland Geschichte, Geographie und Mathematik, mehr als diese sein besonders geliebtes Zeichnen betrieben; er rückte auf der Klassen-Leiter langsam vor, er glaubte sich zum Maler berufen und wünschte, die Gelehrtenschule mit der Kunstschule zu vertauschen. Hier stieß sein harter Kopf auf den härteren des Vaters, der an seiner Begabung zweifeln

mochte (und allerdings wohl mit Recht), und der vor allem seinen Plan durchsetzen wollte, den einzigen Sohn auch als Rechtsgelehrten, gleichsam als Fortsetzung seines eigenen Ich, auf Erden thätig zu sehn. Die gelehrte Laufbahn ward also fortgesetzt; doch nicht mehr in Friedland, das damals zwei seiner besten Lehrer verlor, sondern in Parchim, eine der Mittelstädte von Mecklenburg-Schwerin, deren neu geschaffenes Gymnasium eben jene Beiden — den Konrektor Gesellius und den nachmaligen Direktor Zehlicke — an sich zog und die übrigen Schulen des Landes zu überflügeln versuchte.

Ein harter Zwang sollte den Zweck dieser „Versetzung" fördern helfen: der Unterricht im Zeichnen ward dem Sohn hier versagt, er sollte sich einzig auf die hohe Schule vorbereiten. Dennoch war Reuter hier glücklich; in einem späteren Brief an seinen Freund Fritz Peters nennt er die Jahre, die er in Parchim verlebte, den „schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit". Bei seinen Lehrern fand er Anregung und Wohlwollen; im Hause seines Pensionsvaters, des Direktors Zehlicke, wie in dem des Konrektors Gesellius, herzliches Familienleben und dauernde Freundschaft; endlich am runden Theetisch der „Frau Hofrätin" seine Adelheid. Er war im beginnenden Jünglingsalter, als er nach Parchim kam; die Natur konnte also von ihm verlangen, daß er sich verliebte. Doch in jenen Jahren wendet sich unser Herz, vom elementaren Frühlingswind getrieben und mit seinen wächsernen Flügeln ein steuerloser Ikarus, mehr an die Gattung als an das einzelne Ich; und die neuen Gefühle, die wir erleben, sind für die Geschichte unsrer Seele wichtiger als der Magnet, der sie in uns erregte. Eine Jugendliebe dieser Art war offenbar auch die „Flamme", die des Hofrats Töchterlein in Fritz Reuter entzündete, indem sie ihm Thee einschenkte; sie hieß Adelheid, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau. Wenige zerstreute Andeutungen in der „Festungstid", im „gräflichen Geburtstag" zielen darauf

hin: wenn er erzählt, daß er „auch einmal eine schöne blaue Schleife von einem schönen blonden Kopf unter der Weste trug"; daß er zur Zeit seiner ersten Liebe den Mond „vielfach kultivierte, ja sogar mit sentimentalen Gedichten inkommodierte". In dem hochdeutschen Vorläufer der „Festungstid", der (1855) in Fritz Reuters „Unterhaltungsblatt" erschien: „eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit", bekennt er seinem Kameraden, dem „Kapitän": „Ich habe, wenn auch ohne viel Glück, doch schon Versuche in der Liebe gemacht. Auf der Schule zumal . . ." Und später: „Ich habe einmal einen guten Freund gehabt, den ich beinahe so gut kenne, wie mich selbst, — ich sage dir — das arme Geschöpf hat einmal in einer Nacht, so um diese Zeit des Jahres [Winter] herum, unter Sturm und Regen in vollem Ballstaat mit schwarzen baumwollenen Strümpfen und einem Operngucker, in den dornigen Zweigen eines jungen Pflaumenbaumes drei Stunden lang gesessen, bloß um sich aus einer Entfernung von zweihundert Ruten an dem Nachtlichte aus dem Fenster seiner Geliebten satt zu sehen." Indes die humoristischen Verzierungen, mit denen er dieses nächtliche Abenteuer seines eigenen Ich in der „Festungstid" (S. 244) weiter ausgeführt hat, und die handgreiflichen Widersprüche zwischen beiden Berichten bestätigen, was sich ohnehin bei jeder sorgfältigen Untersuchung seiner Schriften ergiebt: daß er, mit dem Recht des humoristischen Erzählers, in seinen Rückblicken fast immer Dichtung und Wahrheit mischt. Und so bleibt nur unzweifelhaft bestehn: er liebte sie, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau.

Auch nachdem er die Schule verlassen und die Schwelle der Rostocker Universität überschritten hatte, fuhr er freilich noch fort, sich an dieser Flamme zu wärmen; zwei Musen halfen ihm: denn auch die heimlich fortbetriebene „schwarze Kunst" des Zeichnens zauberte ihm die entfernte Geliebte

wenigſtens aufs Papier. Julius Wiggers, mit dem er ſich damals befreundete, beſitzt noch ein Bildnis von ihr in ſchwarzer Kreide, das der junge Student aus dem Gedächtnis zeichnete und bei ſeinem Abgang von Roſtock ihm als Andenken zurückließ. Hierher, an die Landes-Univerſität, hatte ihn der Wille des Vaters im Herbſt 1831 geſchickt; hier begann er, als ſchon faſt einundzwanzigjähriger „Fuchs“, das ihm aufgenötigte Studium der Rechtswiſſenſchaft. „Die Seeſtadt Roſtock“, erzählt er ſelbſt (am Anfang der „Reiſ' nah Konſtantinopel“), „iſt der ‚Up- und Dal-Sprung‘ für jeden richtigen Mecklenburger. Auch mein Aufſprung iſt ſie einmal geweſen, als ich von den großen Schulen eine Sproſſe höher auf die Univerſität hüpfte; doch das iſt ſchon lange her, und wir wiſſen uns nicht mehr recht darauf zu beſinnen, vor allem nicht auf Profeſſor Elvers' Inſtitutionen. Aber das weiß ich noch, daß wir Studenten ein kreuzfideles Leben führten, daß wir uns bei nachtſchlafender Zeit mit den „Krebſen“ herumjagten, dieſen alten braven ſtädtiſchen Kriegsknechten, und daß wir Fenſter einwarfen. Wir löſten die große ſociale Frage und ſtifteten eine „Allgemeinheit“ unter uns, die die Konſtantiſten und Vandalen ſchändlicherweiſe die „Gemeinheit“ nannten. Wir löſten noch andere ſehr wichtige Fragen, wenn wir in unſern „Kränzchen“ beiſammenſaßen, zum Beiſpiel auf meiner Stube die wichtige Frage: „Was iſt die Ehre?“ wurden aber nicht ſo bald darüber ſchlüſſig, wie Sir John; aber mir zogen ſie dabei einen Backzahn aus, denn als meine allgemeinen Freunde von mir gingen, hatte ich als Fuchs „die Ehre“, die Zeche zu bezahlen.“

Schon nach einem Semeſter verließ er Roſtock, um nach Jena zu gehen; an dieſen Sitz der jugendlich vaterländiſchen Gefühle, der burſchenſchaftlichen Gährung, die für Fritz Reuters Leben ſo verhängnisvoll ward. Will man die edle Tollheit dieſer Studenten-Verſchwörung und die vernunftloſe Wut

ihrer Verfolger verstehn, so vergegenwärtige man sich den verbitternden, blutvergiftenden Übergangs-Charakter der Zeit: da die deutsche Jugend zugleich gegen die Misere des vielköpfigen deutschen Bundes und gegen den überlebten Absolutismus der deutschen Großmächte, der Absolutismus aber — mit der argwöhnischen Reizbarkeit eines greisenhaften Herrschers — um sein Dasein kämpfte. Die „allgemeine deutsche Burschenschaft", aufgekeimt aus dem vaterländischen Idealismus, den der große Befreiungskrieg ausgesäet hatte, auf dem Wartburgfest 1817 als fester Organismus begründet, nach der Ermordung Kotzebues durch einen ehemaligen Burschenschafter feierlich unterdrückt, heimlich fortwuchernd allen Verboten zum Trotz, bis sie sich endlich 1827 wieder neu zu organisieren, sich neue Ziele aufzurichten begann, war, als Fritz Reuter um Ostern 1832 nach Jena kam, schon auf die Höhe ihrer politischen Entwickelung gelangt; und allerdings muß man sagen, daß ihrer idealen Gesinnung ein hochroter Tropfen revolutionären Blutes beigemischt war. Auf den „Burschentagen" von 1827 an hatte die unternehmendere Partei der Germanen gegen die friedlichere der Arminen gekämpft und den Sieg gewonnen; auf dem Frankfurter Burschentag im September 1831 hatte sie diesen Sieg formuliert. Es galt bisher als Tendenz der Burschenschaft: „Vorbereitung zur Herbeiführung eines freien und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittelst sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule"; nach langer Beratung war in Frankfurt der verhängnisvolle Zusatz beschlossen worden: „Im Falle eines Aufstandes solle unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und sei deshalb zur Teilnahme an Volksaufständen gehalten, die zur Erreichung desselben führen könnten."

In diese gährende Jugend trat nun Fritz Reuter ein;

jung wie sie, mit seinem warmen Drang nach Begeisterung und Befreiung, mit seiner kernigen, ausgegorenen Gestalt: man wird sich nicht verwundern, daß er sich zu den Unternehmenden gesellte. Im Januar 1832 hatte zwar ein Fest, das man durchziehenden polnischen Flüchtlingen (darunter Lombrowski) gab, die Arminen und die Germanen noch einmal mit einander versöhnt: sie saßen und tranken wieder beisammen in dem alten Burschenhaus, dem „Burgkeller", und gaben gemeinsam dem alten Dichterfürsten, Goethe, zur Weimarer Fürstengruft das letzte Geleit. Indessen die politische Erregung der jungen Köpfe ward von außen — von unten und von oben — genährt. Das Hambacher Fest am 27. Mai 1832, auf dem man die „vereinigten Freistaaten Deutschlands" und das „conföderirte republikanische Europa" mit Hochrufen begrüßte, riefen neuen Unwillen der Regierungen und schon am 28 Juni reaktionäre Bundesbeschlüsse hervor. Sollte man diese Bedrückung ruhig ertragen, und mit den sanftblütigen Arminen sich am Kopfschütteln, Singen, Collegienhören und „sittlicher Ausbildung" ein Genüge thun? Mit diesen „Gemütlichen", auf die das Spottlied gedichtet war:

'S giebt nichts Gemütlicher's
Als die Gemütlichkeit!
Kneipen und Singen
In stiller Zufriedenheit,
Kneipen und Singen
Fern von den Klingen,
Das ist gescheit!

Die Verbrüderung war unhaltbar; im Sommer 1832 brach der Krieg zwischen Germanen und Arminen wieder aus. Die Germanen wanderten vom „Burgkeller" in den „Fürstenkeller" aus, und Fritz Reuter mit ihnen.

Daß dieses unruhige Treiben, aus politischer Erhitzung

und ſtudentiſcher Kraftlaune gemiſcht, dem Studium der Rechtswiſſenſchaft nicht zu gute kam, ſagt Jeder ſich ſelbſt. Zwar gehörte Fritz Reuter nicht zu den Feuerköpfen, nicht zu den Eiferern; nie ward er (wie er ſpäter aus der Gefangenſchaft an ſeinen Vater ſchrieb) von ſeinen Genoſſen mit einer politiſchen Miſſion betraut, nie hat er dergleichen „privatim ausgerichtet“. Sein mecklenburgiſches Temperament, ſein gemütlicher Humor ſtellten ihn zu denen, die über dem Burſchen-Haß die Burſchen-Luſt nicht vergaßen. Ein Jeuenſer Student, ſagt er ſpäter (in der „Feſtungstid“) in ſeiner heiteren Selbſtverſpottung, war für die menſchliche Geſellſchaft „en ſihr unverdaulichen Happen“; er ſchildert ſich (in der Vorrede zur Reiſ' nah Belligen) als „einen mageren, lang aufgeſchoſſenen Burſchen mit langem Halſe und langem Haar (wobei man freilich dem langen Hals die humoriſtiſche Verlängerung wieder abziehen muß), bedeckt mit einer ſchwarz-rot-gold verbrämten Mütze; in der Hand trug er einen Ziegenhainer und hatte in ſeinem Weſen etwas Antediluvianiſches, jetzt Untergegangenes“. Doch dieſer noch magere, noch vorſündflutliche Kraftmenſch war jeder Luſt gewachſen: auf der Menſur (denn die Germanen waren eifrige Duellanten), auf dem Markt, wo ſie mit ihren Stoßdegen fochten, als wären ſie da zu Haus, beim Bier und beim Geſang. Es exiſtiert eine „Ballade“, die er dem bekannten alten Bierſchenken „Samiel“ auf der Rudelsburg zu Liebe dichtete und dort ins Fremdenbuch ſchrieb; jugendlich unfertig als Gedicht, aber durch ihre humoriſtiſche Spitze und durch ihr Schickſal der Erwähnung wert. „Der Burggeiſt auf der Rudelsburg“ war ſie betitelt: ein wilder Ritter hat dort vor Zeiten gehauſt, allen Menſchen feind; aus Neid auf ſeinen Schenken und deſſen ſtattlichen Bart, mit dem ſeine eigene Oberlippe ſich nicht meſſen kann, ſtößt er ihm ſein Schwert durch den Leib. Da richtet noch einmal der ſterbende Schenke ſich auf:

„Du hast mich zwar getötet in schnödem Übermut,
Doch nimmer wirds Dir gehen auf Erden wieder gut;
Du wirst Dich nicht mehr freuen am wilden Schlachtgeschrei,
Es steht ein krankes Jahr nur zu leben Dir noch frei.

„Und wenn Du dann gestorben, so eilt Dein Geist nicht fort,
Der stolze Ritter bleibet als Schenk an diesem Ort.
Vom Bier, das Du getrunken, trinkst Du dann nimmermehr,
Es trinken die Studenten dann Deine Fässer leer.

„Und diesen mußt Du dienen und hören auf ihr Wort,
So lange Schenke bleiben, als dauert dieser Ort.
Zur Warnung aller Herren, die stolz wie Du und hart,
Sollst Samiel Du heißen und tragen einen Bart."

Ich hab' Euch jetzt erzählet die Mär so wunderbar;
Ihr könnt sie sicher glauben, sie ist gewißlich wahr.
Wer sie von Euch nicht glaubet, der ruf nur „Samiel!"
Dann kommt er mit dem Humpen und mit dem Bart zur Stell.

Diese Ballade ist im „Gedenkbuch der Rudelsburg" (herausgegeben von J. Stangenberger) abgedruckt; nach Fritz Reuters Tode suchte die Witwe das Buch unter seinen Papieren, doch da sie es nicht fand, übernahm der Sohn eines Freundes, auf der Rudelsburg selber nachzuforschen. Auch dort fand sich das Gedenkbuch nicht; die alten Fremdenbücher waren längst verbrannt. Aber Samiels Tochter, die jetzige Wirtin der Rudelsburg, half aus dieser Not. Sie wußte die Ballade noch auswendig; sie diktierte sie dem jungen Mann, und vollkommen getreu, wie das nun aufgefundene Gedenkbuch beweist.

Singende, dichtende, ahnungslose Jugend! —. Der in Wahrheit ungefährliche Zorn und Trotz, mit dem diese lebensfrohen Jünglinge ihre Lieder gegen die Fürsten sangen, ihre Umwälzungsgedanken besprachen, ihre Widersacher unter den Commilitonen mit Schlägern und Ziegenhainern zu widerlegen

ſuchten, — er ſollte furchtbar empfinden, wie ernſt der Kampf politiſcher Mächte iſt. Ein blutiges Vorſpiel, das ſie ſelber unter einander aufführten, ſchien zwar der ganzen „Verſchwörung", und mit ihr der Gefahr, ſchon ein Ende zu machen. Die Reibungen zwiſchen Germanen und Arminen arteten im Januar 1833 in wilde, erbitterte Schlägereien aus; ein ſtarkes Militärkommando der weimariſchen „Laubfröſche" rückte in Jena ein, man verhaftete, relegierte, gab ſcharfe Verbote aus: das Führen von Stockdegen und anderen Waffen, das Beherbergen fremder Studenten, das Tragen von Farbenbändern und Kokarden außer den Landesfarben, endlich ſtudentiſche Vereine mit politiſchen Tendenzen ſeien nicht länger zu dulden. Die Germanen wie die Arminen löſten ſich auf. Fritz Reuter „trat freiwillig aus", wie er ſpäter ſchreibt, entwich im Februar in das nahe Städtchen Camburg im Herzogtum Sachſen-Meiningen, und kehrte im Frühling 1833 ins Vaterhaus nach Stavenhagen zurück. Inzwiſchen aber ereignete ſich, was ihn und ſo viel andere ohne Mitſchuld verderben ſollte: das ſogenannte Frankfurter Attentat.

Ein wunderbares Unternehmen: ein kleiner Haufe junger Männer zu Frankfurt am Main, von wenigen mitverſchworenen und dorthin beſchiedenen Studenten, von noch wenigeren auswärtigen Demagogen, endlich von den Bauern des Frankfurter Fleckens Bonames unterſtützt, ſtürmen (am Abend des 3. Juli 1833) — und zwar obwohl man ſie benachrichtigt, daß ihr Anſchlag ſchon verraten iſt — ſtürmen die Hauptwache und die Conſtablerwache der Stadt Frankfurt, überrumpeln die Wachmannſchaften, und fordern die zuſammenlaufende Menge auf, ſich ihrer unbekannten Sache, ihren unbekannten Perſonen anzuſchließen. Man läßt ſie allein; der Angriff der allarmierten Truppen erfolgt; Widerſtand, Gefecht, Verwundungen und Tote, endlich Flucht der Verſchworenen nach allen Seiten. Doch nicht alle entkommen; bei den Verhafteten ſpürt man die

Fäden auf, die nach andern Orten, zumal nach mehreren Universitäten laufen: teilweise Mitwiſſenſchaft, unbeſtimmte Verabredungen, theoretiſche Zuſtimmung. Auf dem letzten Burſchentage zu Tübingen, wenige Monate vorher — den indeſſen nur ſechs Abgeordnete ebenſo vieler Hochſchulen beſucht hatten — war überdies ausgeſprochen worden: „die allgemeine deutſche Burſchenſchaft ſolle ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutſchlands, auf dem Wege der Revolution erſtreben und deshalb dem Vaterlandsverein in Frankfurt ſich anſchließen.“ Dieſe Thatſachen genügen den gereizten Regierungen, den geängſteten Fürſten, den verbrechenwitternden Spürtalenten. Eine wahnſinnige Verfolgung beginnt. Nicht nur ſämtliche Teilnehmer der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft — obwohl doch nur einzelne der Geſinnung jenes Attentats mit Worten zugeſtimmt hatten — auch die Mitglieder andrer, unpolitiſcher, in jedem Sinn unbeteiligter Studenten-Vereine werden verhaftet, feſtgehalten, durch unwürdige Inquirenten-Künſte zu Mitſchuldigen gemacht. Eine „Zentraluntersuchungsbehörde“, im Juni desſelben Jahres vom Bundestag eingeſetzt, ſoll all dieſe Unterſuchungen im Zuſammenhang auffaſſen; als hätte ſich ſchon ein Netz des Verderbens über Deutſchland gebreitet. Weit über tauſend junge „Verbrecher“ werden nach und nach von den langen, ausdauernden Armen dieſer Verfolgung ergriffen; endlich auch Fritz Reuter.

Frühling, Sommer und Herbſt hatte er daheim in Mecklenburg in aller Stille verbracht; die Regierung ſeines Landes hatte ihn unangetaſtet gelaſſen; er mochte glauben, daß nun auch auswärts, wenigſtens in Preußen, das über ihn kein Recht hatte, nichts mehr für ihn zu fürchten ſei. Nachdem er in Berlin und Leipzig um ſeine Immatriculation nachgeſucht hatte, aber als ehemaliger Jenenſer zurückgewieſen worden, kam er auf der Heimreiſe, in den letzten Tagen des Oktober (zum zweitenmal) nach Berlin. Am einunddreißigſten

ſah er ſich verhaftet. Der Großſtaat Preußen kümmerte ſich um ſeine Eigenſchaft als „Ausländer“, als Mecklenburger nicht. Die Macht entſchied; die Macht, die in dieſem ganzen Prozeß — wie in den meiſten politiſchen Prozeſſen — das Recht nach ſich färbte.

Wer Reuters „Feſtungstid“ kennt, kennt ſeinen Anteil an dieſem ſchmachvollen Unglück, das die deutſchen Regierungen und mit ihnen das deutſche Volk entwürdigte; — denn wie ſehr er auch, in bewundernswerter, vergeſſender Seelengüte, ſein Elend ſpäter verklärt und „von den Diſteln Feigen gepflückt“ hat, die wahnſinnige Härte dieſer Verfolgung ſchildert er treu und beredt genug. Nichts iſt grauſamer als die Furcht. Der Juſtizminiſter Kamptz, der Inquirent, „Onkel Dambach“, der Referent, Herr von Tzſchoppe, der dann dem Wahnſinn verfiel, der Präſident des Kammergerichts, der „blutige“ Kleiſt — furchtſame und furchtbare Menſchen vereinigten ſich, dieſen Prozeß zur Zufriedenheit eines künſtlich verblendeten Monarchen und eines ſchwindſüchtigen, um jeden Preis leben wollenden Staatenbundes zur Staatsgefahr aufzublaſen. Stammbuchblätter, die von „Freiheit“ ſprachen, wurden zu Zeugniſſen für Schuld und Mitſchuld; man inquirierte in die unerfahrenen Jünglinge hinein, was nicht in ihnen war; man ſchmiedete die Schwächeren unter ihnen zu Denuncianten um, denen man die Namen neuer Mitſchuldiger — ehemaliger Burſchenſchafter aus längſtvergangener Zeit — entlockte. Fritz Reuter, zuerſt auf der Stadtvogtei, dann auf der Hausvogtei in härteſter Unterſuchungshaft gehalten, wird von ſeiner Landesregierung reklamiert; man liefert ihn nicht aus. Man verſagt ihm Feder und Tinte; aus ſeinem hölzernen Fußboden ſchneidet er ſich einen Spahn, aus dieſem Spahn macht er ſich eine Schreibfeder, und mit einer „Tuſche“, die er aus gebrannten Wallnußſchalen erzeugt, ſchreibt er „ſchlechte Gedichte“, in denen ſein Grimm, ſeine Verzweiflung ſich entladet, ſchreibt er

Byron'ſche Gedichte aus dem Gedächtnis auf, um die Stunden zu füllen. Jene eignen Ergüſſe exiſtieren nicht mehr; Byrons „Tochter Jephthas", mit dieſem Kienſpahn in blaſſer Schrift auf vergilbtes Papier gebracht und mit an den Rand gezeichneten Philiſterköpfen geziert, hab' ich vor Augen, da ich dieſes ſchreibe. Ein volles Jahr geht dahin; noch erfolgt kein Urteil. Man ſchafft ihn nach Silberberg in Schleſien fort; „laſſen Sie ſich immerhin auf die Feſtung abführen," ſagt ihm Dambach, der Inquirent, „Sie müſſen entſchieden in Ihr Vaterland ausgeliefert werden." Am 15. November 1834 verläßt er Berlin, wird als Verbrecher von Ort zu Ort durch den harten Winter geſchleppt, lernt das Elend einer düſteren Kaſematte kennen, die ſein Augenlicht ſchwächt; das Jahr 1835 endet, 1836 vergeht, der Tag ſeiner Verhaftung jährt ſich zum dritten Mal; man liefert ihn nicht aus, und kein Erkenntnis kommt. Drei volle Jahre ſeiner blühendſten Jugend ſind ſchon, in Elend und Verzweiflung, dahin, und noch keine Erkenntnis!

„Mein lieber Vater!" ſchreibt er aus Silberberg am 31. Oktober 1836, „wenn ich dem obigen Dato fluchen ſollte, ſo wäre es mir wenigſtens zu verzeihen, und ich würde es thun, wenn ich nicht bedächte, daß der Tag, der mich vor drei Jahren in den Kerker warf, vielleicht eine Menge von Menſchen beglückte; mich hat er namenlos unglücklich gemacht, er hat mir Geſundheit und Lebensglück und — was noch ſchlimmer iſt — auch Lebensmut geraubt. Darum bitte ich Dich herzlich, laß Deinen Beſtrebungen, mir die Freiheit zu verſchaffen, nur noch einen letzten Verſuch folgen, und dann höre auf, Deine Zeit und Dein Gemüt mit einer Chimäre zu plagen, die ebenſo fabelhaft und monſtrös iſt wie die der Mythologie. Ich bin auf dem Wege, mir einen paſſiven Mut zu verſchaffen, deſſen Höhepunkt völlige Apathie ſein wird, und wenn dies Beſtreben für einen Menſchen, der im Genuſſe ſeiner Freiheit iſt, etwas Schreckliches und ſogar Sündliches enthält, ſo iſt es für einen

Gefangenen nicht allein zuträglich, sondern — wie ich glaube — mit der Moral völlig übereinstimmend, wenigstens für einen Gefangenen meiner Klasse.

„Um Dich aber in den Stand zu setzen, diesen letzten Versuch zu machen, so will ich Dir — so gut es geht — alle möglichen Materialien zusammengefaßt kurz angeben. Die Mecklenburger sind zu zwei Jahren verurteilt, aber in Preußen ist es anders. Gleich nach unserer Abführung nach Silberberg fragte Bohl bei seinem Verteidiger an: wie das Urteil wohl lauten könne, und erhielt zur Antwort: zwei von den Greifswaldern würden wahrscheinlich zum Tode verurteilt, er selbst zu dreißig Jahren, die andern zu fünfundzwanzig und fünfzehn. Die Jenenser sind nun vielleicht noch ärger inculpiert, und so komme ich zu dem Schlusse, daß ich wohl ihr Geschick teilen werde; übrigens bin ich vielleicht weniger, oder doch nur ebenso stark beteiligt wie die übrigen Mecklenburger. Fast perpetuierliche Sprecher in der Verbindung waren von der Hude in Lübeck und Frauch in Neu-Strelitz (ersterer ist, so viel ich weiß, g a r nicht bestraft, und der andere mit einem halben Jahr Arrest); im Vorstande haben viele gesessen, ich aber nicht . . . Unsere Absichten waren auf keinen bestimmten Staat gerichtet, sondern auf alle Staaten in Deutschland . . . Ich bin der einzige Ausländer in Preußen, der verhaftet ist, ohne in Preußen studiert zu haben . . . Sollte nun der neueste Bundestagsbeschluß in Anwendung gebracht werden, so habe ich keine Hoffnung zur Auslieferung, was aber wohl einen alten Rechtsgrundsatz umstoßen heißt, und was natürlich eine unüberwindliche Bitterkeit in meinem Herzen zurücklassen muß.

„ . . . Und nun noch einmal die Bitte; schlägt dieser Versuch fehl, so lass' es gehn, wie es geht, es wäre unrecht gegen Dich selbst und gegen die Schwestern gehandelt, wenn Du Deine Kräfte auf eine hoffnungslose Sache verwenden

wollteit und die, wenn sie gelänge, Dir nur einen Schatten von Deinem früheren Sohn zurückbringen würde.

„Schreib' mir Neuigkeiten fernerhin von unsrer Familie. Ich werde Dir darauf antworten, und Dein, sowie Ihr Andenken wird die einzige Freude für mich sein. Unser Erkenntnis wird hoffentlich künftiges Jahr erscheinen, da wird sich ja vieles lösen und aufklären. — Am siebenten kommenden Monats ist mein Geburtstag (der vierte im Gefängnis). Ich werde dann freundlich an Euch denken und an die vielen kleinen Beweise von Liebe, die ich in den Jahren der Kindheit von Euch erfuhr, die gewiß mehr wert sind als alle die schönen Versprechungen, die ich Dir an diesem Tage gemacht habe, und von denen so wenige verwirklicht sind."

In der That zeigt dieser herzbeklemmende Brief, daß der sechsundzwanzigjährige Jüngling, der ihn schrieb, von jenem Höhepunkte „völliger Apathie" damals nicht fern war. Doch wenn er sich verloren glaubte, war es zu verwundern? Nutzlos war und blieb, was der Vater für ihn versuchte. Dreimal verlangte die mecklenburgische Regierung seine Auslieferung, dreimal ward sie verweigert. Endlich kommt das Urteil, das königliche Kammergericht, den Sophismen seines Referenten folgend, erkennt auf Versuch des Hochverrats, [illegible] von 204 Angeklagten werden — zum Tode verurteilt: der Mecklenburger Fritz Reuter mit ihnen. Todesurteil, weil man die deutschen Farben trug und an zukünftige Aufstände dachte! Friedrich Wilhelm III. verändert die Strafe [illegible] Gewalt": vier dieser Unglücklichen [illegible], die andern dreißig Jahre in Festungs[illegible], unter diesen andern Fritz Reuter. Dreißig Jahre [illegible] Tod!

„Ihr müßt bald frei kommen", sagt ihnen zwar jeder[illegible] Verteidiger sagen es ihnen, die Gerichtspersonen, [illegible] „Ihr müßt ja bald frei kommen — appelliert nicht

— verſucht nicht zu entfliehen —: die Gnade des Königs!“ Falſche Hoffnungen, falſche Verheißungen; der König begnadigt ſie nicht. Von Feſtung zu Feſtung wird Fritz Reuter durch das Land geſchleppt, das kein Recht über ihn hat; im Februar 1837 von Silberberg — der geſchwächten Augen wegen — nach Glogau (wo ihn, den der Welt Entwöhnten, ſelbſt der Anblick eines Leichenwagens erfreut), ſechs Wochen ſpäter von Glogau nach Magdeburg, — widerrechtlich, ſtatt auf die Feſtung, ins Inquiſitoriat, und unter die Herrſchaft eines Kommandanten (des Grafen Hacke), der alles thut was er vermag, um dieſe unglücklichen, gebrochenen, zum Teil ſchon ergrauten Jünglinge durch erfinderiſche Härte, durch Entziehung von „Luft, Licht und Wärme“ (wie ſpäter durch eine behördliche Unterſuchung feſtgeſtellt ward) vollends zu verderben. Um ſeiner ſchwachen Augen willen hierher verſetzt, wird Reuter Bewohner einer Zelle, die nie ein direkter Lichtſtrahl treffen kann; Miasmen, ungenießbares Trinkwaſſer (alles dies ward bei jener Unterſuchung entdeckt und beglaubigt) thun das Ihre, das Lazarett fort und fort mit dieſen elenden Menſchen zu bevölkern. Endlich ſtirbt Graf Hacke, und Fritz Reuter iſt — mit dem „Kapteihn“ — der Erſte, den man aus dieſer Hölle entläßt. Inzwiſchen haben die Gnadengeſuche des Vaters und die Verwendung der mecklenburgiſchen Regierung wenigſtens ſo viel erwirkt, daß der König von Preußen ihn zu achtjähriger Feſtungshaft begnadigt. Aber noch erwartet ihn das Ärgſte: auf dem Transport nach Graudenz nochmals in die Berliner Hausvoigtei geſperrt, der ſcheußlichen Nichtswürdigkeit jenes — inzwiſchen zum Kriminaldirektor avancierten — „Onkel Dambach“ preisgegeben, muß er vier Nächte bei furchtbarer Kälte (es war im Februar 1838) in ungeheizter Zelle, hungernd, nur mit ſeinen Kleidern zugedeckt, auf dem nackten Fußboden den Schlaf ſuchen. Doch ſein feſter Körper überwindet auch das.

Die Erlösung aus dieser letzten Hölle rettet ihn vor Verzweiflung. Er kommt ins Fegefeuer, nach Graudenz; er kommt von neuem unter die niedere Wölbung einer Kasematte, aber unter die gelinde Hand eines menschlichen Kommandanten, und die besseren Zeiten seines Elends beginnen.

Wer hat nicht die tragikomischen, drolligen, von hineindichtendem Humor vergoldeten Geschichten aus diesem Graudenzer Jahr in der „Festungstid" gelesen! Wie, um wieder ein Bruchstück dieser verlorenen Jahre zu töten, von dieser bunten Leidensgenossenschaft unreifer Jugend geliebt, gemalt, gestritten, gekocht, gebuttert und entsagt wird; wie diese „Königsmörder" sich an unschuldigen Kindereien ergötzen, an Nichtigkeiten erhitzen, das Kleine groß nehmen, da vom Großen Schloß und Riegel sie trennt. Es waren einfache, unwichtige Menschen, mit denen Reuter hier hauste. Aber „in der dumpfen Gefangenenluft", sagt er in jener früheren hochdeutschen Schilderung dieser Zeit, „schießen Freundschaftskeime auf, wie grüne Triebe unter der Glasglocke". Mit wem sollte er denn leben, als mit ihnen? — Mit seiner Kunst, wird man agen: mit seiner Wissenschaft. Dem erwidert er, glaube ich, mit Recht: „Sehr gut kann ich mir denken, daß ein Mensch im Gefängnis es in allerlei Handfertigkeiten sehr weit bringen kann; aber nie und nimmer kommt aus einem Gefängnis ein Künstler heraus oder ein Gelehrter, der der Welt wirklich etwas bedeutet." Wo das Gemüt zwischen Verzweiflung und Stumpfsinn hin und hertaumelt, jede Anleitung fehlt, jede Ermutigung, jeder Lohn versagt ist, wird ein noch werdender Mensch nur zu leicht Weg und Willen verlieren. Fritz Reuter malte, aber er kam nicht vorwärts, denn niemand konnte ihm helfen. Er warf sich — schon damals an eine landwirtschaftliche Zukunft denkend — auf die Wirtschaftslehre und ihre Hilfswissenschaften; doch was konnte er in seiner Abgeschiedenheit von ihnen erfassen, als die graue Theorie.

Er erhielt endlich die Erlaubnis, ein paar „lütte nüdliche Jungs“ zu unterrichten; auch das war mehr Zeitvertreib als Gewinn. Sollte er ſich nun gar an der Jurisprudenz aufrichten, die er nur nach ſeines Vaters Willen auf ſich genommen hatte? Er führte zwar ſein Corpus juris, Höpfners Inſtitutionen, Thibauts Pandekten und andere gelehrte Herren mit ſich herum; aber welche Art von Nutzen er aus ihnen ſog, bekennt er mit Humor in der ſchon erwähnten „heiteren Epiſode aus einer traurigen Zeit“. „ . . . Ich warf mich aufs Bett“, erzählt er, „und las in Höpfners Kommentar; ein unſchätzbares Buch, welches mir in meiner Feſtungskarriere die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hat, nicht ſowohl durch bedeutende Förderung meiner juriſtiſchen Kenntniſſe, als ſeiner kalmierenden Wirkung wegen. Ich brauchte es ſtets nur in kleinen Doſen einzunehmen, um in ſelige Vergeſſenheit meiner Lage zu verſinken, und obgleich ich ſieben Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, habe ich das Quantum nicht ganz verbraucht und bin nur bis zur unvordenklichen Verjährung gelangt.“

Auch Gedichte zu machen fuhr er wohl fort; doch auf dieſem Wege konnte er ſeinen Dichterberuf nicht finden. Er war kein ſubjektiv lyriſches Talent; was er war, ahnte er damals nicht. Entwickelte er ſich ſchon von Hauſe aus, nach Mecklenburger Art, langſam und bedächtig, ſo nahm ihm nun das Schickſal vollends „Luft, Wärme und Licht“, und um lange Jahre ward ſein Wachstum betrogen. Es exiſtieren noch Lieder und Balladen aus dieſer und nächſter Zeit; warm empfunden, aber ohne poetiſche Originalität. Ich erwähne nur eins, 1839 in Graudenz gedichtet; ſchmerzliche Erinnerung des Gefangenen an ſein „Liebchen“, die „weite Welt“, das er einſt beſaß; der Sonnenſtrahl ſein Schmuck, der Wald ſein Gemach, der kühle Bach ſein Bett. Nun iſt er der Liebſten ſo fern:

Der Waſſerkrug iſt mein Pokal,
Das dumpfe Stroh mein Bett,
Der Kerker iſt mein Ritterſaal,
Mein Schmuck die ſchwere Kett'.

Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
Sich Blumen flicht ins Haar;
Wenn ſie in grüner Kleider Pracht
Verkünd't das neue Jahr,

Da hör' ich längſt entſchwundnen Sang,
Schreck' aus dem Schlaf empor,
Ich beiße in die Eiſenſtang'
Und rüttle an dem Thor.

Doch feſt iſt Gitter, feſt iſt Thür,
Vergebens iſt mein Mühn!
Der Sang, er iſt verhallet mir —
Ich ſink' aufs Lager hin.

Endlich, nach mehr als fünfeinhalb Jahren, endlich — noch nicht Befreiung — aber Auslieferung! Die perſönliche Fürbitte des Großherzogs von Mecklenburg, Paul Friedrich, bei ſeinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. hatte es endlich erreicht; mit dem Zuſatz freilich: begnadigen durfte der Großherzog ſeinen Unterthan nicht, das Begnadigungsrecht behielt der fremde König ſich vor. Doch Fritz Reuter kommt in die Heimat; auf der kleinen ſogenannten „Feſtung" Dömitz findet er (im Juni 1839) die ganze Gemütlichkeit ſeiner Landsleute, ein Zimmer ohne „eiſerne Gardinen," ein Kommandantenhaus mit „einem ganzen Neſt voll Töchter, eine immer ſchöner als die andere," nnd in dieſem Hauſe herzliche Gaſtfreundſchaft. Im September ward ihm auch geſtattet (noch exiſtiert die von dem faſt achtzigjährigen Kommandanten, Oberſtlieutenant von Bülow, mit ungleicher Hand geſchriebene „Ordre"), von 12 Uhr

mittags bis drei Uhr nachmittags „zum Essen nach der Stadt von der Festung heruntergehen zu dürfen;" und in einer Nachschrift setzte der menschenfreundliche alte Herr hinzu: „Bis auf weiteren Befehl soll dem Studiosus Reuter noch erlaubt sein, von drei bis fünf Uhr zum Baden gehen zu dürfen; um fünf Uhr muß er aber wieder an der Wache sein." Kurz, man that ihm alles zu gute, was geschehen konnte; es fehlte nichts, — als die Freiheit.

Ueber diese Zeit ist Reuter in seiner „Festungstid" kurz hinweggegangen, aus Dankbarkeit gegen jene Familie, bei der er „wie Kind im Hause" war, auf eine seiner fruchtbarsten humoristischen Aufgaben verzichtend. Ihm hätte, wie sein vertrautester Freund (in Erinnerung an Reuters mündliche, unerschöpflich ergötzliche Mitteilungen) versichert, die überaus originelle Gestalt des Kommandanten Stoff zu einem ganzen Buche geliefert. Ich füge hinzu: und wohl auch die Liebe zur Tochter des Kommandanten, die er in einer flüchtigen Andeutung der „Festungstid" erwähnt. Zu welcher von den fünf Töchtern, wüßte ich nicht zu sagen; wenn ich aber an die Adelheid zurückdenke, die ihm den Thee einschenkte, und wenn ich in den Julklapp-Versen, die Fritz Reuter für den Weihnachtsabend im Dömitzer Kommandantenhause machte (und die noch erhalten sind), Fräulein Emma als Hebe gefeiert, und am Schluß gleichsam eine schüchterne Geberde des Verschweigens finde, so bin ich versucht, mir das Meine zu denken. Diese Verse, nach der in Mecklenburg gebräuchlichen neckenden Art mit dem noch versiegelten Geschenk von Adresse zu Adresse weiterwandernd, bis endlich dem Letzten das Geschenk in den Händen bleibt, erzählen, als sie zu Fräulein Emma kommen, von den Göttern des Altertums, die in Fülle und Herrlichkeit lebten, bis sie ihren großen Bankerott machten und heruntergekamen:

Frau Venus aus Not ward 'ne Wäscherin;
Vulkan beschlägt jetzt die Pferde;

Apollo durchziehet jetzt her und hin
Mit dem Dudelkasten die Erde.

Der Kriegsgott Mars, als Volontair,
Bei den Preußen ist einrangieret;
Minerva führet die Schneider-Scheer',
Und Jupiter selber rasieret.

Von Allen hatt' Hebe mit freundlichem Sinn
Das herrlichste Los sich erkoren,
Sie ward auf der Erd' Kellermeisterin,
Da sie oben den Posten verloren.

Hier spendet sie reichlich den lieblichen Trank
Und erfreut die durstigen Gäste.
Drum freundliche Hebe empfange den Dank
Und tröste damit Dich aufs beste!

Denn böt' ich Dir mehr, so sagtest Du wohl:
„Ich danke schönstens, mein Bester!"
Drum biete, eh' solch eine Nas' ich mir hol',
Ich lieber das Päckchen der Schwester. —

Die Liebe eines neunundzwanzigjährigen Studenten, der noch Jahre lang sitzen soll, zu der Tochter seines Kommandanten! — — Doch endlich naht ihm die Freiheit. Friedrich Wilhelm III. stirbt, und sein Sohn, der ihm am 7. Juni 1840 folgt, erläßt eine allgemeine, vollständige Amnestie für jene politischen Opfer. Es ist Wahrheit; Fritz Reuter selber liest's in den Zeitungen; er liest, wie seine Freunde allerorten entlassen werden; — nur ihn, den Mecklenburger, hat man vergessen. Nach bittrer Pein schlägt endlich auch *seine* Stunde: der Großherzog Paul Friedrich, nachdem er vergebens gemahnt hat, giebt ihn frei auf seine eigene Hand. Acht Tage später erst kommt ein Brief des preußischen Justizministers Kamptz

an Reuters Vater, dem er darin meldet, sein Sohn werde nun auch bald heimkommen: da sitzen Sohn und Vater miteinander bei Tische.

Was nun? — Was nun? — Wunderbar ergreifend hat Fritz Reuter am Schluß der „Festungstid“ diese herzbeklemmende Rückkehr in die Freiheit geschildert, diesen langen, harten Kampf mit der Frage: „Was nun?“ „Sieben Jahre lagen hinter mir, sieben schwere Jahre, sie lagen mir schwer wie Zentner-Steine auf dem Herzen . . . Was sie mir etwa genützt haben, das lag tief unten im Herzen begraben unter Haß, Fluch und Grauen; ich mochte nicht daran rühren; es war, als sollte ich Gräber aufreißen und mit Totenknochen Spaß treiben . . . Was war ich? Was wußte ich? Was konnte ich? Nichts. Was hatte ich mit der Welt zu thun? Nichts, gar nichts. Die Welt war ihren alten, schiefen Gang ruhig weiter gegangen, ohne daß ich ihr gefehlt hatte; um ihretwillen konnte ich noch immer fort sitzen — und meinetwegen auch . . . Auf den Festungen hatten sie mich geknechtet; aber sie hatten mir ein Kleid gegeben, das feuerfarbne Kleid des grimmigen Hasses; nun hatten sie mir das ausgezogen, und ich stand nun da — frei! — aber auch splitterfadennackt, und so sollte ich nun hinein in die Welt.“

Doch zu alledem kam noch ein schweres, verhängnisvolles Unglück hinzu, das er dort nicht, und das er begreiflicherweise nirgends erwähnt: die traurige Krankheit, die ihm die sieben Festungsjahre mit auf den Weg gaben, um ihm Freiheit und Leben zu vergiften. Über diese Krankheit sind so verworrene, und oft so niedrige Anschauungen verbreitet, daß es mir, der ich Fritz Reuters Leben erzähle, als eine unausweichbare und heilige Pflicht erscheint, auch von ihr mit vollkommener Offenheit zu reden. Die edle, makellose Führung seines Lebens, seine dem schweren Schicksal abgerungenen weltfrohen Werke, seine eigene herzgewinnende Gestalt scheinen

aus ihm eine der wunderſamſten lyriſchen Geſtalten gemacht. Auch nur als Lyriker hat man ihn zu faſſen. Sein „Hyperion“ iſt eine Reihe lyriſcher Scenen, Bilder und Wallungen, nicht ein Roman; vergebens hat er im untergegangenen „Agis“, im unvollendeten „Tod des Empedokles“ ſich am Drama verſucht. Sein Geiſt hatte nur die eine Melodie, die in allen Wandlungen des Daſeins ihn beſeelte, die gewiſſermaßen ſein Leben und ſein Tod war: der vertrauteſte, der heilige Sänger der Natur zu ſein — oder, mit ſeinem eigenen tiefſinnigen, ſeelenvollen Wort (im „Empedokles“):

Der Prieſter, der lebendigen Geſang
Wie frohvergoſſnes Opferblut ihr brachte.

Fritz Reuter.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", sagt jenes Goethe'sche Wort. Für wen gilt es mehr, als für den Dichter des Dialekts? Schon sein Erscheinen bedeutet, daß die Eigenart, gleichsam die Persönlichkeit einer originellen Minderheit sich aussprechen will; daß irgend eine langverschwiegene, ungewußte, geheimnisvolle Wechselwirkung von Land und Volk, Natur- und Menschengeschichte, die still für sich gewaltet, nach Selbstvergegenwärtigung ringt. Als in Fritz Reuter das Auge zu sehn und der Geist aufzufassen begann, der diese originelle Volks-Persönlichkeit in sich vergegenwärtigen und aus sich nachformen sollte, lag Mecklenburg noch ungekannt, wie eine von der Flut zurückgelassene Muschel am Meeresstrande da; abgesondert nach außen, noch zwischen Mittelalter und Neuzeit geschichtslos dahinlebend, leicht zu regieren, schwer umzuformen, bald von Not gedrückt, bald von Segen getragen, immer aber eines alten Erbteils gewiß: des heiteren Lebenssinns, mit dem der Mecklenburger sich das Dasein erkämpft. Das Leben seiner Nachbarn ging ihn wenig an, er atmete durch seine beiden (ungleichen) Lungen Rostock und Wismar, und das nährende Blut in seinen Adern gewann er seinem Weizenboden und seinen Viehweiden ab. Denn die Landwirtschaft war — und ist — sein vornehmster Beruf. In seinem ebenen, nur hier und da sanft gehügelten Land, in dem er jede sichtbare Erhöhung einen „Berg" getauft hat, zwischen herrlichem Weizenland und elendem „Klas Hahn", zwischen brauner Haide und mächtigem Buchenwald, zwischen fett grü-

nenden Wieſen uud meilenweit blauenden Seen (mehr als dreihundert Seen zählt das kleine Land) lebte er ſein ackerbauendes Leben; der an die Scholle gebundene Tagelöhner, der Bauer auf ſeiner Hufe, der kleine Ackerbürger der Städte, der Pächter im „Domanium", der große Grundherr auf oft unabſehbaren Gütern mit vornehmen Herrenſitzen, alle derſelben innigen Gemeinſchaft mit der Mutter Erde ergeben. Eben dieſer Gemeinſchaft entwuchs ſeine beſondere Art. Es iſt etwas Erdiges in ihm; er grübelt nicht hoch hinauf und nicht weit hinaus; ſein „Wille zum Leben" wird ihm nicht leicht getrübt; es iſt ihm wohl in dem friſchen Schollengeruch, deſſen Kraft er atmet, unter dem luftigen Gewölbe, deſſen Glut oder deſſen Regen ſeine geliebte flache Erdſcheibe ernährt. Freilich kommt auch weniger Kultur zu ihm auf ſeinen Acker hinaus. Die Einſchränkung ſeines Daſeins hat ihn noch bedächtiger, ſchwerfälliger, formloſer als die andern Genoſſen der deutſchen Familie gemacht. Man könnte ſagen: wie das auskriechende Küchlein noch ein Stück Eierſchale, ſo trägt der Mecklenburger, auch wenn er zum Städter ward, noch etwas Ackerkrume mit ſich herum. Mehr treuherzig (oder bauernſchlau) als weltgewandt; mehr „mutterwitzig" als geiſtreich; mehr empfänglich als erfinderiſch; mehr geſellig als politiſch; mehr für gewohnten Genuß als für neues Erſchaffen; mehr tüchtig als groß.

Doch was iſt Größe? — Dieſer genügſame, lebensfrohe Ackerbauer hat einige Eigenſchaften, die, ſo oft die günſtige Stunde ſchlägt, die rechte Miſchung erfolgt, zur Größe werden. Der Mecklenburger iſt vielleicht der beſcheidenſte Menſchenſchlag auf dieſer Erde; beſcheiden, weil er ohne vordringende Eitelkeit, weil er einſichtig, gerecht iſt. Er hat eine kindlich warme, männlich treue Liebe zu ſeinem Beruf; eine Liebe, die der wunderbaren Unverdorbenheit ſeines Charakters entquillt. Er hat endlich noch eins, das ihm Tiefſinn, Kunſtgenie, leidenſchaftliche Thatkraft erſetzt, das ihm die Erde ſo

lieb und ihn auf der Erde ſo liebenswürdig macht: einen lachenden, herzlichen, goldenen Humor. Mit jenen andern Eigenſchaften konnte — unter preußiſcher Zucht — ein volkstümlicher Held wie Blücher, ein klaräugiger Schlachtendenker wie Moltke entſtehn; mit dieſer letzten gelang es der mecklenburgiſchen „Ackerkrume“, uns in Fritz Reuter den größten deutſchen Humoriſten des Jahrhunderts zu geben.

Die kleine Stadt Stavenhagen, in der Fritz Reuter am 7. November 1810 zur Welt kam, liegt in Mecklenburg-Schwerin, doch unweit der preußiſchen Grenze; vom Stavenhagener Kirchturm ſieht man nach Norden, Weſten und Oſten in pommerſches Land hinein. Dennoch wuchs der Knabe ganz in mecklenburgiſcher Luft, Geſinnung und Empfindung heran; denn die Welt des „Stemhäger Börgers“ ging damals kaum über das Weichbild der Stadt hinaus. Noch gab es keine Kunſtſtraßen, die ihn mit ſeinen Nachbarn verbanden; was man Wege nannte, waren lebensgefährliche Abwechſelungen von Berg, Thal und See; die langen Winter hindurch kam oder ging kaum ein Menſch. Man nahm das hin, denn es war ſo; man lebte um ſo mehr mit ſeinem Wandnachbar, ſeinem Gegenüber, ſeinem Geſinde, und das kleine Stückchen von der Welt, das man überblickte, ſog man denn auch mit Neugier und Anteil, mit Haß und Liebe ganz in ſich auf. Der Sturm der Befreiungskriege unterbrach dieſen Kleinſtädtertraum; das tapfere Mecklenburger Blut nahm und gab ſeinen Anteil an Not, Krieg und Sieg; dann erzählte man ſich Jahre lang von dem, was man erlebt hatte, und die Jungen auf der Straße ſpielten „Napoleon auf der Inſel Elba“ und „die Schlacht bei Leipzig“; dann ſank man wieder in den behaglichen Winterſchlaf des Provinzlebens zurück. Das ſonderbare Gemiſch von patriarchaliſchem Abſolutismus und Feudal-Ariſtokratie, das dieſen Winterſchlaf bewachte und zuweilen wie ein Alp, oder „Mort“, auf ihn niederdrückte, ertrug man mit ähnlichem

Gleichmut, wie man die ſchlechten Wege ertrug; noch hatte man nicht vom Baum der politiſchen Erkenntnis gegeſſen; und die Regierer waren Mecklenburger wie die Regierten, auch ſie waren der Regel nach gutmütige, gemütliche Tyrannen, auch ſie „nahmen es nicht ſo ſchwer“. Wie jener Roſtocker Nachtwächter, von dem Julius Wiggers in ſeinem Buch „Vierundvierzig Monate Unterſuchungshaft“ erzählt — der gegen einen polizeiwidrigen Raucher einzuſchreiten mit der Entſchuldigung ablehnte: „Seggt man wat, ſo is glik de Spittakel (der Lärm) in Gang“ — ſo war wohl ungefähr der Geiſt dieſer patriarchaliſchen Regierung überhaupt; gefördert durch den Charakter des regierenden Herrn, Friedrich Franz des Erſten, in dem alle liebenswürdigen Eigenſchaften des Mecklenburgers der abſolutiſtiſchen Denkart ſeiner Zeit das Gleichgewicht hielten.

Was war das Stavenhagen von damals? — Fritz Reuter hat es in ſeiner herzlich-anſchaulichen Art in „Schurr-Murr“ geſchildert. Die kleine Ackerbürger-Stadt, deren einzige „Romantik“ das alte Schloß auf dem Hügel, der Wohnſitz ſeines Paten, des unſterblich gewordenen Amtshauptmanns Weber, und unten auf dem Marktplatz der alte Pranger oder „Kaak“ mit ſeinem unheimlichen Halseiſenſchmuck und ſeinen ernſten Kettenguirlanden war; auf deren Kirchenplatz man noch in Fritz Reuters Knabenzeit die Toten begrub; eine Stadt ohne Konditor, ohne Stadtmuſikus, ohne „Königsſchüſſe“, nur von Zeit zu Zeit durch einen jüdiſchen Hauſierer, noch ſeltener durch einen Jahrmarkt belebt; eine Stadt, in deren „Becker-Schule“ man bis in die Fibel, in der „Küſter-Schule“ bis in den Katechismus, in der „Rektor-Schule“ bis in die Bibel und das mecklenburgiſche Geſangbuch kam: dieſe gute Stadt war vierzehn Jahre lang der Umkreis, in dem er „ward“. Doch mit was für Augen er — damals ein zartes, ein „knendlich“ Kind — ſeine Welt betrachtete, zeigt ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Ver-

ſuch, die Schilderung ſeiner Reiſe nach Braunſchweig. Als Reuters Vater, der Bürgermeiſter und Stadtrichter von Stavenhagen, eine dreiwöchentliche Reiſe ins Ausland unternahm, um — als aufſtrebender, thätiger Landwirt und Neuerer, der er war — ſich über dieſen und jenen Betrieb zu unterrichten, nahm er ſeinen zwölfjährigen Knaben unter der Bedingung mit, daß er auf alles wohl acht gebe und nach der Rückkehr ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen für den Amtshauptmann, ſeinen Paten, niederſchreibe. Die Bedingung ward erfüllt; er ſchrieb ein kleines Buch mit höchſt ſauberer großer, weitläufiger Schrift, und der zwölfjährige Knabe zeigt ſchon in ſeiner ſicheren Beobachtung, ſeinem treffenden Ausdruck, ſeinem neckiſchen Humor den zukünftigen Mann. Dieſe Entwickelung zu fördern, waren die Elemente in ſeiner nächſten Umgebung nicht ungünſtig gemiſcht. Die Mutter zwar kränkelte, ſo lange ſie noch lebte, in Folge einer ſchweren Krankheit gelähmt; „ich habe ſie nicht anders gekannt“, ſagt er in der „Franzoſentid“, „als daß ſie in ihren guten Zeiten auf einem Stuhl ſaß und nähte, ſo fleißig, ſo fleißig, als wären ihre armen ſchwachen Hände geſund, und daß ſie in ihren ſchlimmen Zeiten zu Bett lag und unter Schmerzen Bücher (erbauende und poetiſche Bücher) las“. Doch ſie hatte „einen ſehr beweglichen Geiſt und eine lebendige Phantaſie“; ſie begeiſterte ihren Knaben früh für die großen Dichter deutſcher Nation; — und aus dieſen ſeinen eigenen Mitteilungen muß man vermuten, daß ihm durch der Mutter Blut hindurch ſeine dichteriſche Begabung zufloß: denn vom Vater hat er nur Intelligenz und Charakter erben können. Nicht aus dem Blut, aber aus der geiſtigen Einwirkung kam dem Knaben viel vom „Onkel Herſe“ zu, in deſſen buntſcheckiger und kindlich ausſchweifender Phantaſie etwas von der poetiſchen Lebenskraft ſpukte, die in dem Bürgermeiſterſohn Fleiſch und Blut werden ſollte. Die „embryoniſche Genialität“ dieſes Rats-

herrn Herſe — der übrigens nur ein ſogenannter Onkel war — lernt man nicht aus der „Franzoſentid“, aber aus „Meine Vaterſtadt Stavenhagen“ kennen. Denkt man ſich den hohen, breiten, mächtig ausgepolſterten Mann, der eigentlich ein altes Kind iſt; der denn auch von ganzem Herzen, als Allerweltsonkel, mit den Kindern lebt, ſie die herrlichſten Spiele lehrt, ihnen die Drachen bemalt und über dieſe aufſteigenden „Meduſengeſichter“ ebenſo glücklich iſt wie das kleine Volk; der alles weiß, alles kann, in dem die Kleinen blättern wie in ihrem Konverſations-Lexikon; der ſeinen Zöglingen — Fritz darunter — die orthographiſche Stunde zur liebſten macht, weil er ihnen zu Gefallen Dichter wird und einen vollſtändigen Roman erfindet und diktiert; der ſie bei ſich daheim ſeiner alten Violine, im Wald dem Vogelgeſang horchen, ihn nachempfinden, ihn ausdeuten lehrt: denkt man ſich dieſen „Onkel Herſe“, ſo fühlt man, wie viel Fritz Reuter von dem Mann empfangen hat. „Hürt Ji woll, Jungs, ſagte er, wenn er uns auf den Schnepfenfang mitnahm, und der Krammetsvogel beim Sonnenuntergang luſtig in den Äſten der Bäume umherſprang und ſein abgebrochenes Liedlein in den dunſtigen Herbſtabend herniederſang, — ſei ropen mi ordnlich. Hürt Ji woll: Ratsherr Herſ' — kumm hir her! — kumm hir her! — Scheit mi dod! — Ick bün hir — wo's Griſchow? — Wo's Griſchow? Scheit mi dod!“ — Wem, wenn er Fritz Reuter dies erzählen hört, fällt nicht der Dichter des Hanne Nüte ein; und wer denkt nicht den ſtillen, verborgenen Waſſern nach, die aus „der Jugend Land“ auf den Acker unſerer Erntejahre fließen.

Aus ganz anderem Holz war Reuters Vater geſchnitzt; ein ernſter, ſtrenger, raſtloſer, charaktervoller, doch höchſt unkindlicher Menſch; zum Beamten und Verwalter geboren (von 1805 bis 1845 hat er Stavenhagen regiert), in ſeiner nicht unbedeutenden Feldwirtſchaft unternehmend wie wenige im Lande, der erſte, der in Mecklenburg die bairiſche Bierbrauerei ein-

führte, der erste, der „Handelsgewächse“ zu bauen versuchte, und in den furchtbaren Not- und Armutsjahren, die den Kriegsjahren folgten, so sehr der Fürsorger für alle, daß, wie der Sohn erzählt, „in jenen gedrückten Zeiten in meiner Vaterstadt keine eigentliche Armut zu finden war.“ Ihm lag denn auch vor allem am Herzen, seinen einzigen Sohn früh mit allen nützlichen Kenntnissen auszurüsten und zum Charakter zu bilden; für diese Erziehungszwecke ward weder Zeit, Geld, noch Mühe gespart. Aber er war offenbar den Musen und Grazien so fremd, wie der Vater eines Poeten selten gewesen sein wird; er hat offenbar die Eigenart seines Sohnes nie verstanden, er hat sie bekämpft und gehemmt. Nur ein gewisses Talent zum Zeichnen sagt der Sohn ihm nach; unter Riepenhausens Leitung hatte er in Göttingen tüchtige Kreidestudien gemacht. Dagegen hat er nach Fritz Reuters Meinung in seinem ganzen Leben keinen Roman gelesen; und vor allem war ihm die heitere, lebensfrohe Mecklenburger Art, der Humor seines Stammes versagt. Jedes ungewöhnliche, neue Vergnügen, das an den Knaben herantrat, die erste Tanzstunde, der erste „Maskenball“, der Besuch des Schauspiels oder der „Kemedi“ im Rathaussaal, mußte dem heftigen Widerstreben des Vaters von der Mutter oder der Tante Christiane abgerungen werden; man appellierte an das Gutachten des alten Amtshauptmanns Weber, und diesem alltäglichen Gast in der behaglichen „Theestunde“ fiel dann nicht selten die Entscheidung zu.

Fritz Reuter wuchs im Elternhause mit seiner Schwester Lisette und zwei Vettern (Ernst und August) auf; eine unverheiratete Schwester der Mutter, Tante Christiane, half das Hauswesen leiten und die Kinder erziehen. Von jenen öffentlichen sogenannten „Schulen“ blieben Fritz und seine Gefährten fern; der Vater ließ sie zu Hause unterrichten, und mehr als ein Dutzend der „allerverschiedensten Lehrerkräfte, die Staven-

hagen aufzuweiſen hatte", ward nach und nach auf dieſem ſchwierigen Verſuchsfelde verbraucht. Von ſeiner Mutter hatte der Knabe Leſen und Schreiben gelernt; dann kam er in das Fegefeuer einer Mädchenſchule, bei Mamſell Schmidt, er der einzige Junge, „Eule unter Krähen", wie er ſelber erzählt, und mit ſeinem „noch ſehr ſchwächlichen Mannesmut" unter dieſen „kleinen gebildeten Megären", die ihn beſtändig ſchurigelten und befehdeten, ein unglücklicher Menſch. Eine Weile ließ man ihn dann von einem Schneidergeſellen, der ſieben Jahre in Paris gearbeitet hatte, ein etwas verunreintes Franzöſiſch lernen, bis dieſer Meiſter Geſelle von einem wirklichen Franzoſen, dem Uhrmacher Droz aus Neufchatel, abgelöſt ward, den jeder Leſer der „Franzoſentid" kennt. Geſchichte und Lateiniſch brachten ihm der Apotheker Fritz Sparmann, der Student Julius Caſpar, der Rektor Schäfer (ein ſächſiſches Original) bei; der Geographie nahm ſich der Vater ſelber an, noch abends nach Tiſche, nach allen Mühen ſeiner raſtloſen Tage; für Schönſchreiben, Orthographie, Rechnen und Zeichnen trat der gutmütig hilfreiche Onkel Herſe ein, der, als ein eifriger Maler in Aquarell, Gouache, Öl und Email, die Knaben vermutlich auch gleich zum Malen verführt hätte, wäre nicht der Vater mit ſeinem Veto zur Hand geweſen. „Erſt gehen und nachher tanzen, war ſeine Meinung (erzählt Fritz Reuter), und als ich ihm einmal einen in Rotſtift und ſchwarzer Kreide nach meiner Meinung ſehr ſchön ausgeführten Hund brachte und ſeiner Bewunderung ſchon gewiß war, fing er auf eine ſchreckliche Weiſe an, mit einem ſchwarzen Stifte in meine rote Couleur hinein zu arbeiten, ſo daß von dieſer nichts mehr zu ſehen, dafür aber auch die Zeichnung korrekt war — wie er ſagte."

Endlich ſchloß mit dieſem bunten Durch- und Nacheinander von Lehrmeiſtern die Kinderzeit; ein ſalarierter candidatus theologiae ward als Lehrer ins Haus genommen, eine

ſtrenge Disciplin begann, und „mit ſtarken Schritten ging es ins ernſte Leben hinein“. Fritz Reuter war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als die Mutter ſtarb, die er innig liebte. Schon ein Jahr vorher, 1824, hatte ſich der Vater entſchloſſen, ihn aus der häuslichen Erziehung weg auf das Gymnaſium der kleinen Stadt Friedland zu ſchicken, die in Mecklenburg-Strelitz an der pommerſchen Grenze liegt. Mehr als drei Jahre ſollte er hier verleben; aus ſeiner Jugend die unbedeutendſte und wohl auch unfroheſte Zeit. Nie und nirgends erwähnt er ihrer mit einem gemütlichen Wort; er klagt nur einmal über das geiſtloſe Auswendiglernen von Regeln, mit dem man ihm auf der Friedländer Schule die franzöſiſche Sprache zu verleiden ſuchte. Auch klingt, bei allem Humor, wohl noch etwas „Ach und Weh“ aus jener Zeit in der lebendigen Schilderung des Schullebens in „Dörchläuchting“ nach, mit all ſeiner Luſt und mit all ſeiner Roheit, die der vierzehnjährige Knabe nun erſt kennen lernte. Er war überdies — den meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen gleich — „nie ein ſehr eifriger Beſucher der Schule“, wie er in „Meine Vaterſtadt Stavenhagen“ bekennt; und dieſes Unbehagen hat auch ihn bis in den Schlaf ſeiner ſpäten Jahre verfolgt: in böſen Träumen „hatte er ſich entweder nicht präpariert, oder irgend einer ſeiner vielen Lehrer hielt ihm ein ſchrecklich rot perluſtriertes Exercitium unter die Naſe, das er ihm dann ſchließlich um die Ohren ſchlug.“

Nur von einer glücklichen, feſtlichen Epiſode aus dieſer Friedländer Zeit weiß ich zu ſagen; von einer Fußwanderung nach der Inſel Rügen, die er viele Jahre ſpäter, 1867, im „halben Mond“ zu Eiſenach, vor einer befreundeten Geſellſchaft in einem ſchriftlichen, launigen Vortrag beſchrieben hat. „Ich hatte“, erzählt er darin (das Ganze mitzuteilen, dazu iſt es zu harmlos), „ich hatte meinem Vater einmal eine ziemlich gute Zenſur vom Gymnaſium zuſenden können — was überall

bei jedem Gymnaſiaſten ſehr wünſchenswert ſein ſoll, bei mir es aber in Wirklichkeit ſehr war — da griff dieſer mein Vater in ſeine väterliche Taſche, holte drei Friedrichsd'or hervor und ſandte ſie mir mit dem Bedeuten, ich könne dafür eine Reiſe nach Rügen machen. Wer da weiß, welche Bedeutung das Wort „Rügen" in der Phantaſie einer mecklenburgiſchen oder pommerſchen Gymnaſiaſten-Seele zu der damaligen Zeit hatte, kann ſich denken, wie ſehr ich von wahren Freunden beglückwünſcht und von unwahren beneidet wurde. Denn leider iſt es ſchon in den erſten Lebensjahren ſo wie in den letzten: man muß dieſen Unterſchied ſchon machen." Er zog denn alſo aus, bald in guter, bald in ſchlechter Geſellſchaft, die er in ſeiner Unſchuld nicht durchſchaut; „rollt als roſenrote Caroline über das grüne Billardtuch der unabſehbaren Ebene von Schwediſch-Pommern", kommt über Stralſund nach Rügen, landet, und ſteht nun auf der Inſel, „der ſchönen Inſel, dem Ziel meiner heißen Wünſche". „Aber was nun? Ging ich rechts an der Oſtküſte entlang, dann hatte ich alles Schöne wie auf dem Präſentierteller: Bergen, Putbus, die Granitz, Saßnitz, und am Ende die Krone von Rügen, die Stubbenkammer; auf der Weſtſeite, links, hatte ich verhältnismäßig langweilige Gegenden; da ich nun aber von Kindheit an ein ſehr verſtändiger Junge geweſen bin und ſtets beim Butterbrot die ſchwach beſchmierten Stellen zuerſt und zuletzt erſt die fetten Biſſen verzehrt habe, ſo ſchlug ich den Weg links zur Weſtküſte ein. — Ja, die Gegend war nur ſchwach; gut und ſehr gut wohl für die Mark Brandenburg, für Rügen und meine Sehnſucht aber nur ſchwach, es war trocken Brot, und das bißchen durchſichtige Butter, was darüber geſchmiert war, war das durchſichtige, blaue Meer zu meiner Linken."

So wandert er denn allein dahin, den Butterſtellen entgegen, und endlich an der ſchönſten Stelle erlebt er „einen Vorgeſchmack der Zukunft": er macht ſein erſtes Gedicht. Schon

in Stavenhagen hatte er einen, aber, wie er (in „Meine Vaterstadt Stavenhagen") versichert, nur einen Versuch gewagt, seinem einzigen ortsanwesenden Vorbild nachzueifern, der Frau Tiedten, die er „den ersten Dichter von Stavenhagen" nennt: „er war Schneiderwitwe und Nähterin, und wenn er dichtete, nähte sie, und wenn sie nähete, dichtete er". Doch da jener Versuch verunglückte und er wahrnahm, daß „das Dichten eine wahre Pferdearbeit sei", so genügte ihm, daß er auf der kleinen Bühne im Rathaussaal den „armen Poeten" spielen sah, um, unter furchtbarer Rührung („ich habe geweint, als wenn mir Vater und Mutter gestorben wäre"), von einer so kummervollen Laufbahn aufs eindringlichste abgeschreckt zu werden. Nun aber steht er mitten auf Rügen, überschaut „das lieblichste Ländchen in Sommermorgen-Pracht, umgürtet vom sonnenbeglänzten Meer, in unendlicher Mannigfaltigkeit durch seine Buchten und Bodden und Wyken"; es übermannt ihn, er dichtet. Was für ein Gedicht? — Es existiert nicht mehr; es ist untergegangen: „1833 hat es die Untersuchungskommission auf der Hausvoigtei, wie so manches Andre, aufgefressen. Es war ein sehr bedeutendes Gedicht; es hatte nur für die Leser einen kleinen Fehler, es litt an Überschwänglichkeiten; für den Leser gewiß ein Fehler, für den Poeten nicht".

Doch kehren wir mit dem beginnenden Poeten nach Friedland und zu seinen Studien zurück; Studien, die schon damals den inneren Konflikt zwischen Vater und Sohn erzeugen sollten, der seitdem bis an des Alten Tod als dritter Mann zwischen ihnen einherging. Mehr als die andern „Wissenschaften" hatte Reuter in Friedland Geschichte, Geographie und Mathematik, mehr als diese sein besonders geliebtes Zeichnen betrieben; er rückte auf der Klassen-Leiter langsam vor, er glaubte sich zum Maler berufen und wünschte, die Gelehrtenschule mit der Kunstschule zu vertauschen. Hier stieß sein harter Kopf auf den härteren des Vaters, der an seiner Begabung zweifeln

mochte (und allerdings wohl mit Recht), und der vor allem seinen Plan durchsetzen wollte, den einzigen Sohn auch als Rechtsgelehrten, gleichsam als Fortsetzung seines eigenen Ich, auf Erden thätig zu sehn. Die gelehrte Laufbahn ward also fortgesetzt; doch nicht mehr in Friedland, das damals zwei seiner besten Lehrer verlor, sondern in Parchim, eine der Mittelstädte von Mecklenburg-Schwerin, deren neu geschaffenes Gymnasium eben jene Beiden — den Konrektor Gesellius und den nachmaligen Direktor Zehlicke — an sich zog und die übrigen Schulen des Landes zu überflügeln versuchte.

Ein harter Zwang sollte den Zweck dieser „Versetzung" fördern helfen: der Unterricht im Zeichnen ward dem Sohn hier versagt, er sollte sich einzig auf die hohe Schule vorbereiten. Dennoch war Reuter hier glücklich; in einem späteren Brief an seinen Freund Fritz Peters nennt er die Jahre, die er in Parchim verlebte, den „schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit". Bei seinen Lehrern fand er Anregung und Wohlwollen; im Hause seines Pensionsvaters, des Direktors Zehlicke, wie in dem des Konrektors Gesellius, herzliches Familienleben und dauernde Freundschaft; endlich am runden Theetisch der „Frau Hofrätin" seine Adelheid. Er war im beginnenden Jünglingsalter, als er nach Parchim kam; die Natur konnte also von ihm verlangen, daß er sich verliebte. Doch in jenen Jahren wendet sich unser Herz, vom elementaren Frühlingswind getrieben und mit seinen wächsernen Flügeln ein steuerloser Ikarus, mehr an die Gattung als an das einzelne Ich; und die neuen Gefühle, die wir erleben, sind für die Geschichte unsrer Seele wichtiger als der Magnet, der sie in uns erregte. Eine Jugendliebe dieser Art war offenbar auch die „Flamme", die des Hofrats Töchterlein in Fritz Reuter entzündete, indem sie ihm Thee einschenkte; sie hieß Adelheid, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau. Wenige zerstreute Andeutungen in der „Festungstid", im „gräflichen Geburtstag" zielen darauf

hin: wenn er erzählt, daß er „auch einmal eine schöne blaue Schleife von einem schönen blonden Kopf unter der Weste trug"; daß er zur Zeit seiner ersten Liebe den Mond „vielfach kultivierte, ja sogar mit sentimentalen Gedichten inkommodierte". In dem hochdeutschen Vorläufer der „Festungstid", der (1855) in Fritz Reuters „Unterhaltungsblatt" erschien: „eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit", bekennt er seinem Kameraden, dem „Kapitän": „Ich habe, wenn auch ohne viel Glück, doch schon Versuche in der Liebe gemacht. Auf der Schule zumal . . ." Und später: „Ich habe einmal einen guten Freund gehabt, den ich beinahe so gut kenne, wie mich selbst, — ich sage dir — das arme Geschöpf hat einmal in einer Nacht, so um diese Zeit des Jahres [Winter] herum, unter Sturm und Regen in vollem Ballstaat mit schwarzen baumwollenen Strümpfen und einem Opernglucker, in den dornigen Zweigen eines jungen Pflaumenbaumes drei Stunden lang gesessen, bloß um sich aus einer Entfernung von zweihundert Ruten an dem Nachtlichte aus dem Fenster seiner Geliebten satt zu sehen." Indes die humoristischen Verzierungen, mit denen er dieses nächtliche Abenteuer seines eigenen Ich in der „Festungstid" (S. 244) weiter ausgeführt hat, und die handgreiflichen Widersprüche zwischen beiden Berichten bestätigen, was sich ohnehin bei jeder sorgfältigen Untersuchung seiner Schriften ergiebt: daß er, mit dem Recht des humoristischen Erzählers, in seinen Rückblicken fast immer Dichtung und Wahrheit mischt. Und so bleibt nur unzweifelhaft bestehn: er liebte sie, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau.

Auch nachdem er die Schule verlassen und die Schwelle der Rostocker Universität überschritten hatte, fuhr er freilich noch fort, sich an dieser Flamme zu wärmen; zwei Musen halfen ihm: denn auch die heimlich fortbetriebene „schwarze Kunst" des Zeichnens zauberte ihm die entfernte Geliebte

wenigſtens aufs Papier. Julius Wiggers, mit dem er ſich damals befreundete, beſitzt noch ein Bildnis von ihr in ſchwarzer Kreide, das der junge Student aus dem Gedächtnis zeichnete und bei ſeinem Abgang von Roſtock ihm als Andenken zurückließ. Hierher, an die Landes-Univerſität, hatte ihn der Wille des Vaters im Herbſt 1831 geſchickt; hier begann er, als ſchon faſt einundzwanzigjähriger „Fuchs“, das ihm aufgenötigte Studium der Rechtswiſſenſchaft. „Die Seeſtadt Roſtock“, erzählt er ſelbſt (am Anfang der „Reiſ' nah Konſtantinopel“), „iſt der ‚Up- und Dal-Sprung‘ für jeden richtigen Mecklenburger. Auch mein Aufſprung iſt ſie einmal geweſen, als ich von den großen Schulen eine Sproſſe höher auf die Univerſität hüpfte; doch das iſt ſchon lange her, und wir wiſſen uns nicht mehr recht darauf zu beſinnen, vor allem nicht auf Profeſſor Elvers' Inſtitutionen. Aber das weiß ich noch, daß wir Studenten ein kreuzfideles Leben führten, daß wir uns bei nachtſchlafender Zeit mit den „Krebſen“ herumjagten, dieſen alten braven ſtädtiſchen Kriegsknechten, und daß wir Fenſter einwarfen. Wir löſten die große ſociale Frage und ſtifteten eine „Allgemeinheit“ unter uns, die die Konſtantiſten und Vandalen ſchändlicherweiſe die „Gemeinheit“ nannten. Wir löſten noch andere ſehr wichtige Fragen, wenn wir in unſern „Kränzchen“ beiſammenſaßen, zum Beiſpiel auf meiner Stube die wichtige Frage: „Was iſt die Ehre?“ wurden aber nicht ſo bald darüber ſchlüſſig, wie Sir John; aber mir zogen ſie dabei einen Backzahn aus, denn als meine allgemeinen Freunde von mir gingen, hatte ich als Fuchs „die Ehre“, die Zeche zu bezahlen.“

Schon nach einem Semeſter verließ er Roſtock, um nach Jena zu gehen; an dieſen Sitz der jugendlich vaterländiſchen Gefühle, der burſchenſchaftlichen Gährung, die für Fritz Reuters Leben ſo verhängnisvoll ward. Will man die edle Tollheit dieſer Studenten-Verſchwörung und die vernunftloſe Wut

ihrer Verfolger verstehn, so vergegenwärtige man sich den verbitternden, blutvergiftenden Übergangs-Charakter der Zeit: da die deutsche Jugend zugleich gegen die Misere des vielköpfigen deutschen Bundes und gegen den überlebten Absolutismus der deutschen Großmächte, der Absolutismus aber — mit der argwöhnischen Reizbarkeit eines greisenhaften Herrschers — um sein Dasein kämpfte. Die „allgemeine deutsche Burschenschaft", aufgekeimt aus dem vaterländischen Idealismus, den der große Befreiungskrieg ausgesäet hatte, auf dem Wartburgfest 1817 als fester Organismus begründet, nach der Ermordung Kotzebues durch einen ehemaligen Burschenschafter feierlich unterdrückt, heimlich fortwuchernd allen Verboten zum Trotz, bis sie sich endlich 1827 wieder neu zu organisieren, sich neue Ziele aufzurichten begann, war, als Fritz Reuter um Ostern 1832 nach Jena kam, schon auf die Höhe ihrer politischen Entwickelung gelangt; und allerdings muß man sagen, daß ihrer idealen Gesinnung ein hochroter Tropfen revolutionären Blutes beigemischt war. Auf den „Burschentagen" von 1827 an hatte die unternehmendere Partei der Germanen gegen die friedlichere der Arminen gekämpft und den Sieg gewonnen; auf dem Frankfurter Burschentag im September 1831 hatte sie diesen Sieg formuliert. Es galt bisher als Tendenz der Burschenschaft: „Vorbereitung zur Herbeiführung eines freien und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittelst sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule"; nach langer Beratung war in Frankfurt der verhängnisvolle Zusatz beschlossen worden: „Im Falle eines Aufstandes solle unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und sei deshalb zur Teilnahme an Volksaufständen gehalten, die zur Erreichung desselben führen könnten."

In diese gährende Jugend trat nun Fritz Reuter ein;

jung wie ſie, mit ſeinem warmen Drang nach Begeiſterung und Befreiung, mit ſeiner kernigen, ausgeturnten Geſtalt; man wird ſich nicht verwundern, daß er ſich zu den Unternehmenden geſellte. Im Januar 1832 hatte zwar ein Feſt, das man durchziehenden polniſchen Flüchtlingen (darunter Dombrowski) gab, die Arminen und die Germanen noch einmal mit einander verſöhnt; ſie ſaßen und tranken wieder beiſammen in dem alten Burſchenhaus, dem „Burgkeller“, und gaben gemeinſam dem alten Dichterfürſten, Goethe, zur Weimarer Fürſtengruft das letzte Geleit. Indeſſen die politiſche Erregung der jungen Köpfe ward von außen — von unten und von oben — genährt. Das Hambacher Feſt am 27. Mai 1832, auf dem man die „vereinigten Freiſtaaten Deutſchlands“ und das „conföderirte republikaniſche Europa“ mit Hochrufen begrüßte, riefen neuen Unwillen der Regierungen und ſchon am 28. Juni reaktionäre Bundesbeſchlüſſe hervor. Sollte man dieſe Bedrückung ruhig ertragen, und mit den ſanftblütigen Arminen ſich am Kopfſchütteln, Singen, Collegienhören und „ſittlicher Ausbildung“ ein Genüge thun? Mit dieſen „Gemütlichen“, auf die das Spottlied gedichtet war:

'S giebt nichts Gemütlicher's
Als die Gemütlichkeit!
Kneipen und Singen
In ſtiller Zufriedenheit,
Kneipen und Singen
Fern von den Klingen,
Das iſt geſcheit!

Die Verbrüderung war unhaltbar; im Sommer 1832 brach der Krieg zwiſchen Germanen und Arminen wieder aus. Die Germanen wanderten vom „Burgkeller“ in den „Fürſtenkeller“ aus, und Fritz Reuter mit ihnen.

Daß dieſes unruhige Treiben, aus politiſcher Erhitzung

und ſtudentiſcher Kraftlaune gemiſcht, dem Studium der Rechtswiſſenſchaft nicht zu gute kam, ſagt Jeder ſich ſelbſt. Zwar gehörte Fritz Reuter nicht zu den Feuerköpfen, nicht zu den Eiferern; nie ward er (wie er ſpäter aus der Gefangenſchaft an ſeinen Vater ſchrieb) von ſeinen Genoſſen mit einer politiſchen Miſſion betraut, nie hat er dergleichen „privatim ausgerichtet". Sein mecklenburgiſches Temperament, ſein gemütlicher Humor ſtellten ihn zu denen, die über dem Burſchen-Haß die Burſchen-Luſt nicht vergaßen. Ein Jenenſer Student, ſagt er ſpäter (in der „Feſtungstid") in ſeiner heiteren Selbſtverſpottung, war für die menſchliche Geſellſchaft „en ſihr unverdanlichen Happen"; er ſchildert ſich (in der Vorrede zur Reiſ' nah Belligen) als „einen mageren, lang aufgeſchoſſenen Burſchen mit langem Halſe und langem Haar (wobei man freilich dem langen Hals die humoriſtiſche Verlängerung wieder abziehen muß), bedeckt mit einer ſchwarz-rot-gold verbrämten Mütze; in der Hand trug er einen Ziegenhainer und hatte in ſeinem Weſen etwas Antediluvianiſches, jetzt Untergegangenes". Doch dieſer noch magere, noch vorſündflutliche Kraftmenſch war jeder Luſt gewachſen: auf der Menſur (denn die Germanen waren eifrige Duellanten), auf dem Markt, wo ſie mit ihren Stoßdegen fochten, als wären ſie da zu Hans, beim Bier und beim Geſang. Es exiſtiert eine „Ballade", die er dem bekannten alten Bierſchenken „Samiel" auf der Rudelsburg zu Liebe dichtete und dort ins Fremdenbuch ſchrieb; jugendlich unfertig als Gedicht, aber durch ihre humoriſtiſche Spitze und durch ihr Schickſal der Erwähnung wert. „Der Burggeiſt auf der Rudelsburg" war ſie betitelt: ein wilder Ritter hat dort vor Zeiten gehauſt, allen Menſchen feind; aus Neid auf ſeinen Schenken und deſſen ſtattlichen Bart, mit dem ſeine eigene Oberlippe ſich nicht meſſen kann, ſtößt er ihm ſein Schwert durch den Leib. Da richtet noch einmal der ſterbende Schenke ſich auf:

„Du haſt mich zwar getötet in ſchnödem Übermut,
Doch nimmer wirds Dir gehen auf Erden wieder gut;
Du wirſt Dich nicht mehr freuen am wilden Schlachtgeſchrei,
Es ſteht ein krankes Jahr nur zu leben Dir noch frei.

„Und wenn Du dann geſtorben, ſo eilt Dein Geiſt nicht fort,
Der ſtolze Ritter bleibet als Schenk an dieſem Ort.
Vom Bier, das Du getrunken, trinkſt Du dann nimmermehr,
Es trinken die Studenten dann Deine Fäſſer leer.

„Und dieſen mußt Du dienen und hören auf ihr Wort,
So lange Schenke bleiben, als dauert dieſer Ort.
Zur Warnung aller Herren, die ſtolz wie Du und hart,
Sollſt Samiel Du heißen und tragen einen Bart.“

Ich hab' Euch jetzt erzählet die Mär ſo wunderbar;
Ihr könnt ſie ſicher glauben, ſie iſt gewißlich wahr.
Wer ſie von Euch nicht glaubet, der ruf nur „Samiel!“
Dann kommt er mit dem Humpen und mit dem Bart zur Stell.

Dieſe Ballade iſt im „Gedenkbuch der Rudelsburg“ (herausgegeben von J. Stangenberger) abgedruckt; nach Fritz Reuters Tode ſuchte die Witwe das Buch unter ſeinen Papieren, doch da ſie es nicht fand, übernahm der Sohn eines Freundes, auf der Rudelsburg ſelber nachzuforſchen. Auch dort fand ſich das Gedenkbuch nicht; die alten Fremdenbücher waren längſt verbrannt. Aber Samiels Tochter, die jetzige Wirtin der Rudelsburg, half aus dieſer Not. Sie wußte die Ballade noch auswendig; ſie diktierte ſie dem jungen Mann, und vollkommen getreu, wie das nun aufgefundene Gedenkbuch beweiſt.

Singende, dichtende, ahnungsloſe Jugend! —. Der in Wahrheit ungefährliche Zorn und Trotz, mit dem dieſe lebensfrohen Jünglinge ihre Lieder gegen die Fürſten ſangen, ihre Umwälzungsgedanken beſprachen, ihre Widerſacher unter den Commilitonen mit Schlägern und Ziegenhainern zu widerlegen

ſuchten, — er ſollte furchtbar empfinden, wie ernſt der Kampf politiſcher Mächte iſt. Ein blutiges Vorſpiel, das ſie ſelber unter einander aufführten, ſchien zwar der ganzen „Verſchwörung“, und mit ihr der Gefahr, ſchon ein Ende zu machen. Die Reibungen zwiſchen Germanen und Arminen arteten im Januar 1833 in wilde, erbitterte Schlägereien aus; ein ſtarkes Militärkommando der weimariſchen „Laubfröſche“ rückte in Jena ein, man verhaftete, relegierte, gab ſcharfe Verbote aus: das Führen von Stockdegen und anderen Waffen, das Beherbergen fremder Studenten, das Tragen von Farbenbändern und Kokarden außer den Landesfarben, endlich ſtudentiſche Vereine mit politiſchen Tendenzen ſeien nicht länger zu dulden. Die Germanen wie die Arminen löſten ſich auf. Fritz Reuter „trat freiwillig aus“, wie er ſpäter ſchreibt, entwich im Februar in das nahe Städtchen Camburg im Herzogtum Sachſen-Meiningen, und kehrte im Frühling 1833 ins Vaterhaus nach Stavenhagen zurück. Inzwiſchen aber ereignete ſich, was ihn und ſo viel andere ohne Mitſchuld verderben ſollte: das ſogenannte Frankfurter Attentat.

Ein wunderbares Unternehmen: ein kleiner Haufe junger Männer zu Frankfurt am Main, von wenigen mitverſchworenen und dorthin beſchiedenen Studenten, von noch wenigeren auswärtigen Demagogen, endlich von den Bauern des Frankfurter Fleckens Bonames unterſtützt, ſtürmen (am Abend des 3. Juli 1833) — und zwar obwohl man ſie benachrichtigt, daß ihr Anſchlag ſchon verraten iſt — ſtürmen die Hauptwache und die Conſtablerwache der Stadt Frankfurt, überrumpeln die Wachmannſchaften, und fordern die zuſammenlaufende Menge auf, ſich ihrer unbekannten Sache, ihren unbekannten Perſonen anzuſchließen. Man läßt ſie allein; der Angriff der allarmierten Truppen erfolgt; Widerſtand, Gefecht, Verwundungen und Tote, endlich Flucht der Verſchworenen nach allen Seiten. Doch nicht alle entkommen; bei den Verhafteten ſpürt man die

Fäden auf, die nach andern Orten, zumal nach mehreren Universitäten laufen: teilweise Mitwissenschaft, unbestimmte Verabredungen, theoretische Zustimmung. Auf dem letzten Burschentage zu Tübingen, wenige Monate vorher — den indessen nur sechs Abgeordnete ebenso vieler Hochschulen besucht hatten — war überdies ausgesprochen worden: „die allgemeine deutsche Burschenschaft solle ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution erstreben und deshalb dem Vaterlandsverein in Frankfurt sich anschließen." Diese Thatsachen genügen den gereizten Regierungen, den geängsteten Fürsten, den verbrechenwitternden Spürtalenten. Eine wahnsinnige Verfolgung beginnt. Nicht nur sämtliche Teilnehmer der allgemeinen deutschen Burschenschaft — obwohl doch nur einzelne der Gesinnung jenes Attentats mit Worten zugestimmt hatten — auch die Mitglieder andrer, unpolitischer, in jedem Sinn unbeteiligter Studenten-Vereine werden verhaftet, festgehalten, durch unwürdige Inquirenten-Künste zu Mitschuldigen gemacht. Eine „Zentraluntersuchungsbehörde", im Juni desselben Jahres vom Bundestag eingesetzt, soll all diese Untersuchungen im Zusammenhang auffassen; als hätte sich schon ein Netz des Verderbens über Deutschland gebreitet. Weit über tausend junge „Verbrecher" werden nach und nach von den langen, ausdauernden Armen dieser Verfolgung ergriffen; endlich auch Fritz Reuter.

Frühling, Sommer und Herbst hatte er daheim in Mecklenburg in aller Stille verbracht; die Regierung seines Landes hatte ihn unangetastet gelassen; er mochte glauben, daß nun auch auswärts, wenigstens in Preußen, das über ihn kein Recht hatte, nichts mehr für ihn zu fürchten sei. Nachdem er in Berlin und Leipzig um seine Immatriculation nachgesucht hatte, aber als ehemaliger Jenenser zurückgewiesen worden, kam er auf der Heimreise, in den letzten Tagen des Oktober (zum zweitenmal) nach Berlin. Am einunddreißigsten

ſah er ſich verhaftet. Der Großſtaat Preußen kümmerte ſich um ſeine Eigenſchaft als „Ausländer“, als Mecklenburger nicht. Die Macht entſchied; die Macht, die in dieſem ganzen Prozeß — wie in den meiſten politiſchen Prozeſſen — das Recht nach ſich färbte.

Wer Reuters „Feſtungstid“ kennt, kennt ſeinen Anteil an dieſem ſchmachvollen Unglück, das die deutſchen Regierungen und mit ihnen das deutſche Volk entwürdigte; — denn wie ſehr er auch, in bewundernswerter, vergeſſender Seelengüte, ſein Elend ſpäter verklärt und „von den Diſteln Feigen gepflückt“ hat, die wahnſinnige Härte dieſer Verfolgung ſchildert er treu und beredt genug. Nichts iſt grauſamer als die Furcht. Der Juſtizminiſter Kamptz, der Inquirent, „Onkel Dambach“, der Referent, Herr von Tzſchoppe, der dann dem Wahnſinn verfiel, der Präſident des Kammergerichts, der „blutige“ Kleiſt — furchtſame und furchtbare Menſchen vereinigten ſich, dieſen Prozeß zur Zufriedenheit eines künſtlich verblendeten Monarchen und eines ſchwindſüchtigen, um jeden Preis leben wollenden Staatenbundes zur Staatsgefahr aufzublaſen. Stammbuchblätter, die von „Freiheit“ ſprachen, wurden zu Zeugniſſen für Schuld und Mitſchuld; man inquirierte in die unerfahrenen Jünglinge hinein, was nicht in ihnen war; man ſchmiedete die Schwächeren unter ihnen zu Denuncianten um, denen man die Namen neuer Mitſchuldiger — ehemaliger Burſchenſchafter aus längſtvergangener Zeit — entlockte. Fritz Reuter, zuerſt auf der Stadtvogtei, dann auf der Hausvogtei in härteſter Unterſuchungshaft gehalten, wird von ſeiner Landesregierung reklamiert; man liefert ihn nicht aus. Man verſagt ihm Feder und Tinte; aus ſeinem hölzernen Fußboden ſchneidet er ſich einen Spahn, aus dieſem Spahn macht er ſich eine Schreibfeder, und mit einer „Tuſche“, die er aus gebrannten Wallnußſchalen erzeugt, ſchreibt er „ſchlechte Gedichte“, in denen ſein Grimm, ſeine Verzweiflung ſich entladet, ſchreibt er

Byron'sche Gedichte aus dem Gedächtnis auf, um die Stunden zu füllen. Jene eignen Ergüsse existieren nicht mehr; Byrons „Tochter Jephthas", mit diesem Kienspahn in blasser Schrift auf vergilbtes Papier gebracht und mit an den Rand gezeichneten Philisterköpfen geziert, hab' ich vor Augen, da ich dieses schreibe. Ein volles Jahr geht dahin; noch erfolgt kein Urteil. Man schafft ihn nach Silberberg in Schlesien fort; „lassen Sie sich immerhin auf die Festung abführen," sagt ihm Dambach, der Inquirent, „Sie müssen entschieden in Ihr Vaterland ausgeliefert werden." Am 15. November 1834 verläßt er Berlin, wird als Verbrecher von Ort zu Ort durch den harten Winter geschleppt, lernt das Elend einer düsteren Kasematte kennen, die sein Augenlicht schwächt; das Jahr 1835 endet, 1836 vergeht, der Tag seiner Verhaftung jährt sich zum dritten Mal; man liefert ihn nicht aus, und kein Erkenntnis kommt. Drei volle Jahre seiner blühendsten Jugend sind schon, in Elend und Verzweiflung, dahin, und noch keine Erkenntnis!

„Mein lieber Vater!" schreibt er aus Silberberg am 31. Oktober 1836, „wenn ich dem obigen Dato fluchen sollte, so wäre es mir wenigstens zu verzeihen, und ich würde es thun, wenn ich nicht bedächte, daß der Tag, der mich vor drei Jahren in den Kerker warf, vielleicht eine Menge von Menschen beglückte; mich hat er namenlos unglücklich gemacht, er hat mir Gesundheit und Lebensglück und — was noch schlimmer ist — auch Lebensmut geraubt. Darum bitte ich Dich herzlich, laß Deinen Bestrebungen, mir die Freiheit zu verschaffen, nur noch einen letzten Versuch folgen, und dann höre auf, Deine Zeit und Dein Gemüt mit einer Chimäre zu plagen, die ebenso fabelhaft und monströs ist wie die der Mythologie. Ich bin auf dem Wege, mir einen passiven Mut zu verschaffen, dessen Höhepunkt völlige Apathie sein wird, und wenn dies Bestreben für einen Menschen, der im Genusse seiner Freiheit ist, etwas Schreckliches und sogar Sündliches enthält, so ist es für einen

Gefangenen nicht allein zuträglich, ſondern — wie ich glaube — mit der Moral völlig übereinſtimmend, wenigſtens für einen Gefangenen meiner Klaſſe.

„Um Dich aber in den Stand zu ſetzen, dieſen letzten Verſuch zu machen, ſo will ich Dir — ſo gut es geht — alle möglichen Materialien zuſammengefaßt kurz angeben. Die Mecklenburger ſind zu zwei Jahren verurteilt, aber in Preußen iſt es anders. Gleich nach unſerer Abführung nach Silberberg fragte Bohl bei ſeinem Verteidiger an: wie das Urteil wohl lauten könne, und erhielt zur Antwort: zwei von den Greifswaldern würden wahrſcheinlich zum Tode verurteilt, er ſelbſt zu dreißig Jahren, die andern zu fünfundzwanzig und fünfzehn. Die Jenenſer ſind nun vielleicht noch ärger inculpiert, und ſo komme ich zu dem Schluſſe, daß ich wohl ihr Geſchick teilen werde; übrigens bin ich vielleicht weniger, oder doch nur ebenſo ſtark beteiligt wie die übrigen Mecklenburger. Faſt perpetuierliche Sprecher in der Verbindung waren von der Hude in Lübeck und Frauch in Neu-Strelitz (erſterer iſt, ſo viel ich weiß, g a r nicht beſtraft, und der andere mit einem halben Jahr Arreſt); im Vorſtande haben viele geſeſſen, ich aber nicht . . . Unſere Abſichten waren auf keinen beſtimmten Staat gerichtet, ſondern auf alle Staaten in Deutſchland . . . Ich bin der einzige Ausländer in Preußen, der verhaftet iſt, ohne in Preußen ſtudiert zu haben . . . Sollte nun der neueſte Bundestagsbeſchluß in Anwendung gebracht werden, ſo habe ich keine Hoffnung zur Auslieferung, was aber wohl einen alten Rechtsgrundſatz umſtoßen heißt, und was natürlich eine unüberwindliche Bitterkeit in meinem Herzen zurücklaſſen muß.

„ . . . Und nun noch einmal die Bitte; ſchlägt dieſer Verſuch fehl, ſo laſſ' es gehn, wie es geht, es wäre unrecht gegen Dich ſelbſt und gegen die Schweſtern gehandelt, wenn Du Deine Kräfte auf eine hoffnungsloſe Sache verwenden

wollteſt, und die, wenn ſie gelänge, Dir nur einen Schatten von Deinem früheren Sohn zurückbringen würde.

„Schreib' mir Neuigkeiten fernerhin von unſrer Familie, ich werde Dir darauf antworten, und Dein, ſowie Ihr Andenken wird die einzige Freude für mich ſein. Unſer Erkenntnis wird hoffentlich künftiges Jahr erſcheinen, da wird ſich ja vieles löſen und aufklären. — Am ſiebenten kommenden Monats iſt mein Geburtstag (der vierte im Gefängnis), ich werde dann freundlich an Euch denken und an die vielen kleinen Beweiſe von Liebe, die ich in den Jahren der Kindheit von Euch erfuhr, die gewiß mehr wert ſind als alle die ſchönen Verſprechungen, die ich Dir an dieſem Tage gemacht habe, und von denen ſo wenige verwirklicht ſind."

In der That zeigt dieſer herzbeklemmende Brief, daß der ſechsundzwanzigjährige Jüngling, der ihn ſchrieb, von jenem Höhepunkte „völliger Apathie" damals nicht fern war. Doch wenn er ſich verloren glaubte, war es zu verwundern? Nutzlos war und blieb, was der Vater für ihn verſuchte. Dreimal verlangte die mecklenburgiſche Regierung ſeine Auslieferung; dreimal ward ſie verweigert. Endlich kommt das Urteil: das königliche Kammergericht, den Sophismen ſeines Referenten folgend, erkennt auf Verſuch des Hochverrats, und 39 von 204 Angeklagten werden — zum Tode verurteilt; der Mecklenburger Fritz Reuter mit ihnen. Todesurteil, weil man die deutſchen Farben trug und an zukünftige Aufſtände dachte! — Friedrich Wilhelm III. verändert die Strafe „kraft oberſtrichterlicher Gewalt": vier dieſer Unglücklichen ſollen auf Lebenszeit, die andern dreißig Jahre in Feſtungshaft büßen; unter dieſen andern Fritz Reuter. Dreißig Jahre lang; alſo lebendiger Tod!

„Ihr müßt bald frei kommen", ſagt ihnen zwar jedermann. Die Verteidiger ſagen es ihnen, die Gerichtsperſonen, die Eltern; „ihr müßt ja bald frei kommen — appelliert nicht

— verſucht nicht zu entfliehen —: die Gnade des Königs!“ Falſche Hoffnungen, falſche Verheißungen; der König begnadigt ſie nicht. Von Feſtung zu Feſtung wird Fritz Reuter durch das Land geſchleppt, das kein Recht über ihn hat; im Februar 1837 von Silberberg — der geſchwächten Augen wegen — nach Glogau (wo ihn, den der Welt Entwöhnten, ſelbſt der Anblick eines Leichenwagens erfreut), ſechs Wochen ſpäter von Glogau nach Magdeburg, — widerrechtlich, ſtatt auf die Feſtung, ins Inquiſitoriat, und unter die Herrſchaft eines Kommandanten (des Grafen Hacke), der alles thut was er vermag, um dieſe unglücklichen, gebrochenen, zum Teil ſchon ergrauten Jünglinge durch erfinderiſche Härte, durch Entziehung von „Luft, Licht und Wärme“ (wie ſpäter durch eine behördliche Unterſuchung feſtgeſtellt ward) vollends zu verderben. Um ſeiner ſchwachen Augen willen hierher verſetzt, wird Reuter Bewohner einer Zelle, die nie ein direkter Lichtſtrahl treffen kann; Miasmen, ungenießbares Trinkwaſſer (alles dies ward bei jener Unterſuchung entdeckt und beglaubigt) thun das Ihre, das Lazarett fort und fort mit dieſen elenden Menſchen zu bevölkern. Endlich ſtirbt Graf Hacke, und Fritz Reuter iſt — mit dem „Kapteihn“ — der Erſte, den man aus dieſer Hölle entläßt. Inzwiſchen haben die Gnadengeſuche des Vaters und die Verwendung der mecklenburgiſchen Regierung wenigſtens ſo viel erwirkt, daß der König von Preußen ihn zu achtjähriger Feſtungshaft begnadigt. Aber noch erwartet ihn das Ärgſte: auf dem Transport nach Graudenz nochmals in die Berliner Hausvoigtei geſperrt, der ſcheußlichen Nichtswürdigkeit jenes — inzwiſchen zum Kriminaldirektor avancierten — „Onkel Dambach“ preisgegeben, muß er vier Nächte bei furchtbarer Kälte (es war im Februar 1838) in ungeheizter Zelle, hungernd, nur mit ſeinen Kleidern zugedeckt, auf dem nackten Fußboden den Schlaf ſuchen. Doch ſein feſter Körper überwindet auch das.

Die Erlöſung aus dieſer letzten Hölle rettet ihn vor Verzweiflung. Er kommt ins Fegefeuer, nach Graudenz; er kommt von neuem unter die niedere Wölbung einer Kaſematte, aber unter die gelinde Hand eines menſchlichen Kommandanten, und die beſſeren Zeiten ſeines Elends beginnen.

Wer hat nicht die tragikomiſchen, drolligen, von hineindichtendem Humor vergoldeten Geſchichten aus dieſem Graudenzer Jahr in der „Feſtungstid“ geleſen! Wie, um wieder ein Bruchſtück dieſer verlorenen Jahre zu töten, von dieſer bunten Leidensgenoſſenſchaft unreifer Jugend geliebt, gemalt, geſtritten, gekocht, gebuttert und entſagt wird; wie dieſe „Königsmörder“ ſich an unſchuldigen Kindereien ergötzen, an Nichtigkeiten erhitzen, das Kleine groß nehmen, da vom Großen Schloß und Riegel ſie trennt. Es waren einfache, unwichtige Menſchen, mit denen Reuter hier hauſte. Aber „in der dumpfen Gefangenenluft“, ſagt er in jener früheren hochdeutſchen Schilderung dieſer Zeit, „ſchießen Freundſchaftskeime auf, wie grüne Triebe unter der Glasglocke“. Mit wem ſollte er denn leben, als mit ihnen? — Mit ſeiner Kunſt, wird man agen; mit ſeiner Wiſſenſchaft. Dem erwidert er, glaube ich, mit Recht: „Sehr gut kann ich mir denken, daß ein Menſch im Gefängnis es in allerlei Handfertigkeiten ſehr weit bringen kann; aber nie und nimmer kommt aus einem Gefängnis ein Künſtler heraus oder ein Gelehrter, der der Welt wirklich etwas bedeutet.“ Wo das Gemüt zwiſchen Verzweiflung und Stumpfſinn hin und hertaumelt, jede Anleitung fehlt, jede Ermutigung, jeder Lohn verſagt iſt, wird ein noch werdender Menſch nur zu leicht Weg und Willen verlieren. Fritz Reuter malte, aber er kam nicht vorwärts, denn niemand konnte ihm helfen. Er warf ſich — ſchon damals an eine landwirtſchaftliche Zukunft denkend — auf die Wirtſchaftslehre und ihre Hilfswiſſenſchaften; doch was konnte er in ſeiner Abgeſchiedenheit von ihnen erfaſſen, als die graue Theorie.

Er erhielt endlich die Erlaubnis, ein paar „lütte nüdliche Jungs" zu unterrichten; auch das war mehr Zeitvertreib als Gewinn. Sollte er ſich nun gar an der Jurisprudenz aufrichten, die er nur nach ſeines Vaters Willen auf ſich genommen hatte? Er führte zwar ſein Corpus juris, Höpfners Inſtitutionen, Thibauts Pandekten und andere gelehrte Herren mit ſich herum; aber welche Art von Nutzen er aus ihnen ſog, bekennt er mit Humor in der ſchon erwähnten „heiteren Epiſode aus einer traurigen Zeit". „. . . Ich warf mich aufs Bett", erzählt er, „und las in Höpfners Kommentar; ein unſchätzbares Buch, welches mir in meiner Feſtungskarriere die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hat, nicht ſowohl durch bedeutende Förderung meiner juriſtiſchen Kenntniſſe, als ſeiner kalmierenden Wirkung wegen. Ich brauchte es ſtets nur in kleinen Doſen einzunehmen, um in ſelige Vergeſſenheit meiner Lage zu verſinken, und obgleich ich ſieben Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, habe ich das Quantum nicht ganz verbraucht und bin nur bis zur unvordenklichen Verjährung gelangt."

Auch Gedichte zu machen fuhr er wohl fort; doch auf dieſem Wege konnte er ſeinen Dichterberuf nicht finden. Er war kein ſubjektiv lyriſches Talent; was er war, ahnte er damals nicht. Entwickelte er ſich ſchon von Hauſe aus, nach Mecklenburger Art, langſam und bedächtig, ſo nahm ihm nun das Schickſal vollends „Luft, Wärme und Licht", und um lange Jahre ward ſein Wachstum betrogen. Es exiſtieren noch Lieder und Balladen aus dieſer und nächſter Zeit; warm empfunden, aber ohne poetiſche Originalität. Ich erwähne nur eins, 1839 in Graudenz gedichtet; ſchmerzliche Erinnerung des Gefangenen an ſein „Liebchen", die „weite Welt", das er einſt beſaß; der Sonnenſtrahl ſein Schmuck, der Wald ſein Gemach, der kühle Bach ſein Bett. Nun iſt er der Liebſten ſo fern;

Der Waſſerkrug iſt mein Pokal,
Das dumpfe Stroh mein Bett,
Der Kerker iſt mein Ritterſaal,
Mein Schmuck die ſchwere Kett'.

Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
Sich Blumen flicht ins Haar;
Wenn ſie in grüner Kleider Pracht
Verkünd't das neue Jahr,

Da hör' ich längſt entſchwundnen Sang,
Schreck' aus dem Schlaf empor,
Ich beiße in die Eiſenſtang'
Und rüttle an dem Thor.

Doch feſt iſt Gitter, feſt iſt Thür,
Vergebens iſt mein Mühn!
Der Sang, er iſt verhallet mir —
Ich ſink' aufs Lager hin.

Endlich, nach mehr als fünfeinhalb Jahren, endlich — noch nicht Befreiung — aber Auslieferung! Die perſönliche Fürbitte des Großherzogs von Mecklenburg, Paul Friedrich, bei ſeinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. hatte es endlich erreicht; mit dem Zuſatz freilich: begnadigen durfte der Großherzog ſeinen Unterthan nicht, das Begnadigungsrecht behielt der fremde König ſich vor. Doch Fritz Reuter kommt in die Heimat; auf der kleinen ſogenannten „Feſtung" D ö m i t z findet er (im Juni 1839) die ganze Gemütlichkeit ſeiner Landsleute, ein Zimmer ohne „eiſerne Gardinen," ein Kommandantenhaus mit „einem ganzen Neſt voll Töchter, eine immer ſchöner als die andere," nnd in dieſem Hauſe herzliche Gaſtfreundſchaft. Im September ward ihm auch geſtattet (noch exiſtiert die von dem faſt achtzigjährigen Kommandanten, Oberſtlieutenant von Bülow, mit ungleicher Hand geſchriebene „Ordre"), von 12 Uhr

mittags bis drei Uhr nachmittags „zum Eſſen nach der Stadt von der Feſtung heruntergehen zu dürfen;" und in einer Nachſchrift ſetzte der menſchenfreundliche alte Herr hinzu: „Bis auf weiteren Befehl ſoll dem Studioſus Reuter noch erlaubt ſein, von drei bis fünf Uhr zum Baden gehen zu dürfen; um fünf Uhr muß er aber wieder an der Wache ſein." Kurz, man that ihm alles zu gute, was geſchehen konnte; es fehlte nichts, — als die Freiheit.

Ueber dieſe Zeit iſt Reuter in ſeiner „Feſtungstid" kurz hinweggegangen, aus Dankbarkeit gegen jene Familie, bei der er „wie Kind im Hauſe" war, auf eine ſeiner fruchtbarſten humoriſtiſchen Aufgaben verzichtend. Ihm hätte, wie ſein vertrauteſter Freund (in Erinnerung an Reuters mündliche, unerſchöpflich ergötzliche Mitteilungen) verſichert, die überaus originelle Geſtalt des Kommandanten Stoff zu einem ganzen Buche geliefert. Ich füge hinzu: und wohl auch die Liebe zur Tochter des Kommandanten, die er in einer flüchtigen Andeutung der „Feſtungstid" erwähnt. Zu welcher von den fünf Töchtern, wüßte ich nicht zu ſagen; wenn ich aber an die Adelheid zurückdenke, die ihm den Thee einſchenkte, und wenn ich in den Julklapp-Verſen, die Fritz Reuter für den Weihnachtsabend im Dömitzer Kommandantenhauſe machte (und die noch erhalten ſind), Fräulein Emma als Hebe gefeiert, und am Schluß gleichſam eine ſchüchterne Geberde des Verſchweigens finde, ſo bin ich verſucht, mir das Meine zu denken. Dieſe Verſe, nach der in Mecklenburg gebräuchlichen neckenden Art mit dem noch verſiegelten Geſchenk von Adreſſe zu Adreſſe weiterwandernd, bis endlich dem Letzten das Geſchenk in den Händen bleibt, erzählen, als ſie zu Fräulein Emma kommen, von den Göttern des Altertums, die in Fülle und Herrlichkeit lebten, bis ſie ihren großen Bankerott machten und herunterkamen:

Frau Venus aus Not ward 'ne Wäſcherin;
Vulkan beſchlägt jetzt die Pferde;

Apollo durchziehet jetzt her und hin
Mit dem Dudelkaſten die Erde.

Der Kriegsgott Mars, als Volontair,
Bei den Preußen iſt einrangieret;
Minerva führet die Schneider-Scheer',
Und Jupiter ſelber raſieret.

Von Allen hatt' Hebe mit freundlichem Sinn
Das herrlichſte Los ſich erkoren,
Sie ward auf der Erd' Kellermeiſterin,
Da ſie oben den Poſten verloren.

Hier ſpendet ſie reichlich den lieblichen Trank
Und erfreut die durſtigen Gäſte.
Drum freundliche Hebe empfange den Dank
Und tröſte damit Dich aufs beſte!

Denn böt' ich Dir mehr, ſo ſagteſt Du wohl:
„Ich danke ſchönſtens, mein Beſter!"
Drum biete, eh' ſolch eine Naſ' ich mir hol',
Ich lieber das Päckchen der Schweſter. —

Die Liebe eines neunundzwanzigjährigen Studenten, der noch Jahre lang ſitzen ſoll, zu der Tochter ſeines Kommandanten! — — Doch endlich naht ihm die Freiheit. Friedrich Wilhelm III. ſtirbt, und ſein Sohn, der ihm am 7. Juni 1840 folgt, erläßt eine allgemeine, vollſtändige Amneſtie für jene politiſchen Opfer. Es iſt Wahrheit; Fritz Reuter ſelber lieſt's in den Zeitungen; er lieſt, wie ſeine Freunde allerorten entlaſſen werden; — nur ihn, den Mecklenburger, hat man vergeſſen. Nach bittrer Pein ſchlägt endlich auch ſeine Stunde: der Großherzog Paul Friedrich, nachdem er vergebens gemahnt hat, giebt ihn frei auf ſeine eigene Hand. Acht Tage ſpäter erſt kommt ein Brief des preußiſchen Juſtizminiſters Kamptz

an Reuters Vater, dem er darin meldet, ſein Sohn werde nun auch bald heimkommen: da ſitzen Sohn und Vater miteinander bei Tiſche.

Was nun? — Was nun? — Wunderbar ergreifend hat Fritz Reuter am Schluß der „Feſtungstid" dieſe herzbeklemmende Rückkehr in die Freiheit geſchildert, dieſen langen, harten Kampf mit der Frage: „Was nun?" „Sieben Jahre lagen hinter mir, ſieben ſchwere Jahre, ſie lagen mir ſchwer wie Zentner-Steine auf dem Herzen . . . Was ſie mir etwa genützt haben, das lag tief unten im Herzen begraben unter Haß, Fluch und Grauen; ich mochte nicht daran rühren; es war, als ſollte ich Gräber aufreißen und mit Totenknochen Spaß treiben . . . Was war ich? Was wußte ich? Was konnte ich? Nichts. Was hatte ich mit der Welt zu thun? Nichts, gar nichts. Die Welt war ihren alten, ſchiefen Gang ruhig weiter gegangen, ohne daß ich ihr gefehlt hatte; um ihretwillen konnte ich noch immer fort ſitzen — und meinetwegen auch . . . Auf den Feſtungen hatten ſie mich gefnechtet; aber ſie hatten mir ein Kleid gegeben, das feuerfarbne Kleid des grimmigen Haſſes; nun hatten ſie mir das ausgezogen, und ich ſtand nun da — frei! — aber auch ſplitterfadennackt, und ſo ſollte ich nun hinein in die Welt."

Doch zu alledem kam noch ein ſchweres, verhängnisvolles Unglück hinzu, das er dort nicht, und das er begreiflicherweiſe nirgends erwähnt: die traurige Krankheit, die ihm die ſieben Feſtungsjahre mit auf den Weg gaben, um ihm Freiheit und Leben zu vergiften. Über dieſe Krankheit ſind ſo verworrene, und oft ſo niedrige Anſchauungen verbreitet, daß es mir, der ich Fritz Reuters Leben erzähle, als eine unausweichbare und heilige Pflicht erſcheint, auch von ihr mit vollkommener Offenheit zu reden. Die edle, makelloſe Führung ſeines Lebens, ſeine dem ſchweren Schickſal abgerungenen weltfrohen Werke, ſeine eigene herzgewinnende Geſtalt ſcheinen

gleichsam zu fordern: laß nicht aus falscher Scheu den Schatten einer falschen Meinung auf uns ruhen; zeig' ihnen den ganzen Mann, wie er war, was er litt! — Man hielt und hält Fritz Reuter hier und da — wie drück' ich es am treffendsten aus — für einen Trinker gleichsam von Profession; man hielt und hält ihm gleichsam aus Gnade, um seiner Dichtungen willen, diesen Makel zu gute. Es liegt in dem sittlichen Drang, aber auch in der Erbärmlichkeit der menschlichen Natur, daß wir so oft, wo tiefes Mitleid mit einem wehvollen Übel uns ergreifen sollte, mit leichtfertiger, unwissender oder hämischer Verurteilung das zur Schuld des einzelnen Menschen machen, was eine schmerzliche Folge der gebrechlichen Welteinrichtung ist. Fritz Reuter, ein Mensch von urkräftiger, auf kraftvolle Nahrung angewiesener und an sie gewöhnter Konstitution, nun im Kerker Jahre lang schmaler Kost, harten Entbehrungen preisgegeben, dazu durch die Trübsal geschwächt, suchte endlich sein Elend durch aufheiternde Getränke zu betäuben, — und traf damit die wunde Stelle, die jene schwächenden Leiden in seinen Organen vorbereitet hatten. Eine „Neurose", eine krankhafte Verstimmung der Nerven des Magens und der Speiseröhre bildete sich aus; ein Übel, das, rein physischer Natur wie es ist, wohl zu Zeiten durch erhöhten Gemütszustand günstig beeinflußt, aber durch keine moralische Macht, keinen Vorsatz des „Willens" aus den Organen wieder hinausgeschafft werden kann. Was ist die Folge dieser örtlichen Neurose? Daß sie dauernd oder — wie bei Fritz Reuter — periodisch eine wohl von der Naturheilkraft geforderte, aber unüberwindliche Begierde nach jenem spirituosen Reiz erzeugt; eine Begierde, die nicht eher gestillt wird, als bis mit Erbrechen und Ekel die qualvolle, aber rettende Krisis erfolgt.

Mit dieser traurigen, bemitleidenswerten, für jeden Zuschauer freilich abstoßenden Krankheit — die die Wissenschaft

bis jetzt mit ſchlechtem Erfolg bekämpft — kehrte der Unglückliche in die Welt zurück. Wer von dieſen unwiſſenden Menſchen ſollte ihn gerecht beurteilen und mit Weisheit behandeln? Die Perioden, in denen die wilden Anfälle wiederkehrten, waren ungleich, ihre Dauer desgleichen; nur ein Grund mehr, ihre Natur zu verkennen. Es vergingen Wochen, dann Monate, ſpäter (es ſcheint, weil die Natur bei geſundem und zufriedenerem Leben ſich gekräftigt hatte) fünf, ſechs, einmal neun volle Monate, eh das krankhafte Bedürfnis wiederkehrte; zuweilen war der ganze Anfall in ein paar Tagen überſtanden, zuweilen kam die Kriſis erſt nach langem Ringen herbei. In ſolchen Fällen (wie ſein vertrauteſter Freund aus jener Zeit, Fritz Peters, mir mitgeteilt hat) begann Reuter damit, oft unter künſtlichen Veranſtaltungen, bis zur Erſchöpfung zu trinken; mitunter erſt am vierten, am fünften Tage kam der Unglückliche ſo weit, daß er das Bett nicht mehr verlaſſen konnte; aber auch da noch weigerte ſich die Natur, befreiend zu reagieren, er mußte trinken — bis endlich unter unausſprechlichen Qualen das Erbrechen erfolgte. Doch dieſes Erbrechen hielt dann oft Tage lang an; furchtbare Todesangſt marterte den Gequälten, er war jedesmal des ſicheren Glaubens, zu ſterben, und wer ihn ſah, glaubte, er habe recht. Kam er dann zu ſich, ſo war ſein Gemüt verwüſtet, ſein Magen krank; er nahm nichts an als Sodawaſſer, gekochtes Backobſt, etwas ſchleimige Nahrung, ſpäter Bouillon. Plötzlich entwickelte ſich dann aber die ganze Heilkraft ſeiner rieſigen Natur. Mit ungeheurer Eßluſt ſtellte er ſich wieder her. Sein Geiſt lebte wunderbar auf; ſeine höchſten Gaben entfalteten ſich, ſein Leben ſchien von neuem zu beginnen. Auch focht ihn, während jenes Leiden ruhte, kein andres Übel oder Gebrechen an. Er ſchien, ſagt ſein Freund, durch ſolche „Anfälle“ den Körper förmlich zu reinigen und gegen andre Krankheiten unempfänglich zu machen.

Aber wie verderblich, wie zerstörend diese Krankheit damals auf seinem Leben lag, wie sie ihn mit Beruf, Vaterhaus, Liebe, vielleicht auch mit sich selber in tiefsten Widerspruch setzte, das sagt die Geschichte seiner nächsten zehn Jahre, in denen er sich ein Dasein suchte, ohne es zu finden. Der Vater, gegen diese „Trunksucht", wie ihm die Krankheit seines Sohnes erschien, mit strenger Härte empört, verwehrt ihm aufs neue, sich als Maler auszubilden, macht noch einen Versuch, ihn auf die juristische Laufbahn zurückzuzwingen, und läßt ihn im Herbst 1840 zuerst nach Tübingen, wo er nicht aufgenommen wird, dann nach Heidelberg gehn; doch da er hier, von diesem Studium abgestoßen, sich nur tiefer in jenes Übel hineinstürzt, ruft der Vater ihn im nächsten Frühling zurück, und noch in demselben Jahr beginnt Fritz Reuters „Stromtid". In Demzin bei Malchin erlernt er die Landwirtschaft; es hilft ihm sein mecklenburger Blut, auch sein früheres Studium der Chemie und wirtschaftlich reformatorischer Werke, er entwickelt sich schnell (nach dem Zeugnis bedeutender Berufsgenossen) und steht bald unter ergrauten, erfahrenen Landwirten als ein Ebenbürtiger da. Aber die „Trunksucht"!... Er lernt in Demzin Luise Kuntze kennen, die (selbst eine Predigerstochter) bei einem Prediger in der Nachbarschaft als Erzieherin lebt; ihre Gestalt, ihre Anmut und Denkart, ihre schöne Stimme bezaubern und fesseln ihn, daß er sie nicht wieder zu vergessen vermag; er beginnt um sie zu werben, — und jenes sein Unglück tritt auch zwischen diese edle, reine, unerfahrene Seele und ihn. Wer konnte ihr damals auch sagen, daß ein so fürchterliches Übel seinen erstaunlich kräftigen Organismus nicht zerstören, seinen Geist, seine Gaben nicht zu Grunde richten, daß er noch mehr als dreißig Jahre lang damit hausen und ein so geordnetes, klares, reines Leben wie Wenige führen werde? — Er wirbt um sie, und noch ohne Erfolg. Er hat inzwischen (1844) als Landwirt aus-

gelernt, und ihn drückt nun die Frage: wird mir dieſer Beruf, nun da ich mein Brot von ihm eſſen ſoll, auch Befriedigung geben? Und was wird aus mir, mittellos wie ich bin?

Hier half ihm zunächſt die Freundſchaft, — die hingebendſte und aufopferndſte, die er, wie es ſcheint, in ſeinem Leben gefunden: die Freundſchaft des Schwagers ſeines Lehrherrn, des Gutsbeſitzers Fritz Peters, den er im Jahre 1841 kennen gelernt hatte. Im Herbſt 1844 wird ihm deſſen aufblühendes Haus ein liebevolles Aſyl: zu Thalberg bei Treptow an der Tollenſe, auf pommerſchem Boden, doch nahe an der Grenze und nur ein paar Meilen von Stavenhagen entfernt. Nicht lange danach — 1845 — ſtirbt ſein Vater; der Tod löſt vollends das innerlich ſchon zerriſſene Band: denn der alte Mann hatte ihn aufgegeben, ahnungslos, welche Zukunft in dieſem unglücklichen Sohn noch verborgen lag. Sein Erbteil — fünftauſend Thaler — ſoll ihm nur zufallen, wenn er ſich vier Jahre nacheinander von dem Laſter der Trunkſucht freigehalten habe; bis dahin ſoll er nur die Zinſen erhalten. Wer leiht ihm Geld, um eine eigene Landwirtſchaft zu unternehmen? Die vielen guten Freunde „zogen mit der Schulter", der Eine gute Freund „konnte ihm nicht helfen, er hatte ſelbſt kaum genug". Wer hilft ihm? „Ut em ward nicks", iſt ja das allgemeine Wort. „Ut em ward nicks"; denn er trinkt.

So kehrt der, wie es ſcheint, zukunftsloſe Menſch denn immer wieder in jenes Aſyl zurück; und dort — wo er bis zur Revolution von 1848 ſein Daheim hatte — ſchafft er ſich, unter ſtillen, zaghaften ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, ein Leben, ſo gut er es vermag. „Er war", ſagt Fritz Peters in dankbarſter Erinnerung, „für die Freundſchaft geſchaffen". Er wirkt, an ſich ſelber bildend, auch bildend und fördernd auf alles in ſeiner Umgebung ein; er läutert den Geſchmack ſeiner Hausgenoſſen, lieſt und ſpielt ihnen vor, wirbt ſie für ſeine

Lieblinge, Walter Scott, Voß und Shakespeare, erteilt seinem Freund Unterricht in der Chemie, im Schachspiel (das er sehr liebte), pflegt die edle Gärtnerei, die Blumenzucht, beschäftigt sich als liebevoller Seelenpfleger mit den Kindern des Hauses, die dem „Onkel Ente" ihre Herzen öffnen, spielt mit ihnen wie ein Kind, und erquickt in guten Stunden sie alle durch seinen unerschöpflichen, phantasievollen, goldenen Humor. Wie manches Zeugnis dafür liegt noch in seinen Briefen aus dieser Zeit! Wenn der Hausherr und die Hausfrau verreisten, trat Fritz Reuter als Patriarch an ihre Stelle; er sah dann alles mit dem „Auge des Herrn", sorgte für groß und klein, für Mensch und Hund, und sendete den Verreisten seine langen, ausführlichen, zuweilen gereimten, oft humoristisch übermalten Berichte nach. Seine erfinderische Phantasie spielte dann mit; es war ihm gleichsam ein schriftstellerisches Bedürfnis, Dichtung und Wahrheit übermütig zu mischen. „Für die Sicherheit Deines Hauses", schreibt er einmal (in etwas späterer Zeit, Oktober 1849), „ist von mir mit gewohnter Umsicht Sorge getragen. Höpper ist wieder instruiert zu bellen, um die Spitzbuben graulich zu machen, Schröder geht als mitternächtliche Streifpatrouille um und bellt auch, was sich schrecklich genug anhört; ich schlafe in der Vorstube; in meinem Bette liegen zwei ungeladene Pistolen, das Bett selbst steht vor Deinem Geldschrank und ich liege auf Deinen Schätzen, wie der Fafnirs-Drache. Adon [der Hund] ist mein treuer Helfershelfer bei meinen Bemühungen, er dient mir zu den mannigfachsten Vorrichtungen zur Erreichung meines Zwecks; bald lasse ich ihn des Nachts mit einer Schweinsblase im Hause umhertoben, um alle munter zu erhalten, bald geht er in angepichten Nußschalen spazieren; diese letzte Nacht hat er vor dem Fenster der Vorstube gesessen, wo ich ihn mit dem Schwanze zwischen die Fenster-Flügel geklemmt hatte, um ihn etwas ausfrieren zu lassen, weil ich gefunden, daß er dann lauter schreit . . . So

kannſt Du alſo ruhig ſchlafen, dieweil wir wach ſind.“ Dann im nächſten Brief: „. . . Im Uebrigen leben wir hier ſehr gut und zwar durch meine Fürſorge und auf Deine Koſten. Es hätte freilich ſehr ſchlecht ausfallen können, denn kaum wart Ihr fort, als Großmama [Fritz Peters' Schwiegermutter] einen conventus omnium ac singulorum berief und den Vorſchlag machte, von nun an recht ſchlecht und ſparſam zu leben und zum Zeugniß deſſen das magerſte Schaf in der ganzen Heerde zu ſchlachten. Dem widerſetzte ich mich unter Anführung keines anderen Grundes, als deſſen: Ihr könntet uns dies verdenken oder uns gar für dumm halten. Ich wußte meine Anſicht ſo bündig vorzutragen, daß ich in einer feierlichen Abſtimmung Sieger blieb. Die Elert ſtellte zu dem erſten Satz: „ſoll gut (oder ſchlecht) gelebt werden?“ das Amendement, zu ſetzen: „ſoll luſtig gelebt werden?“ Was aber allgemeine Mißbilligung fand; weil ich in einer anderthalbſtündigen Rede nachwies, daß wir unmöglich bei Eurer Abweſenheit luſtig ſein könnten, daß wir pflichtmäßig traurig ſein müßten, aber zur Stärkung der Kreatur gut leben müßten. Mein Antrag ging durch und nun leben wir gut und ſind traurig, mit Ausnahme der Kinder, die gut und luſtig leben, weil die armen Würmer es nicht beſſer verſtehen, es fehlt ihnen noch die Cultur der Welt.“

Auch mit Verſen ſchmückte er bei jedem Anlaß dieſes ländliche Leben; wie er als Maler-Dilettant das ganze Haus portraitirte, fehlte er auch als Hausdichter nie, nicht wenn er mit Adon zuſammen (Beide mit Blumen geziert) zum Geburtstag der Hausfrau gratuliren kam, nicht wenn er als „Onkel Ente“ den Kindern ſeinen Kopf leihen mußte. Unter dieſen alten Papieren findet ſich auch folgendes Gedichtchen, für eins der Kinder gemacht, das erſte in plattdeutſcher Sprache:

Wo b'os Papa is,
Wo hei b'os b'iwt,*)
Ick wull em gewen dies
Lütten Gedicht.
Hebben Sei nich seihn Mama
Unsen liepen Papa
Petersen, wo hei is b'ewen?
Alisa wull em dit gewen!
Unkel Eute hett't schrewen.

Inzwischen verlor Fritz Reuter das Mädchen, das er liebte, nie aus dem Sinn; nur aus den Augen, da sie aus seiner Gegend hinwegzog. Er erbat sich die Erlaubnis, ihr von Zeit zu Zeit zu schreiben, damit sie ihn näher kennen lerne; endlich gestattete sie ihm, sie zu besuchen; — das Jahr darauf, 1847, gab sie ihm ihr Ja. Doch daß sie es noch mit unsicherem Herzen gab, wird niemand verwundern. Welche Gegenwart konnte er sein nennen, welche Zukunft sich und ihr versprechen? — Sein unglückseliges Leiden zu heilen, unternahm er im nächsten Winter (1847 auf 48) eine Kur in der Wasser-Heilanstalt zu Stur am Plauer See; auch darin seinem „Bräsig" gleich, in dessen Leinwandkittel und gelben Stulpen er als „Strom" die Welt beschritten hatte. Die tiefen Leiden seines Gemüts brachen nicht seinen elementaren Humor; auch die Briefe aus der Wasserkur an seine Thalberger geben dafür Zeugnis, sie sind nicht minder ergötzlich als Bräsigs Schilderung in der „Stromtid", sie gestatten sich nur eine Unerschrockenheit der Phantasie und des Ausdrucks, die Manches der Mitteilung entzieht. „ . . . So viel von mir," schreibt er unter anderm, „der ich sehr wohl und gesund bin, alle Morgen schwitze, sitze

*) B'os — in der Kindersprache — für bloß = nur; b'iwt für bliwt = bleibt.

und ſpritze, des Mittags näſſe, eſſe und freſſe und des Abends waſche, platſche und klatſche . . . Es herrſcht hier ein heiterer und gemütlicher Ton, der nur dadurch auffällt, daß man ſich hier zu allerlei krankhaften Erſcheinungen Glück wünſcht, daß man folgende Fragen an einander richtet: Wie viel Geſchwüre haben Sie jetzt? Was macht Ihr Schorf? Was macht der Ausſchlag an Ihren Beinen? Haben Sie heute noch zu arbeiten? (d. h. zu baden, zu douchen, zu ſchwitzen, zu brauſen, zu wickeln, zu ſitzen) . . . Einige haben mir auch ſchon mit vieler Güte prophezeit, daß ich die beſten Anlagen zu einem köſtlichen Grind in mir trage, auch würde ich nach Möglichkeit ſtinken. Ich thue denn auch alles Mögliche, um auf ſolche Stufe der allgemeinen Achtung zu gelangen . . . Ein Ocean umgiebt mich hier, den Regen über mir und unter mir die Wellen; ein Strom hat ſein Bette durch meine Eingeweide gewühlt . . . Ich bin eine ambulante Waſſerkunſt geworden und gehe damit um, mich auf Actien an die Treptuſen (die Treptower) zur Zierde für ihren Markt zu verkaufen. Mein ganzer Lebenslauf iſt Waſſer, ich werde damit begoſſen wie ein Pudel, werde darin erſäuft wie junge Katzen, ſitze darin wie ein Froſch und ſaufe es wie ein Ochs".

Er kam nicht geheilt zurück; aber die Weltgeſchicke ſorgten zunächſt dafür, ihn ſeinem perſönlichen Unglück zu entreißen. Der März 1848 brach herein, eine Welle der Revolution ſchlug auch nach Mecklenburg hinüber. Sich aus verrotteten und empörenden Zuſtänden zu befreien, rührten ſich Stadt und Land; — mit wie viel Ungeſchick freilich, Unreife und Unverſtand, hat Reuter in der „Stromtid" mit unwiderſtehlichem Humor geſchildert. Doch ſein Herz, ſein Kopf gaben ſich mit ganzem Feuereifer dem Ernſt der Bewegung hin. Welche Gefühle für ihn, der an dieſelbe Sache ſeine blühendſte Jugendzeit verloren hatte! — Er ging nach Stavenhagen zurück, ſeine Mitbürger wählten ihn (Ende März) als

Deputierten zum Güstrower Städtetag: „dei kann reden," sagten sie, „un dei ward för uns reden". Im Mai willigte der „außerordentliche Landtag" in die Zumutung der Landesfürsten, die bisherigen „grundgesetzlichen Landständschaftsrechte zu der Folge aufzugeben, daß künftig nur gewählte Repräsentanten die Stände-Versammlung bilden"; ein neues provisorisches Wahlgesetz ward im Juli erlassen, und die danach gewählte Versammlung der Abgeordneten beider Mecklenburg am 31. Oktober in Schwerin eröffnet. Auch Fritz Reuter war unter den Gewählten. Neben den Hoffnungen für Land und Volk mochte er auch Hoffnungen für sich selber hegen; sollte nicht irgend eine dauernde Stellung zu gewinnen sein? Die Braut hatte inzwischen, auf seinen Wunsch, sich nach Thalberg begeben; herzliche Freundschaft entspann sich auch zwischen ihr und den Thalbergern; seine Sehnsucht wuchs, ein eigenes Haus zu begründen. Indes noch sollte sein Kreislauf um den fernen Mittelpunkt des Glücks nicht enden. Die Entwickelung der politischen Begebenheiten belehrte ihn, daß für Mecklenburgs Freiheit nichts zu hoffen sei. Enttäuscht kehrt er zurück. Nicht um sich ein Dasein zu schaffen, nur dem Freund zu Liebe wird er noch einmal — zum letzten Mal — „Strom": er tritt für den zum preußischen Heer einberufenen Thalberger Wirtschafter als Stellvertreter ein (nachdem die Braut Thalberg verlassen und in der Nachbarschaft wieder eine Stelle als Erzieherin angenommen hatte), und während die siegreiche Reaktion die alten Mächte und Zustände in Mecklenburg wieder einsetzt, ißt er sein im Schweiß verdientes Brod auf pommerscher Erde und sieht sein vierzigstes Lebensjahr sich vollenden.

Noch ein unfruchtbares Amt hatte er in der Zeit der politischen Bewegung bekleidet: in jenem Stavenhäger Reformverein, den die „Stromtid" unsterblich gemacht hat (denn Rahnstädt ist Stavenhagen), hatte man ihn zum Präsidenten gewählt. Er ergriff — wie ich nach der Mitteilung eines

Freundes berichte — die Leitung des Vereins mit Wärme, mit Eifer, nachdem sein Vorgänger, ein ehrbarer Meister Handwerker, um allzu großer Dummheit willen abgesetzt worden war; doch er gewahrte bald, daß diesen Männern von Stavenhagen nicht zu helfen sei. Endlich hält er ihnen eine Abschiedsrede, legt sein Amt nieder und erklärt seinen Austritt aus dem Verein. Hiermit nicht einverstanden, umringt ihn die Versammlung, bittet ihn, zu bleiben, oder doch anzugeben, was ihn etwa verletzt habe; ihm solle Genugthuung werden. Fritz Reuter weicht aus; die Thür zu erreichen, ist alles, was er begehrt. Endlich hat er den Thürdrücker gefaßt; „ich will euch sagen", ruft er nun mit seiner vollen Stimme, „warum ich aus dem Verein trete!" Allgemeine Stille und Erwartung. „Ji sid mi all tau dumm, ji Schapsköpp!" — Und er ist aus der Thür.

Er kehrte denn auch einstweilen nicht nach Stavenhagen zurück; nicht dort, sondern jenseits der Grenze, in Treptow an der Tollense ließ er sich nieder, nachdem er endlich — 1850 — das Landleben aufgegeben hatte, um es mit dem trockenen Brot des Schulmeisters zu versuchen. Die Liebe trieb ihn zu diesem verzweifelten Versuch: denn für zwei gute Groschen die Stunde Unterricht zu geben, war für seine Bildung, seine Jahre, seine Geistesgaben wohl ein verzweifeltes Beginnen. Als Privatlehrer „that er sich auf"; er erteilte Turn- und Zeichen-Unterricht, er übernahm auch sonst, in allen Fächern (selbst die Schwimmkunst nicht ausgeschlossen), was man von ihm begehrte. In seinem Nachlaß findet sich noch ein Blatt, mit mathematischen Aufgaben und Berechnungen aus einer dieser Unterrichtsstunden bedeckt; — auf der Rückseite hat derselbe Mann, zehn, zwölf Jahre später, die mit Riesenschnelle wachsenden Einnahmen aus den sich jagenden Auflagen seiner Dichtungen berechnet. Welcher Gegensatz zwischen dieser und jener Mathematik! Hätte ihm ein guter Geist, ein ahnender

Gedanke damals sagen können, was für einen Zahlensegen dieselbe gequälte, abgemüdete, zahlenkritzelnde Hand noch auf eben dasselbe graue Blatt hinschreiben würde!

Indessen er plagt sich, er erwirbt Groschen um Groschen, — und hofft. „Die Hoffnung," sagt er einmal, „ist so dreist wie die Biene, sie drängt sich an jede Blume und trägt aus jeder ihren Honig davon". Nur jener eine böse Geist steht ihm noch immer im Wege: seine Krankheit. Jahre lang hatte die Geliebte Neigung, Hoffnungen, Pläne mit ihm geteilt, Jahre lang hatte sie immer wieder geschwankt. Ein stilles Grauen, scheint es, lähmte ihr stets von neuem den Mut. Endlich entschloß sich der Thalberger Freund zu einem seltsamen, zu bewundernden Schritt. Er führte sie eines Tages nach Treptow (Thalberg liegt vor der Stadt), in Fritz Reuters Zimmer, als er in den peinlichen Zuständen dieser Krankheit daniederlag. Fürchterlich war ihr der Anblick; sie litt lange und viel. Aber ein höheres, ein weiblich edles, wahrhaft schönes Gefühl wuchs darüber empor: sie hoffte, wie es scheint, daß sie es über ihn vermögen werde, das Übel zu besiegen, wenn sie sein Weib sei. Und sie ward sein Weib. Im Frühjahr 1851 gründeten sie in Treptow ihren gemeinsamen Herd.

Sie hat es nicht erreicht, einen Feind zu besiegen, den wohl keine menschliche Macht bezwingen konnte; aber sie rettete ein Leben, das von noch unerkanntem, unvergänglichem Wert, und ohne Sie, wie es scheint, verloren war. Was ich hier erzählt habe, weiß ich nicht durch sie; auch nicht durch sie, wohl aber durch andre wahrhafte Zeugen, mit welcher unüberwindlichen Liebe, Sorge, Geduld und Selbstverleugnung sie ihn nun dreiundzwanzig Jahre lang in jedem Anfall seiner Leiden pflegte und bewachte.. Warum sollte ich nicht davon reden? Ist es doch ein herrliches Zeugnis für den vielgeprüften Mann, daß er ein solches Weib, und in ihr solche Liebe fand. Doch für das Opfer ward ihr auch der Lohn.

Er, dem das Weſen der Liebe tiefſte Innigkeit war, deſſen kindlich reines Gemüt die Liebe als „tiefes Mitleid mit ſich ſelbſt, als heimliches Sehnen nach einem beſſeren Herzen“ faßte, „das wie ein Mondſcheinſtrahl, aus Ahnung und Dämmerlicht gewebt, in uns fällt“, — er zeigte ihr auch in dieſen herzbrechenden Leiden die Idealität ſeiner Seele. Gegen die Freunde, auch die nächſten, ſchwieg er von ſeinem Übel und verlangte Schweigen; ihr ſchloß er ſich in rührenden Klagen über das grauſame Unglück ſeines Lebens, doch auch in heiligen Entſchlüſſen, feierlichen Gelöbniſſen, verdoppelter Liebe auf. Es erſchien ihr dann jede ſolche Pein wie ein Bad der Reinigung, eine innere Wiedergeburt; ſie ſah neues Leben, neues Glück beginnen, und neue Hoffnung — freilich unerfüllbare — trug ſie empor. Höher noch trug ſie dann der Anblick ſeines dichteriſchen Schaffens, als er endlich ſich ſelbſt gefunden hatte: denn alles Beſte, was er je geſchrieben, entſtand nach ſolch einer Leidenszeit. Schon während dieſer Zeiten, in ſchlafloſen Nächten, ſchuf ſein Geiſt. Es blieb oft unzerſtörbare Klarheit in ihm; nicht nur, daß er im Bette las und im Gedächtnis behielt, auch glückliche Gedanken, fruchtbare Phantaſien ſuchten ihn auf. Er ſah zuweilen die Geſtalten ſeiner Dichtungen ſo lebendig vor ſich, daß er rief: „Sieh, ſieh, ſieh! Du mußt ſie ſehen! Mit Händen könnt' ich ſie greifen!“ — Doch es kamen freilich auch finſtere Geſtalten zu ihm. Als er noch der arme, unbekannte, ja ſich ſelber noch unbekannte Mann war, in den erſten Jahren ſeiner Ehe, dichtete er in ſolch' einer Schmerzensnacht folgendes Gedicht:

Ich habe nicht Fürſten und Kön'gen gedient,
Ich war mein eigener König;
Und hab' ich auch vieles auf Erden geſchafft,
Für's Ende ſchafft' ich zu wenig.

Nun klopft an die Thür eine bleiche Geſtalt;
„Herein Du alter Geſelle!
Ich hab' Dich ſchon einmal im Kerker gekannt,
Komm, Hunger, komm ſetz Dich zur Stelle!

Beiß ein! Beiß ein mit dem wilden Zahn
Und hilf mir die Mahlzeit verzehren;
Du haſt es vordem ja ſchon öfters gethan,
Komm, bring mir mein Schwarzbrot zu Ehren."

Und er ſetzte ſich 'ran an den nackten Tiſch
Und da draußen da klopft's wie Geſpenſter:
„Herein, Herein Du, Winter friſch,
Herein Du Sturm an dem Fenſter!

Ich habe Euch beide auf öder Haid'
Am Meeresſtrande getroffen,
Ihr findet luſt'ge Geſellſchaft heut',
Die Thüren ſtehen Euch offen."

Sie treten ein, ſie ſetzen ſich,
Die beiden herben Burſchen.
Der Winterſturm, der ſchüttelt mich,
Vor Froſt die Zähne gnurſchen.

Da tritt mit lahmem, leiſem Fuß
Ein Weib, das ich nicht kannte,
Zur Thür hinein. „Einen ſchönen Gruß!
Ich bin der Dreien Tante.

Ich bin die Seuche, bin die Peſt,
Ich bin die alte Krankheit!
Was ich gepackt, das halt ich feſt*)
— — —

*) Eine Zeile fehlt.

Und neſtelt ſich an mich heran
Und packt mich wie mit Krallen:
„Ja, wehr ſich, wer ſich wehren kann,
Ich muß ihm doch gefallen.

Komm her, mein Schatz, komm her, mein Kind,
Was willſt Du mit mir hadern?“
Es glüht wie gift'ger Höllenwind
Mir durch Gehirn und Adern.

Der Hunger, Winterſturm und Froſt,
Die halten mich zurücke;
„Geſellen helft! Geſellen reißt
Sie 'runter vom Genicke!“

Und wildes Lachen um und um!
Und wilde, wilde Schmerzen!
Selbſt Hunger, Sturm und Froſt wird ſtumm,
Sie ſaugt an meinem Herzen. —

— Da wird es hell in dem Gemach,
Da zittern leiſe Schimmer,
Da wird zum hellen Gottestag
Das enge dunkle Zimmer! —

Er hat es ſelber aufgeſchrieben, dieſes erſchütternde Gedicht von der „alten Krankheit“, die ihn nicht mehr läßt; — ſonſt rief er oft ſeine Luiſe, daß ſie ſogleich zu Papier brächte, was die Muſe ſeiner Leidensnächte ihm eingab. In einer Nacht kam ihm der Gedanke, ſeine Grabſchrift zu machen; er ließ ſie ſie niederſchreiben:

Der Anfang, das Ende, o Herr, ſie ſind Dein,
Die Spanne dazwiſchen, das Leben war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, iſt Klarheit und licht iſt Dein Haus!

Mach mich mir meine Grabschrift, bat sie ihn. „Nein", antwortete er: „das ertrag' ich zu sehr". — Da will ich sie Dir geben: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. — „O nein nein!" rief er aus; „die nicht! Das thun mir weh. Deine Grabschrift soll sein:

Sie hat im Leben Liebe geübet,
Sie soll im Tode Liebe ernten."

Fritz Reuters „Lehrjahre" sind zu Ende; seine dichterische Laufbahn beginnt.

Es ist ein seltsamer Irrtum, den man lange genährt hat und wohl auch heute noch nährt: daß dieser plattdeutsche Dichter, von einem glücklichen Instinkt geführt, plötzlich, gleichsam mit Naturburschen-Humor, sich aufs Schnurren-Erzählen und Versemachen geworfen habe und nach dem ersten Erfolg, durch eben denselben Instinkt, als naiver Naturdichter, so zu sagen ohne sein eigenes Dazuthun, dieser humorreiche Erzähler geworden sei, der er ist. Wie anders, als diese Legende, lautet die Geschichte! Als Fritz Reuter bei seiner Liebeswerbung zu seiner Luise sagte: „ich kann ja auch 'mal ein Buch schreiben", klang ihr dies „etwas ungeheuerlich", wie sie selber erzählt; aber schon damals wirkte in aller Stille der Dichter-Ehrgeiz, der Dichter-Gedanke in ihm. Nur lag ihm der plattdeutsche Vortrag im Anfang noch so fern, wie irgend einem seiner dichtenden Zeitgenossen. Die Wiederbelebung dieser litterarisch toten Mundart war noch nicht geschehn. Seine Bildung, seine Vorbilder wiesen ihn auf die hochdeutsche Sprache hin, in der er seine Freuden und Leiden bisher besungen hatte, in der er nun die gewonnene Braut besang:

Gieb mir wieder
Frühlingslieder,
Gieb mir wieder

Grüne Au;
Gieb mir wieder
Weſtwinds Koſen,
Gieb mir wieder
Frühlingsroſen,
Gieb mir wieder
Himmelsblau.

Alles iſt in Dir enthalten,
Reif zum glühendſten Genuß,
Alles wird ſich mir entfalten
In dem heißen Liebeskuß.
Gieb ihn mir, Du Holde, Süße,
Gieb ihn glühend, heiß und frei,
Daß ich endlich es auch wiſſe,
Wie der Götter Wonne ſei.

Ein Dichter zu werden — nachdem ſich die andre Muſe, die der Malerei, ihm verſagt hatte! Denn obwohl er noch mit ihr verkehrte, in dieſer und jener Geſtalt, obwohl er in Bildniſſen die Ähnlichkeit, wie man mir bezeugt, gut zu treffen wußte, und nie aufgehört hat, ſich mit Bleiſtiftphantaſieen und Köpfe-Zeichnen zu unterhalten (wobei ihm in ſpäterer Zeit die beſten poetiſchen Gedanken kamen), ſo blieb er doch immer nur ein begabter Dilettant. Sollte ihm nicht ein größeres Dichtwerk gelingen, ihn innerlich und äußerlich frei machen? — Er träumte in dieſen Jahren des Suchens unter anderm von einem frei erfundenen epiſchen Gedicht, das, auf mecklenburgiſchem Boden, den „Kampf des Heidentums gegen das Chriſtentum, aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtſchaft" darſtellen ſollte; „wie uns ein ſolcher Kampf in unſrer Geſchichte bei den Wenden und Sachſen entgegentritt, wo die Aufdringung des Chriſtentums leider nur ſehr eigennützigen Gründen entſprang". Im Mittel-

punkt der Handlung ſollte der ſogenannte „Heidenkirchhof“ bei Jabel (nahe am Müritz-See) ſein; und in der Einleitung ſuchte er zunächſt dieſe düſtere Stätte, das Grab der für ihr Vaterland Gefallenen, zu ſchildern, dem, wie die Sage geht, noch bei Nacht zuweilen die Geiſter jener Heidenſcharen entſteigen. Scheu flüſtern es die Alten ihren Söhnen zu,

Wie ſich dann Sturm erhebt, und wie die Fichten
Rings um die kahlen Hügel ſich erheben,
Wie ſich die Wurzeln in die Höhe richten,
Und wie die Wipfel an der Erde beben,
Wie ſich dem Sturmgeheule Schlachtruf mengt,
Wie ſich Erſcheinung an Erſcheinung drängt,
Wie's ängſtlich hierhin dorthin irrt,
Und ſich zum grauſen Knäu'l verwirrt;
Bis alles endlich jach verſchwindet,
Wenn ſich dem nahen See ein Ton entwindet,
Tief unten aus dem kühlen Grunde,
Aus dem kryſtallenen Verließ,
So troſtlos trüb' und doch ſo ſüß,
Wie Lebewohl aus Liebchens Munde.

Indes nur ein Bruchſtück dieſer Einleitung entſtand; im Grau in Grau der Betrachtung gemalt, an Reuters früheren Lieblingsdichter Byron erinnernd, deſkriptiv, ohne Plaſtik der Form. Er ſandte dieſes Bruchſtück ſeiner Freundin zu; es blieb Anfang und Ende. Ein andrer, harmloſerer Plan, in dem zuerſt ſein Humor zu dichten wagte, trat ihm näher ans Herz: ſchon im Jahre 1845 begann er die Reiſe nach Belgien zu ſchreiben. Doch nicht in ihrer jetzigen, ſondern in hochdeutſcher Geſtalt; — wie er denn gleichfalls hochdeutſch das Buch zu ſchreiben begann, das er viele Jahre ſpäter unter dem Namen „Ut mine Stromtid“ neu bearbeiten ſollte. Das Manuſkript exiſtiert noch, und zeigt neben ſchwachen und

unreifen Teilen auch bedeutende Anläufe; freilich fehlt Bräſig noch ganz, und auch bei Fritz Tiddelſitz und Pomuchelskopp, die neben dem eigentlichen Helden Habermann ſchon ihre Rolle ſpielen, fehlt jene wunderbare Kraft der Pinſelführung, die uns in der „Stromtid“ bezaubert. Immer aber bricht doch das Talent des Erzählers, die Fülle der Anſchauung hervor; als Vertreter des „Miſſingſch“ wirkt der „Dorfſchulmeiſter“ mit reizvollem Humor und behaglichſter Breite, und die einfache Handlung entwickelt ſich zuletzt (ehe ſie fragmentariſch abbricht) mit unerwarteter Kraft. Man ſieht, der Dichter der „Läuſchen und Rimels“ von 1853 war lange Jahre vorher von größeren, kunſtvolleren Entwürfen erfüllt. Warum fehlte ihm der Mut, ſie ans Licht zu ſchaffen? — Es fehlte offenbar der Vater des Muts, das Selbſtvertrauen; wohl auch die Mutter, die Ermutigung.

Nur eine ſeiner Arbeiten aus dieſer Zeit kam ans Licht der Welt; die humoriſtiſche, zum Teil wahrhaft geiſtreiche Satire „Ein gräflicher Geburtstag“, die er 1845 oder 46 ſchrieb. Er hatte die ſeltſame Geburtstagsfeier der Gräfin Hahn, die er darin ſchildert, 1842 als „Strom“, von Demzin aus, mit erlebt; ſeine Satire ward in den Jahrgängen 1846 und 1847 des von W. Raabe herausgegebenen „Mecklenburgiſchen Volksbuchs“*), noch unter der Herrſchaft der Zenſur, gedruckt. Dieſes Volks- und Jahrbuch, von den Führern der mecklenburgiſchen Liberalen geleitet und geſchrieben, von entſchiedenen ſatiriſchen Talenten unterſtützt, war das litterariſche Sprachrohr der Gebildeten, die nach Verbeſſerung der heimatlichen Zuſtände ſeufzten und drängten. Mit Reuter erſtand ihnen nun ihre beſte humoriſtiſche Kraft; doch ſein Name

*) Der Titel des Jahrgangs 1847 lautet: „Mecklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände.“ (Bei Hoffmann und Campe in Hamburg.)

blieb noch unbekannt, der Aufſatz erſchien anonym. Ob aus Beſcheidenheit oder aus einer anderen Rückſicht, wüßte ich nicht zu ſagen. Wer ohne das Vorurteil, das uns der Zauber ſeiner reifſten plattdeutſchen Werke ins Ohr geſchmeichelt hat, an dieſe hochdeutſche Satire herantritt (und zugleich den Einfluß der Cenſur-Rückſichten auf den Vortrag bedenkt), der wird ſich auch hier an dem großen Talent erbauen, das, an guten Muſtern genährt und doch original, mit den Früchten ſeiner Bildung wie mit vergoldeten Weihnachtsäpfeln ſpielt; das behaglichen Humor, feine Ironie und wahrhaft vernichtende Verurteilung als bunte Früchte an demſelben Weihnachtsbaum durcheinander blinken und ſchillern läßt, und zum Schluß dieſe ganze Pyramide von Spott und Hohn durch den Gegenſatz, den rührenden Geſang des wandernden Webergeſellen, ſinnvoll beleuchtet.

Einige Jahre ſpäter, Ende 1849, als ſchon die Reaktion gegen die neue freiheitliche Entwickelung Mecklenburgs begonnen hatte, entſtand noch eine zweite Satire ähnlicher Art: die Schilderung des feierlichen Einzugs derſelben gräflich Hahn'ſchen Familie in demſelben Baſedow (bei Malchin), wie er nach längerer Abweſenheit am 20. Oktober 1849 erfolgte. Dieſer kürzere Aufſatz, obwohl für den Druck geſchrieben, ward nie gedruckt; es ſcheint, die ſchnell hereinbrechende Woge der Reaktion ſchwemmte ihm den Boden, auf dem er fußte, hinweg. Eine von freundlicher Hand mitgeteilte Abſchrift liegt vor mir; doch der Gegenſtand des Spottes iſt zum Teil ſo lokaler Natur, der damalige Zuſtand der Dinge ſo raſch vorübergegangen, auch der Vortrag ſo ungleich, daß man dem geſtorbenen Dichter Unrecht thäte, die Satire in den Nachlaß aufzunehmen. Daß es an gelegentlichen guten Einfällen nicht fehlt, brauche ich nicht zu ſagen; wie denn unter anderm, zur richtigen Würdigung des ehelichen Verhältniſſes, das gräfliche Paar ſtets nur als „Frau und Herr Gräfin" eingeführt wird.

Auch die Schilderung des Vorſpiels der feierlichen „Audienz“ iſt vom ächten Reuter: „. . . Nächſt dem Vergnügen, Gimpel zu fangen und junge Hunde abzurichten, kenne ich kein größeres, als ehrſame Spießbürger [hier Bürger aus Malchin] antichambrieren zu ſehn. Es iſt 'ne wahre Wonne, ſie anzuſchauen, wie ſie auf dem gebohnten Fußboden einherglitſchen wie die Eſel auf dem Glatteis, wie ſie ſich wie Orgelpfeifen in Reih' und Glied ſtellen und ihre Kopfbedeckungen in den Händen drehen, dieſe geziert mit Glacéhandſchuhen, von denen jeder einzelne aus einem Paar gewöhnlicher für ihre Fäuſte zuſammengenäht iſt; wie ſie voll Verlegenheit nur flüſtern, und ſich gegenſeitig auf das, was anſtändig iſt, aufmerkſam machen, wie ſie ſich räuſpern, und endlich doch alle aus Gewohnheit gradezu in die Stube ſpucken . . .“ Doch das Beſte, und gewiſſermaßen das Thema, für das die ganze voraufgehende Introduction geſchrieben ward, iſt der gereimte Schluß: eine Art von Bänkelſänger-Ballade, die damals auf einem Umwege, ohne Nennung des Verfaſſers, (wie ich mich ſelber ſehr wohl erinnere) zu hohem Ergötzen in der Roſtocker Zeitung abgedruckt ward. „Am Nachmittage“, heißt es am Schluß, „fuhren die Herrſchaften ins Dorf, um von den Unterthanen ferneren Tribut an Ehrenbezeugungen einzuſammeln; es paſſierte ihnen aber hier etwas, das wert iſt, in Verſen, gut oder ſchlecht, aufbewahrt zu werden. Das Gefühl der Unterthanen regte ſich, und:

Als die Fahrt beinah geendet
Und ſich nach dem Schloß gewendet,
Ward ein ſchönes Stück vollführet
Und der Wagen arretieret;
Zu der Gräfin größtem Schreck
Traten zwei ihr in den Weg.

Denn zu dieſes Tages Feier
Hatt' der junge Münchenmeier

Und der alte Kannengießer*
Sechzig Jahr schon alt ist dieser
Sich ein Stücklein ausgedacht
Das ihnen viel Ehre macht.

Beide traten an den Wagen
Um die Gräfin zu befragen,
Ob sie's gnädigst wollt' vergönnen,
Daß sie selber sich anspönnen
Wie die Pferde aufgeschirrt?
Beide reden sehr verwirrt.

Und die Gräfin lächelt zierlich,
Spricht zu ihnen ganz manierlich,
Daß es angenehm ihr wär',
Wenn der Wagen nicht zu schwer,
Und der Graf, der sitzet da,
Sagt zu allen Dingen „Ja"!

Als die Herren Inspektoren**
Das vernommen mit den Ohren,
Stellen sie sich Mann für Mann,
Und der Kutscher spannt sie an,
Daß für Unglück Hülfe sei,
Steht der Thierarzt auch dabei.

Und die Herren Inspektoren,
Als sie angeschirret woren,
Fangen Hurrah! an zu rufen,
Wiehern, scharren mit den Hufen;
Und der Kutscher rufet: „Jüh"!
Und nun ziehe, Schimmel, zieh!"

---

*) Die beiden ächten Namen; Fritz Reuter hatte an ihre Stelle „Mützendreier" und „Pfannenschießer" gesetzt.
**) Die Verwalter der gräflichen „Begüterung".

Da der Weg ganz frei von Sande,
Alle sie ganz gut im Stande,
Und der Wagen nicht zum schwersten,
Und die Peitsch' vor'm Allerwertsten,
Und der Kutscher ziemlich grob,
Geht es immerfort Galopp.

Hier ist viele Ehr' zu holen!
Alle springen wie die Fohlen,
Selbst der alte Kannengießer
(Sechzig Jahr schon alt ist dieser),
Und die Gräfin freut sich sehr,
Daß der Wagen nicht zu schwer.

Vor dem Schlosse angekommen,
Sind die Sielen abgenommen;
Doch dem jungen Münchenmeier
Ist bekommen schlecht die Feier,
War gebadet ganz in Schweiß,
Und voll Striemen war sein Steiß.

Alle sind sie außer Atem,
Sagen aber alle: „'t schad't em
Nich, wenn wi ok all krepieren,
'T schüht de Grämin man tau Ihren."
Und der Tierarzt nimmt den Topf,
Pulver giebt er gegen Kropf.

Will sich Keiner lassen führen
Morgen vor der Gräfin Thüren
Und mit unterthän'ger Bitte
Flehn, daß sie zur Jagd ihn ritte,
Ihn, geschmückt mit der Schabrack',
Und die Gräfin huckepack? —

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Partei des „Hundelohns“ siegte, die Satire ward stumm; Fritz Reuter verließ Mecklenburg, und in Treptow an der Tollense, im Idyll der jungen Ehe, begann seine plattdeutsche Zeit, begann die Zeit des Erfolgs. Zu dem stillen Ehrgeiz, der nun schon so lange unbefriedigt träumte und schrieb, kam, wie in tausend gleichen Fällen, die alte „Mutter der Dinge“, die Not. „Sind jemals Menschen genügsam gewesen,“ bezeugt zwar der Freund Fritz Peters, „so war es das junge Reutersche Ehepaar“; bei höchst kärglichen Einnahmen hielten sie sich doch von drückenden Schulden frei, Beide zum Sparen und zur Ordnung geschaffen. Dennoch mußten sie wünschen, den so unmäßig sauer verdienten Erwerb zu erhöhen. Claus Groth's „Quickborn“ erschien 1852; der rasche Erfolg dieses plattdeutschen Lyrikers lehrte zu allgemeinem Erstaunen, daß in der bescheidenen Mundart nicht nur Vergangenheit, auch noch urlebendige Gegenwart sei. Vielleicht Zukunft, — wenn der Rechte käme. Ob er dieser Rechte sei, fragte sich Fritz Reuter freilich damals noch nicht. Sein Glaube war gering. Er wußte nur, daß er zuweilen — schon

Digitized by Google

ſeit manchem Jahr — ſich in plattdeutſchen Polterabendſcherzen verſucht hatte, die mehr als ihre Nebenbuhler gefielen; daß er ein begabter, geſuchter Erzähler plattdeutſcher Schnurren war, die er mit ſchlagender Nachahmung, mit unwiderſtehlichem Humor gleichſam dramatiſch-lebendig zu machen wußte. Wie den Italiener die conversazione, den Perſer und Araber der Vortrag ſeiner phantaſtiſchen Märchen beglückt, ſo iſt es des Mecklenburgers tiefſtes Urbehagen, drollige „Geſchichten" erzählen zu hören. Sie ſeien ſo alt, wie ſie wollen, jedermann kenne ſie: der lebendige, künſtleriſch humoriſtiſche Vortrag macht ſie ihm neu. Darin iſt er, wenn auch nur Hörer, der Embryo eines Künſtlers; das beſte Publikum für den beſten Erzähler. Wie, wenn Fritz Reuter die alten Schnurren — ſelbſterlebte wie allbekannte — mit denen er ſo manchen luſtigen Abend geſchmückt, nun auch für den Leſer niederſchrieb? in plattdeutſche Reime gebracht? — Er ſetzte ſich hin und begann. Faſt allabendlich, erzählt ſeine Frau*), nach Beendigung von ſechs bis ſieben Privatſtunden, wurden von acht bis zehn Uhr „Läuſchen" geſchrieben. „Will doch ſehn, Wiſing," ſagte er, „wie ſich die Dinger auf dem Papier ausnehmen, wie ſie ſich da anhören." War ſo ein „Ding" fertig, vorgeleſen, gebilligt, ſo ſprang er vergnügt herum, rieb ſich die Hände: „Sonntag leſ' ich's in Thalberg vor; gefällt's da auch, ſchreib' ich ruhig weiter; — hab' noch 'ne Menge ſolcher Dinger am Bändel." Er ſchrieb weiter; ſie ſaß am Nebentiſch bei ihrer Arbeit, „mäuschenſtill", ſah, wie die Feder flog, wie er ihr dann und wann zunickte, auch wohl murmelte: „Nein, ſo nicht — ſo iſt's beſſer"; und: „das wird dir gefallen" .... Welch reines, ungetrübtes Glück, ſetzt ſie hinzu, umſchloß dieſe ſtillen Abendarbeitsſtunden! Ich glaube, man konnte nicht glücklicher ſein,

*) In einer Schilderung des Anfangs von Reuters Schriftſtellerleben, die Friedrich Friedrich in der „Gartenlaube" mitgeteilt hat.

als wir zwei Menſchen. — Endlich, eines Abends, ſagt er: „So! Nach meiner Rechnung wären es jetzt etwa dreihundert Druckſeiten; — ich geb' die Dinger heraus. Ich wag's; in Mecklenburg und Pommern wird's geleſen, vielleicht auch gekauft."

Er wendet ſich an einen Buchhändler in Anklam, an einen zweiten in Neubrandenburg; man antwortet ihm, man werde das Buch „vielleicht verlegen", wenn der Verfaſſer das Riſiko trüge. In ihm iſt der Glaube erwacht. „Ich geb's im Selbſtverlag heraus," erklärt er der Frau mit plötzlich feſtem Entſchluß. „Juſtizrat Schröder leiht mir zweihundert Thaler zum Druck, die Koſten werden gedeckt; heut Mittag gleich fahr' ich nach Neubrandenburg zur Druckerei."

Er kommt zurück: „Erſchrick nicht, Luiſing! Ich laſſ' gleich zwölfhundert Exemplare abziehn ſtatt der gewollten ſechshundert." — Aber, Fritz, Du ſtürzeſt uns in Schulden! — „Nein, Kind, es iſt vorteilhafter ſo; glaub', ich hab' mir's überlegt." — Die ſchriftlichen Anfragen an alle mecklenburgiſchen und einige pommerſche Buchhandlungen ergehn; Beſtellungen erfolgen, doch meiſt natürlich zur Anſicht; die Exemplare kommen von der Druckerei, die Packerei beginnt. Tagelang arbeitet die Hausfrau mit Latzſchürze und Zuckerhammer, dem ſich das ſteife Packpapier beſſer fügt als der bloßen Hand; der Mann ſitzt daneben, ſchreibt die Begleitbriefe, ſiegelt und ſigniert. „Laß Dich's nicht verdrießen, Luiſing," ruft er ihr zuweilen zu, „wenn's auch Queſen (Schwielen) giebt! Kriegſt 'n neu' Seidenkleid!" — Und Fritz Reuter's „Läuſchen un Rimels" gehen in die Welt.

So konnte er denn erfüllen, was er ein Jahr vorher, am Weihnachtsabend 1852, ſeinem Fritz Peters in folgenden Verſen verheißen hatte:

Mein Freund, ich bin ein armer Schlucker,
Und meine Schätze liegen in dem Mond;

Auch hab' ich viele, ſchöne Güter
Im Lande, wo die Hoffnung thront.
Von dorten her bring' ich Dir eine Gabe;
Ich hoffe, daß ſie wichtig Dir erſcheint,
Denn ſie iſt heiter wie die Morgenſonne,
Und der Dir's bringet, iſt Dein Freund.
Es iſt ein köſtliches Geſchenk,
Ihr Alle könnt Euch meine Großmut merken:
Es iſt die Dedikation
Zum erſten Band von „Reuters Werken".

Den Erfolg dieſes erſten Bandes — der nun die verſprochene Widmung an der Stirn trug — kennt jedermann; er war wie der des „Quickborn": ſchnell und unzweifelhaft. Die erſte Auflage verſchwand in ſechs Wochen; täglich kamen Nachbeſtellungen; die beiden überraſchten, glücklichen Menſchen „lachten und weinten". Freilich blieb — das Sprichwort umkehrend — der Ruhm des Propheten noch im Vaterlande; nach Hochdeutſchland kamen die gereimten „Geſchichten" nicht hinaus. So ſehr ſich der Mecklenburger, der Pommer an ihnen ergötzte, dieſe „Kongregation kleiner Straßenjungen", wie der Dichter ſelbſt ſie in der Vorrede nennt, „die in ‚roher Geſundheit' luſtig über einander purzeln, unbekümmert um äſthetiſche Situationen, die fröhlichen Angeſichts unter Flachshaaren hervorlachen und ſich zuweilen mit der Thorheit der Welt einen Spaß erlauben", dieſe ſcheinbar kunſtlos improviſierten, oft derbkomiſchen Geſtalten blieben vor dem Schlagbaum an der hochdeutſchen Grenze ſtehn, den Klaus Groth's „Quickborn" überſprang. Es war allerdings auch an ihrer Kleidung Dies und Das, was ſie kulturwidrig zu machen ſchien. Nicht daß ſo mancher gewagte, regelloſe Reim mit unterlief, — was jeder volkstümlichen Dichtung geſtattet bleiben muß, wie denn auch Klaus Groth es weder verſchmäht noch

vermieden hat; aber ein gleichſam unentſchiedener Kampf zwiſchen dem Recht des Verſes, des Rhythmus und dem Drang nach Natur-Abſchreibung geht durch das ganze Buch. Ja er wiederholt ſich in allen ſpäteren Versdichtungen Reuter's: zu Gunſten des Rhythmus abgeſchwächt in „Kein Hüſung", auch in „Hanne Nüte", doch nirgends zu vollem Friedensſchluß gebracht; ſo daß der Versdichter Fritz Reuter gegen den Proſadichter gleichen Namens immer im Nachteil bleibt. Das Stilgefühl in ihm iſt ſchwächer als das Naturgefühl. Dies giebt ſeinen Proſa-Erzählungen jene eigene Poeſie der höchſten, natürlichſten, freieſten Behaglichkeit; dies giebt ſeinen gereimten Dichtungen die eigentümlich proſaſüchtige Vortragsweiſe, die dann plötzlich in Stimmungsbildern, in lyriſchen oder dramatiſchen Momenten ein melodievoller Aufſchwung unterbricht.

Dem entſpringt denn auch dieſer andere Mangel, der ihm von Anfang an, auch in der Heimat, oft zum Vorwurf gemacht worden iſt: daß ſeine Verſe gleichſam die Narben aus jenem Kampfe tragen, daß bald dem naturwahren Ausdruck zu Liebe der Rhythmus zerhackt, bald dem Vers zu Liebe der Sprache Gewalt angethan wird; bald, und oft, geſchieht beides zugleich. Es iſt und bleibt unplattdeutſch, wenn der Dichter ſagt: „ſo lang ick kann man denken", oder: „dat Ji för Brillen keine Näſ'" (wo, wie nur zu häufig, uns das Zeitwort unterſchlagen wird), oder: „dat ick up ehr gaww ümmer Paß", oder: „un as nu in den Tog irſt is 'e"; — wobei jedes dieſer Beiſpiele für Dutzende ſeinesgleichen ſteht. Auch in hochdeutſcher Sprache würden wir darin Härten empfinden und Verfehlungen tadeln; der Dialekt macht ſie nicht ſündenfrei, denn auch er verlangt Kunſt und er ſchreit nach Natur.

Doch, wenn jeder Menſch „die Fehler ſeiner Tugenden" hat, für wen gilt dies mehr als für Reuter! Hinter der

Sorgloſigkeit, die ihn ſo ſündigen ließ, ſteht, wie der Körper hinter ſeinem Schatten, die wahrhaft elementar zu nennende Kraft, die nach Verlebendigung des rund und ganz Angeſchauten ringt. Dieſe ſeine höchſte Gabe, die ihn ſofort über Hunderte ſogenannter Dichter hinwegtrug, ſie hat auch ſchon an den „Läuſchen un Rimels“ mitgedichtet, ſo harmlos und vor allem ſo ungleich ſie ſind. Ungleich im Wert des Stoffs, ungleich in der Form. Es ſind Anekdoten darunter, die nach meinem Gefühl, ſchon ihrer epigrammatiſchen Natur nach, dieſe künſtleriſche Ausführung nicht vertragen; andere, die umgekehrt erſt durch dieſe Ausführung *geworden*, *geſchaffen* ſind. Wie viel belauſchtes Leben und pſychologiſcher Humor ſteckt aber in den *beſten* dieſer Läuſchen, in denen der Erzähler Raum und Anlaß fand, höchſt ergötzliche Geſtalten wirklich auszukneten und in dramatiſcher Bewegung vor uns hinzuſtellen. Mit immer neuem Behagen leſe ich Geſchichten wie „De Bullenwiſch“, „De Ihr un de Freud“, „De Wedd“, „Moy inricht“, „De Gauf'handel“, „Dat Küſſen ut Leiw“, „Dat Johrmark“, „De goldene Hiring“; um nur die zu nennen, die mir als die lebendigſten Menſchenbilder vor Augen ſtehn. Aber man *leſe* ſie nicht; man *höre* ſie. Reuter's plaſtiſche Kraft würdigt man erſt ganz, wenn man ihn mit Kunſt, mit dramatiſcher Wahrheit ſich vortragen läßt; wenn, ſo zu ſagen, das in den Lettern eingefrorene lebendige Wort zwiſchen zwei Lippen wieder aufthaut. Denn er war ein Epiker nach älteſter Art, nach dem Willen der Natur: er war ein Mann, der erzählte, dann formte, endlich niederſchrieb.

Der raſche Erfolg dieſer beſcheidenen Verſuche gab ihm den Mut, den Glauben, der ihm ſo lange verſagt hatte. Vielleicht die ſchönſte Zeit ſeines Lebens begann: hoffnungsfrohes Schaffen, junges Eheglück, blühendſte Jahre, gebeſſerte Geſundheit, und mit alten und neuen Freunden behaglichſter, heiterſter Verkehr. „Wat nich furt, dat fäut't ok nich“, ſagt

er einmal: die Zeit des „Süßens“ war für ihn gekommen. Er konnte seine Unterrichtsstunden kürzen, dann aufgeben; nachdem er auch aus ihnen nach seiner Art Honig gesogen, an Schülern und Schülerinnen sich Freunde fürs Leben gewonnen, seinen Mangel an streng methodischer Schulung durch den innerlich bildenden, seelenwerbenden Zauber seiner Person ersetzt hatte. Auch diese Zeit hätte uns ohne Zweifel goldene Früchte getragen, wenn Fritz Reuter sein im Entwurf begonnenes Werk „Ut mine Schaulmeistertid“ ausgeführt hätte, in dem seiner Lieblingsschülerin, der Tochter des Justizrats Schröder, die Hauptrolle bestimmt war; doch beim Entwurf ist es geblieben. Eben dieser Justizrat Schröder hatte am eifrigsten die Entstehung der „Läuschen un Rimels“ gefördert, die Herausgabe durch seinen Vorschuß möglich gemacht; mit ihm, dem geborenen Helfer aller Bedrängten, dem jovialen Gesellschafter (den das 29. Capitel der „Stromtid“ humoristisch übermütig schildert), mit den treuen Thalbergern, dem trefflichen Superintendenten Schumacher und anderen Freunden genoß das Reuter'sche Paar die Freuden niederdeutscher, bequemster Geselligkeit. „Die heitersten Stunden unseres Lebens“, schreibt Fritz Peters, „haben wir verlebt, wenn Reuter uns von Treptow aus besuchte und uns seine Produktionen bei einem Glase Wein vorlas“. Lustige Gedichte und Trinksprüche zeugen noch von diesen guten Zeiten: sei's, daß der dankbare Poet den großen „Borger“, den Justizrat, feiert, oder daß er den ersten Blumenkohl, den er in seinem Gärtchen selbst gezogen, der Herrin von Thalberg darbringt, oder sie als „Du Rose vom Thal, Du Lilie vom Berg“ besingt, um sich auf eine geräucherte Wurst zu Gaste zu bitten. Und mit welcher Liebe schildert er in der „Stromtid“ (in dem eben erwähnten 29. Capitel) die Freuden der Weihnachtszeit, die sie auch später noch, von Neubrandenburg aus, bei diesen Getreuesten auf dem Landsitz zu verbringen pflegten, —

kinderlos wie ihre eigene, nur darin nicht geſegnete Ehe blieb. Selbſt ein Schachclub entſtand in dem kleinen Treptow, durch Reuters' Vorliebe für dieſes edle Spiel ins Leben gerufen. Indeſſen das Spiel, die Feſte, die Ferien waren nicht mehr ſein beſtes Glück: die entfeſſelte Schaffensluſt bewährte auch an ihm ihre Magie. Kaum erwacht, begann er ſchon im Bett zu dichten, ſeine Gedanken zu ordnen; „ich durfte ihn nicht ſtören, nicht ſprechen", erzählt (in ihren für den Biographen verfaßten Aufzeichnungen) ſeine in der Erinnerung noch rührend beglückte Frau. „Mit der geſtopften Pfeife ſetzte er ſich dann zum Schreibtiſch nieder; ich ſchob ſtillſchweigend die große Taſſe Kaffee auf ein Seitentiſchchen und verſchwand. Um zehn Uhr wieder leiſe, ſtillſchweigend, ein Butterbrot; — und wenn dann erſchallte: „kannſt hierbleiben, will Dir's vorleſen", war ich ſo glücklich. — „Na, was meinſt Du?" — Natürlich meinte ich das Allerbeſte; doch wenn ich einmal Dies und Das nicht meinte, hieß es: „nein, nein, mußt nicht mäkeln"; und nach einer kleinen Weile, ſo recht gutmütig ſchmeichelnd: „will mir's überlegen, jetzt laß mich allein; will weiter ſchreiben" . . . Wie froh, wie innerlich befriedigt fühlte er ſich beim Schaffen! Anfangs ſagte er wohl oft: Ja, wenn ich dies Buch vollendet habe, was dann? — Später dagegen: Der Stoff wächſt mir über den Kopf; könnt' ich nur alles ſchreiben, was ich weiß!" —

So entſtand zunächſt „De Reiſ' nah Bellingen"; nachdem er, als ſchwächeren Nachklang der Läuſchen un Rimels, ſeine ſeit 1842 verfaßten Polterabendgedichte in hochdeutſcher und niederdeutſcher Mundart geſammelt und herausgegeben hatte, um ſie für gleiche Anläſſe nutzbar zu machen. Wie ſie gelegentlich und ohne Zweifel oft raſch entſtanden ſind, oft auch wohl für mittelmäßige Darſteller zu berechnen waren, haben ſie denn auch für Reuters's Dichterwert wenig zu bedeuten, und ſind — vollends da ſie in ſeine geſammelten

Werke nicht aufgenommen worden* — wenig bekannt. Wenn ich einiges wahrhaft Humoristische oder Gemütvolle ausnehme (Eine alte Kinderfrau; Der Bräutigam; Vorspiel; Ein Orgeldreher mit seiner Frau), so wüßte ich weder von der ersten Sammlung, noch von dem späteren Zuwachs mehr zu sagen, als daß ein Mensch von Talent flüchtige Einfälle aus dem Ärmel geschüttelt hat, die er dann drucken ließ, nicht weil er eitel, sondern weil er bescheiden war.

Übrigens sind keineswegs alle seine Volterabendscherze, auch nicht alle besten, veröffentlicht worden; so sind mir durch Freundeshand zwei ungedruckte in Abschrift zugekommen, die, für die Hochzeiten der Töchter seines alten Lehrers und Freundes, des Conrectors Gesellius in Parchim geschrieben, sein Herz und seinen Witz in liebenswürdigster Kameradschaft zeigen. Zum Beispiel in dem ersten dieser Gedichte (von „Kutscher" und „Dienstmädchen" dramatisch dargestellt), wo er den alten Herrn, der ihn nicht ohne Nutzen in der Mathematik unterrichtet hatte, den Ehebund seiner Toni mit dem Bräutigam, einem jungen Gutsbesitzer C. Krull, in mathematischem Tiefsinn überdenken läßt:

. . . Der macht ein ganz dreikantiges Gesicht
Und sagt: Die Formel find' ich nicht.
Wer kann bei fehlenden Prämissen
In solchem Fall die Lösung wissen? . . .
Doch eins, ihr Kinder, ist mir klar:
Wird p gesucht schon manches Jahr,
Und sitzet x im vollen Brote,
So wird das ganze keine Asymptote:

---

* Sie erschienen zuerst im Selbstverlag, dann (1863) in zweiter vermehrter Auflage bei A. Hildebrand, Schwerin; unter dem Titel: „Julklapp!"

Denn 6 × 6 ist 36
Und meine Toni, die ist fleißig,
Und diese Zahl addiert zu Krull
Giebt alles andre, nur nicht Null.

Und wie liebenswürdig drollig ist das angebliche Gedicht der Braut, das durch den indiscreten Kutscher der versammelten Polterabendgesellschaft mitgeteilt wird:

Gefühle bei seinem Anblick in der Ferne.

Mein Schatz geht über'n Acker
In seinem grauen Kittel,*)
In gelben Stulpen hin.
Da geht der arme Stacker,
Er geht wohl auf den Acker,
Ach, wie ich selig bin!

Mein Schatz tritt seine Kluten**),
Die Saaten zu empfangen;
Und ist er ausgegangen,
So schau ich nur nach ihm.
Es will mich fast gemuten,
Mein'n Schatz schiebt über Kluten
Ein leichter Seraphim.

Mein Schatz kehrt bald zurücke,
Wir spielen den „Kalifen"***)
Und hat er A gegriffen,
So greife ich gleich B.

*) Hier scheint eine Zeile ausgefallen zu sein.
**) Erdklöße, Schollen. „Klutenpedder" (Klutentreter) ist ein Spitzname für den Landmann.
***) Der „Kalif von Bagdad", ein Klavierstück, das für dieses Liebespaar den Kuppler gespielt hatte.

Wo b'os Papa is,
Wo hei b'os b'iwt,*)
Ick wull em gewen dies
Lütten Gedicht.
Hebben Sei nich seihn Mama
Unsen liepen Papa
Petersen, wo hei is b'ewen?
Alisa wull em dit gewen!
Unkel Eute hett't schrewen.

Inzwischen verlor Fritz Reuter das Mädchen, das er liebte, nie aus dem Sinn; nur aus den Augen, da sie aus seiner Gegend hinwegzog. Er erbat sich die Erlaubnis, ihr von Zeit zu Zeit zu schreiben, damit sie ihn näher kennen lerne; endlich gestattete sie ihm, sie zu besuchen; — das Jahr darauf, 1847, gab sie ihm ihr Ja. Doch daß sie es noch mit unsicherem Herzen gab, wird niemand verwundern. Welche Gegenwart konnte er sein nennen, welche Zukunft sich und ihr versprechen? — Sein unglückseliges Leiden zu heilen, unternahm er im nächsten Winter (1847 auf 48) eine Kur in der Wasser-Heilanstalt zu Stur am Plauer See; auch darin seinem „Bräsig" gleich, in dessen Leinwandkittel und gelben Stulpen er als „Strom" die Welt beschritten hatte. Die tiefen Leiden seines Gemüts brachen nicht seinen elementaren Humor; auch die Briefe aus der Wasserkur an seine Thalberger geben dafür Zeugnis, sie sind nicht minder ergötzlich als Bräsigs Schilderung in der „Stromtid", sie gestatten sich nur eine Unerschrockenheit der Phantasie und des Ausdrucks, die Manches der Mitteilung entzieht. „ . . . So viel von mir," schreibt er unter anderm, „der ich sehr wohl und gesund bin, alle Morgen schwitze, sitze

*) B'os — in der Kindersprache — für bloß = nur; b'iwt für bliwt = bleibt.

und ſpritze, des Mittags näſſe, eſſe und freſſe und des Abends waſche, platſche und klatſche . . . Es herrſcht hier ein heiterer und gemütlicher Ton, der nur dadurch auffällt, daß man ſich hier zu allerlei krankhaften Erſcheinungen Glück wünſcht, daß man folgende Fragen an einander richtet: Wie viel Geſchwüre haben Sie jetzt? Was macht Ihr Schorf? Was macht der Ausſchlag an Ihren Beinen? Haben Sie heute noch zu arbeiten? (d. h. zu baden, zu douchen, zu ſchwitzen, zu brauſen, zu wickeln, zu ſitzen) . . . Einige haben mir auch ſchon mit vieler Güte prophezeit, daß ich die beſten Anlagen zu einem köſtlichen Grind in mir trage, auch würde ich nach Möglichkeit ſtinken. Ich thue denn auch alles Mögliche, um auf ſolche Stufe der allgemeinen Achtung zu gelangen . . . Ein Ocean umgiebt mich hier, den Regen über mir und unter mir die Wellen; ein Strom hat ſein Bette durch meine Eingeweide gewühlt . . . Ich bin eine ambulante Waſſerkunſt geworden und gehe damit um, mich auf Actien an die Treptuſen (die Treptower) zur Zierde für ihren Markt zu verkaufen. Mein ganzer Lebenslauf iſt Waſſer, ich werde damit begoſſen wie ein Pudel, werde darin erſäuft wie junge Katzen, ſitze darin wie ein Froſch und ſaufe es wie ein Ochs".

Er kam nicht geheilt zurück; aber die Weltgeſchicke ſorgten zunächſt dafür, ihn ſeinem perſönlichen Unglück zu entreißen. Der März 1848 brach herein, eine Welle der Revolution ſchlug auch nach Mecklenburg hinüber. Sich aus verrotteten und empörenden Zuſtänden zu befreien, rührten ſich Stadt und Land; — mit wie viel Ungeſchick freilich, Unreife und Unverſtand, hat Reuter in der „Stromtid" mit unwiderſtehlichem Humor geſchildert. Doch ſein Herz, ſein Kopf gaben ſich mit ganzem Feuereifer dem Ernſt der Bewegung hin. Welche Gefühle für ihn, der an dieſelbe Sache ſeine blühendſte Jugendzeit verloren hatte! — Er ging nach Stavenhagen zurück, ſeine Mitbürger wählten ihn (Ende März) als

Deputierten zum Güſtrower Städtetag: „dei kann reden," ſagten ſie, „un dei ward för uns reden". Im Mai willigte der „außerordentliche Landtag" in die Zumutung der Landesfürſten, die bisherigen „grundgeſetzlichen Landſtandſchaftsrechte zu der Folge aufzugeben, daß künftig nur gewählte Repräſentanten die Stände-Verſammlung bilden"; ein neues proviſoriſches Wahlgeſetz ward im Juli erlaſſen, und die danach gewählte Verſammlung der Abgeordneten beider Mecklenburg am 31. Oktober in Schwerin eröffnet. Auch Fritz Reuter war unter den Gewählten. Neben den Hoffnungen für Land und Volk mochte er auch Hoffnungen für ſich ſelber hegen; ſollte nicht irgend eine dauernde Stellung zu gewinnen ſein? Die Braut hatte inzwiſchen, auf ſeinen Wunſch, ſich nach Thalberg begeben; herzliche Freundſchaft entſpann ſich auch zwiſchen ihr und den Thalbergern; ſeine Sehnſucht wuchs, ein eigenes Haus zu begründen. Indes noch ſollte ſein Kreislauf um den fernen Mittelpunkt des Glücks nicht enden. Die Entwickelung der politiſchen Begebenheiten belehrte ihn, daß für Mecklenburgs Freiheit nichts zu hoffen ſei. Enttäuſcht kehrt er zurück. Nicht um ſich ein Daſein zu ſchaffen, nur dem Freund zu Liebe wird er noch einmal — zum letzten Mal — „Strom": er tritt für den zum preußiſchen Heer einberufenen Thalberger Wirtſchafter als Stellvertreter ein (nachdem die Braut Thalberg verlaſſen und in der Nachbarſchaft wieder eine Stelle als Erzieherin angenommen hatte), und während die ſiegreiche Reaktion die alten Mächte und Zuſtände in Mecklenburg wieder einſetzt, ißt er ſein im Schweiß verdientes Brod auf pommerſcher Erde und ſieht ſein vierzigſtes Lebensjahr ſich vollenden.

Noch ein unfruchtbares Amt hatte er in der Zeit der politiſchen Bewegung bekleidet: in jenem Stavenhäger Reformverein, den die „Stromtid" unſterblich gemacht hat (denn Rahnſtädt iſt Stavenhagen), hatte man ihn zum Präſidenten gewählt. Er ergriff — wie ich nach der Mitteilung eines

Freundes berichte — die Leitung des Vereins mit Wärme, mit Eifer, nachdem sein Vorgänger, ein ehrbarer Meister Handwerker, um allzu großer Dummheit willen abgesetzt worden war; doch er gewahrte bald, daß diesen Männern von Stavenhagen nicht zu helfen sei. Endlich hält er ihnen eine Abschiedsrede, legt sein Amt nieder und erklärt seinen Austritt aus dem Verein. Hiermit nicht einverstanden, umringt ihn die Versammlung, bittet ihn, zu bleiben, oder doch anzugeben, was ihn etwa verletzt habe; ihm solle Genugthuung werden. Fritz Reuter weicht aus; die Thür zu erreichen, ist alles, was er begehrt. Endlich hat er den Thürdrücker gefaßt; „ich will euch sagen", ruft er nun mit seiner vollen Stimme, „warum ich aus dem Verein trete!" Allgemeine Stille und Erwartung. „Ji sid mi all tau dumm, ji Schapsköpp!" — Und er ist aus der Thür.

Er kehrte denn auch einstweilen nicht nach Stavenhagen zurück; nicht dort, sondern jenseits der Grenze, in Treptow an der Tollense ließ er sich nieder, nachdem er endlich — 1850 — das Landleben aufgegeben hatte, um es mit dem trockenen Brot des Schulmeisters zu versuchen. Die Liebe trieb ihn zu diesem verzweifelten Versuch: denn für zwei gute Groschen die Stunde Unterricht zu geben, war für seine Bildung, seine Jahre, seine Geistesgaben wohl ein verzweifeltes Beginnen. Als Privatlehrer „that er sich auf"; er erteilte Turn- und Zeichen-Unterricht, er übernahm auch sonst, in allen Fächern (selbst die Schwimmkunst nicht ausgeschlossen), was man von ihm begehrte. In seinem Nachlaß findet sich noch ein Blatt, mit mathematischen Aufgaben und Berechnungen aus einer dieser Unterrichtsstunden bedeckt; — auf der Rückseite hat derselbe Mann, zehn, zwölf Jahre später, die mit Riesenschnelle wachsenden Einnahmen aus den sich jagenden Auflagen seiner Dichtungen berechnet. Welcher Gegensatz zwischen dieser und jener Mathematik! Hätte ihm ein guter Geist, ein ahnender

wollteſt, und die, wenn ſie gelänge, Dir nur einen Schatten von Deinem früheren Sohn zurückbringen würde.

„Schreib' mir Neuigkeiten fernerhin von unſrer Familie, ich werde Dir darauf antworten, und Dein, ſowie Ihr Andenken wird die einzige Freude für mich ſein. Unſer Erkenntnis wird hoffentlich künftiges Jahr erſcheinen, da wird ſich ja vieles löſen und aufklären. — Am ſiebenten kommenden Monats iſt mein Geburtstag (der vierte im Gefängnis), ich werde dann freundlich an Euch denken und an die vielen kleinen Beweiſe von Liebe, die ich in den Jahren der Kindheit von Euch erfuhr, die gewiß mehr wert ſind als alle die ſchönen Verſprechungen, die ich Dir an dieſem Tage gemacht habe, und von denen ſo wenige verwirklicht ſind."

In der That zeigt dieſer herzbeklemmende Brief, daß der ſechsundzwanzigjährige Jüngling, der ihn ſchrieb, von jenem Höhepunkte „völliger Apathie" damals nicht fern war. Doch wenn er ſich verloren glaubte, war es zu verwundern? Nutzlos war und blieb, was der Vater für ihn verſuchte. Dreimal verlangte die mecklenburgiſche Regierung ſeine Auslieferung; dreimal ward ſie verweigert. Endlich kommt das Urteil: das königliche Kammergericht, den Sophismen ſeines Referenten folgend, erkennt auf Verſuch des Hochverrats, und 39 von 204 Angeklagten werden — zum Tode verurteilt; der Mecklenburger Fritz Reuter mit ihnen. Todesurteil, weil man die deutſchen Farben trug und an zukünftige Aufſtände dachte! — Friedrich Wilhelm III. verändert die Strafe „kraft oberſtrichterlicher Gewalt": vier dieſer Unglücklichen ſollen auf Lebenszeit, die andern dreißig Jahre in Feſtungshaft büßen; unter dieſen andern Fritz Reuter. Dreißig Jahre lang; alſo lebendiger Tod!

„Ihr müßt bald frei kommen", ſagt ihnen zwar jedermann. Die Verteidiger ſagen es ihnen, die Gerichtsperſonen, die Eltern; „ihr müßt ja bald frei kommen — appelliert nicht

— versucht nicht zu entfliehen —: die Gnade des Königs!" Falsche Hoffnungen, falsche Verheißungen; der König begnadigt sie nicht. Von Festung zu Festung wird Fritz Reuter durch das Land geschleppt, das kein Recht über ihn hat; im Februar 1837 von Silberberg — der geschwächten Augen wegen — nach Glogau (wo ihn, den der Welt Entwöhnten, selbst der Anblick eines Leichenwagens erfreut), sechs Wochen später von Glogau nach Magdeburg, — widerrechtlich, statt auf die Festung, ins Inquisitoriat, und unter die Herrschaft eines Kommandanten (des Grafen Hacke), der alles thut was er vermag, um diese unglücklichen, gebrochenen, zum Teil schon ergrauten Jünglinge durch erfinderische Härte, durch Entziehung von „Luft, Licht und Wärme" (wie später durch eine behördliche Untersuchung festgestellt ward) vollends zu verderben. Um seiner schwachen Augen willen hierher versetzt, wird Reuter Bewohner einer Zelle, die nie ein direkter Lichtstrahl treffen kann; Miasmen, ungenießbares Trinkwasser (alles dies ward bei jener Untersuchung entdeckt und beglaubigt) thun das Ihre, das Lazarett fort und fort mit diesen elenden Menschen zu bevölkern. Endlich stirbt Graf Hacke, und Fritz Reuter ist — mit dem „Kapteihn" — der Erste, den man aus dieser Hölle entläßt. Inzwischen haben die Gnadengesuche des Vaters und die Verwendung der mecklenburgischen Regierung wenigstens so viel erwirkt, daß der König von Preußen ihn zu achtjähriger Festungshaft begnadigt. Aber noch erwartet ihn das Ärgste: auf dem Transport nach Graudenz nochmals in die Berliner Hausvoigtei gesperrt, der scheußlichen Nichtswürdigkeit jenes — inzwischen zum Kriminaldirektor avancierten — „Onkel Daubach" preisgegeben, muß er vier Nächte bei furchtbarer Kälte (es war im Februar 1838) in ungeheizter Zelle, hungernd, nur mit seinen Kleidern zugedeckt, auf dem nackten Fußboden den Schlaf suchen. Doch sein fester Körper überwindet auch das.

Die Erlöſung aus dieſer letzten Hölle rettet ihn vor Verzweiflung. Er kommt ins Fegefeuer, nach Graudenz; er kommt von neuem unter die niedere Wölbung einer Kaſematte, aber unter die gelinde Hand eines menſchlichen Kommandanten, und die beſſeren Zeiten ſeines Elends beginnen.

Wer hat nicht die tragikomiſchen, drolligen, von hineindichtendem Humor vergoldeten Geſchichten aus dieſem Graudenzer Jahr in der „Feſtungstid“ geleſen! Wie, um wieder ein Bruchſtück dieſer verlorenen Jahre zu töten, von dieſer bunten Leidensgenoſſenſchaft unreifer Jugend geliebt, gemalt, geſtritten, gekocht, gebuttert und entſagt wird; wie dieſe „Königsmörder“ ſich an unſchuldigen Kindereien ergötzen, an Nichtigkeiten erhitzen, das Kleine groß nehmen, da vom Großen Schloß und Riegel ſie trennt. Es waren einfache, unwichtige Menſchen, mit denen Reuter hier hauſte. Aber „in der dumpfen Gefangenenluft“, ſagt er in jener früheren hochdeutſchen Schilderung dieſer Zeit, „ſchießen Freundſchaftskeime auf, wie grüne Triebe unter der Glasglocke“. Mit wem ſollte er denn leben, als mit ihnen? — Mit ſeiner Kunſt, wird man agen; mit ſeiner Wiſſenſchaft. Dem erwidert er, glaube ich, mit Recht: „Sehr gut kann ich mir denken, daß ein Menſch im Gefängnis es in allerlei Handfertigkeiten ſehr weit bringen kann; aber nie und nimmer kommt aus einem Gefängnis ein Künſtler heraus oder ein Gelehrter, der der Welt wirklich etwas bedeutet.“ Wo das Gemüt zwiſchen Verzweiflung und Stumpfſinn hin und hertaumelt, jede Anleitung fehlt, jede Ermutigung, jeder Lohn verſagt iſt, wird ein noch werdender Menſch nur zu leicht Weg und Willen verlieren. Fritz Reuter malte, aber er kam nicht vorwärts, denn niemand konnte ihm helfen. Er warf ſich — ſchon damals an eine landwirtſchaftliche Zukunft denkend — auf die Wirtſchaftslehre und ihre Hilfswiſſenſchaften; doch was konnte er in ſeiner Abgeſchiedenheit von ihnen erfaſſen, als die graue Theorie.

Er erhielt endlich die Erlaubnis, ein paar „lütte nüdliche Jungs“ zu unterrichten; auch das war mehr Zeitvertreib als Gewinn. Sollte er ſich nun gar an der Jurisprudenz aufrichten, die er nur nach ſeines Vaters Willen auf ſich genommen hatte? Er führte zwar ſein Corpus juris, Höpfners Inſtitutionen, Thibauts Pandekten und andere gelehrte Herren mit ſich herum; aber welche Art von Nutzen er aus ihnen ſog, bekennt er mit Humor in der ſchon erwähnten „heiteren Epiſode aus einer traurigen Zeit“. „ . . . Ich warf mich aufs Bett“, erzählt er, „und las in Höpfners Kommentar; ein unſchätzbares Buch, welches mir in meiner Feſtungskarriere die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hat, nicht ſowohl durch bedeutende Förderung meiner juriſtiſchen Kenntniſſe, als ſeiner kalmierenden Wirkung wegen. Ich brauchte es ſtets nur in kleinen Doſen einzunehmen, um in ſelige Vergeſſenheit meiner Lage zu verſinken, und obgleich ich ſieben Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, habe ich das Quantum nicht ganz verbraucht und bin nur bis zur unvordenklichen Verjährung gelangt.“

Auch Gedichte zu machen fuhr er wohl fort; doch auf dieſem Wege konnte er ſeinen Dichterberuf nicht finden. Er war kein ſubjektiv lyriſches Talent; was er war, ahnte er damals nicht. Entwickelte er ſich ſchon von Hauſe aus, nach Mecklenburger Art, langſam und bedächtig, ſo nahm ihm nun das Schickſal vollends „Luft, Wärme und Licht“, und um lange Jahre ward ſein Wachstum betrogen. Es exiſtieren noch Lieder und Balladen aus dieſer und nächſter Zeit; warm empfunden, aber ohne poetiſche Originalität. Ich erwähne nur eins, 1839 in Graudenz gedichtet; ſchmerzliche Erinnerung des Gefangenen an ſein „Liebchen“, die „weite Welt“, das er einſt beſaß; der Sonnenſtrahl ſein Schmuck, der Wald ſein Gemach, der kühle Bach ſein Bett. Nun iſt er der Liebſten ſo fern;

Der Wasserkrug ist mein Pokal,
Das dumpfe Stroh mein Bett,
Der Kerker ist mein Rittersaal,
Mein Schmuck die schwere Kett'.

Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
Sich Blumen flicht ins Haar:
Wenn sie in grüner Kleider Pracht
Verkünd't das neue Jahr.

Da hör' ich längst entschwundnen Sang,
Schreck' aus dem Schlaf empor,
Ich beiße in die Eisenstang'
Und rüttle an dem Thor.

Doch fest ist Gitter, fest ist Thür,
Vergebens ist mein Mühn!
Der Sang, er ist verhallet mir —
Ich sink' aufs Lager hin.

Endlich, nach mehr als fünfeinhalb Jahren, endlich — noch nicht Befreiung — aber Auslieferung! Die persönliche Fürbitte des Großherzogs von Mecklenburg, Paul Friedrich, bei seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. hatte es endlich erreicht: mit dem Zusatz freilich: begnadigen durfte der Großherzog seinen Unterthan nicht, das Begnadigungsrecht behielt der fremde König sich vor. Doch Fritz Reuter kommt in die Heimat: auf der kleinen sogenannten „Festung" Dömitz findet er im Juni 1839 die ganze Gemütlichkeit seiner Landsleute, ein Zimmer ohne „eiserne Gardinen," ein Kommandantenhaus mit „einem ganzen Nest voll Töchter, eine immer schöner als die andere," nnd in diesem Hause herzliche Gastfreundschaft. Im September ward ihm auch gestattet noch existiert die von dem fast achtzigjährigen Kommandanten, Oberstlieutenant von Bülow, mit ungleicher Hand geschriebene „Ordre", von 12 Uhr

Digitized by Google

mittags bis drei Uhr nachmittags „zum Essen nach der Stadt von der Festung heruntergehen zu dürfen;“ und in einer Nachschrift setzte der menschenfreundliche alte Herr hinzu: „Bis auf weiteren Befehl soll dem Studiosus Reuter noch erlaubt sein, von drei bis fünf Uhr zum Baden gehen zu dürfen; um fünf Uhr muß er aber wieder an der Wache sein.“ Kurz, man that ihm alles zu gute, was geschehen konnte; es fehlte nichts, — als die Freiheit.

Ueber diese Zeit ist Reuter in seiner „Festungstid“ kurz hinweggegangen, aus Dankbarkeit gegen jene Familie, bei der er „wie Kind im Hause“ war, auf eine seiner fruchtbarsten humoristischen Aufgaben verzichtend. Ihm hätte, wie sein vertrautester Freund (in Erinnerung an Reuters mündliche, unerschöpflich ergötzliche Mitteilungen) versichert, die überaus originelle Gestalt des Kommandanten Stoff zu einem ganzen Buche geliefert. Ich füge hinzu: und wohl auch die Liebe zur Tochter des Kommandanten, die er in einer flüchtigen Andeutung der „Festungstid“ erwähnt. Zu welcher von den fünf Töchtern, wüßte ich nicht zu sagen; wenn ich aber an die Adelheid zurückdenke, die ihm den Thee einschenkte, und wenn ich in den Julklapp-Versen, die Fritz Reuter für den Weihnachtsabend im Dömitzer Kommandantenhause machte (und die noch erhalten sind), Fräulein Emma als Hebe gefeiert, und am Schluß gleichsam eine schüchterne Geberde des Verschweigens finde, so bin ich versucht, mir das Meine zu denken. Diese Verse, nach der in Mecklenburg gebräuchlichen neckenden Art mit dem noch versiegelten Geschenk von Adresse zu Adresse weiterwandernd, bis endlich dem Letzten das Geschenk in den Händen bleibt, erzählen, als sie zu Fräulein Emma kommen, von den Göttern des Altertums, die in Fülle und Herrlichkeit lebten, bis sie ihren großen Bankerott machten und herunterkamen:

Frau Venus aus Not ward 'ne Wäscherin;
Vulkan beschlägt jetzt die Pferde;

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Hier spendet sie reichlich den lieblichen Trank
Und erfreut die durstigen Gäste
Drum freundliche Hebe empfange den Dank
Und tröste damit Dich aufs beste!

Denn böt' ich Dir mehr, so sagtest Du wohl:
„Ich danke schönstens, mein Bester!"
Drum biete, eh' solch eine Nas' ich mir hol',
Ich lieber das Päckchen der Schwester. —

Die Liebe eines neunundzwanzigjährigen Studenten, der noch Jahre lang sitzen soll, zu der Tochter seines Kommandanten! — — Doch endlich naht ihm die Freiheit. Friedrich Wilhelm III. stirbt, und sein Sohn, der ihm am 7. Juni 1840 folgt, erläßt eine allgemeine, vollständige Amnestie für jene politischen Opfer. Es ist Wahrheit: Fritz Reuter selber liest's in den Zeitungen; er liest, wie seine Freunde allerorten entlassen werden; — nur ihn, den Mecklenburger, hat man vergessen. Nach bittrer Pein schlägt endlich auch seine Stunde: der Großherzog Paul Friedrich, nachdem er vergebens gemahnt hat, giebt ihn frei auf seine eigene Hand. Acht Tage später erst kommt ein Brief des preußischen Justizministers Kamptz

an Reuters Vater, dem er darin meldet, ſein Sohn werde nun auch bald heimkommen: da ſitzen Sohn und Vater miteinander bei Tiſche.

Was nun? — Was nun? — Wunderbar ergreifend hat Fritz Reuter am Schluß der „Feſtungstid“ dieſe herzbeklemmende Rückkehr in die Freiheit geſchildert, dieſen langen, harten Kampf mit der Frage: „Was nun?“ „Sieben Jahre lagen hinter mir, ſieben ſchwere Jahre, ſie lagen mir ſchwer wie Zentner-Steine auf dem Herzen . . . Was ſie mir etwa genützt haben, das lag tief unten im Herzen begraben unter Haß, Fluch und Grauen; ich mochte nicht daran rühren; es war, als ſollte ich Gräber aufreißen und mit Totenknochen Spaß treiben . . . Was war ich? Was wußte ich? Was konnte ich? Nichts. Was hatte ich mit der Welt zu thun? Nichts, gar nichts. Die Welt war ihren alten, ſchiefen Gang ruhig weiter gegangen, ohne daß ich ihr gefehlt hatte; um ihretwillen konnte ich noch immer fort ſitzen — und meinetwegen auch . . . Auf den Feſtungen hatten ſie mich geknechtet; aber ſie hatten mir ein Kleid gegeben, das feuerfarbne Kleid des grimmigen Haſſes; nun hatten ſie mir das ausgezogen, und ich ſtand nun da — frei! — aber auch ſplitterfadennackt, und ſo ſollte ich nun hinein in die Welt.“

Doch zu alledem kam noch ein ſchweres, verhängnisvolles Unglück hinzu, das er dort nicht, und das er begreiflicherweiſe nirgends erwähnt: die traurige Krankheit, die ihm die ſieben Feſtungsjahre mit auf den Weg gaben, um ihm Freiheit und Leben zu vergiften. Über dieſe Krankheit ſind ſo verworrene, und oft ſo niedrige Anſchauungen verbreitet, daß es mir, der ich Fritz Reuters Leben erzähle, als eine unausweichbare und heilige Pflicht erſcheint, auch von ihr mit vollkommener Offenheit zu reden. Die edle, makelloſe Führung ſeines Lebens, ſeine dem ſchweren Schickſal abgerungenen weltfrohen Werke, ſeine eigene herzgewinnende Geſtalt ſcheinen

gleichsam zu fordern: laß nicht aus falscher Scheu den Schatten einer falschen Meinung auf uns ruhen; zeig' ihnen den ganzen Mann, wie er war, was er litt! — Man hielt und hält Fritz Reuter hier und da — wie drück' ich es am treffendsten aus — für einen Trinker gleichsam von Profession; man hielt und hält ihm gleichsam aus Gnade, um seiner Dichtungen willen, diesen Makel zu gute. Es liegt in dem sittlichen Drang, aber auch in der Erbärmlichkeit der menschlichen Natur, daß wir so oft, wo tiefes Mitleid mit einem wehvollen Übel uns ergreifen sollte, mit leichtfertiger, unwissender oder hämischer Verurteilung das zur Schuld des einzelnen Menschen machen, was eine schmerzliche Folge der gebrechlichen Welteinrichtung ist. Fritz Reuter, ein Mensch von urkräftiger, auf kraftvolle Nahrung angewiesener und an sie gewöhnter Konstitution, nun im Kerker Jahre lang schmaler Kost, harten Entbehrungen preisgegeben, dazu durch die Trübsal geschwächt, suchte endlich sein Elend durch aufheiternde Getränke zu betäuben, — und traf damit die wunde Stelle, die jene schwächenden Leiden in seinen Organen vorbereitet hatten. Eine „Neurose", eine krankhafte Verstimmung der Nerven des Magens und der Speiseröhre bildete sich aus; ein Übel, das, rein physischer Natur wie es ist, wohl zu Zeiten durch erhöhten Gemütszustand günstig beeinflußt, aber durch keine moralische Macht, keinen Vorsatz des „Willens" aus den Organen wieder hinausgeschafft werden kann. Was ist die Folge dieser örtlichen Neurose? Daß sie dauernd oder — wie bei Fritz Reuter — periodisch eine wohl von der Naturheilkraft geforderte, aber unüberwindliche Begierde nach jenem spirituosen Reiz erzeugt; eine Begierde, die nicht eher gestillt wird, als bis mit Erbrechen und Ekel die qualvolle, aber rettende Krisis erfolgt.

Mit dieser traurigen, bemitleidenswerten, für jeden Zuschauer freilich abstoßenden Krankheit — die die Wissenschaft

bis jetzt mit ſchlechtem Erfolg bekämpft — kehrte der Unglückliche in die Welt zurück. Wer von dieſen unwiſſenden Menſchen ſollte ihn gerecht beurteilen und mit Weisheit behandeln? Die Perioden, in denen die wilden Anfälle wiederkehrten, waren ungleich, ihre Dauer desgleichen; nur ein Grund mehr, ihre Natur zu verkennen. Es vergingen Wochen, dann Monate, ſpäter (es ſcheint, weil die Natur bei geſundem und zufriedenerem Leben ſich gekräftigt hatte) fünf, ſechs, einmal neun volle Monate, eh das krankhafte Bedürfnis wiederkehrte; zuweilen war der ganze Anfall in ein paar Tagen überſtanden, zuweilen kam die Kriſis erſt nach langem Ringen herbei. In ſolchen Fällen (wie ſein vertrauteſter Freund aus jener Zeit, Fritz Peters, mir mitgeteilt hat) begann Reuter damit, oft unter künſtlichen Veranſtaltungen, bis zur Erſchöpfung zu trinken; mitunter erſt am vierten, am fünften Tage kam der Unglückliche ſo weit, daß er das Bett nicht mehr verlaſſen konnte; aber auch da noch weigerte ſich die Natur, befreiend zu reagieren, er mußte trinken — bis endlich unter unausſprechlichen Qualen das Erbrechen erfolgte. Doch dieſes Erbrechen hielt dann oft Tage lang an; furchtbare Todesangſt marterte den Gequälten, er war jedesmal des ſicheren Glaubens, zu ſterben, und wer ihn ſah, glaubte, er habe recht. Kam er dann zu ſich, ſo war ſein Gemüt verwüſtet, ſein Magen krank; er nahm nichts an als Sodawaſſer, gekochtes Backobſt, etwas ſchleimige Nahrung, ſpäter Bouillon. Plötzlich entwickelte ſich dann aber die ganze Heilkraft ſeiner rieſigen Natur. Mit ungeheurer Eßluſt ſtellte er ſich wieder her. Sein Geiſt lebte wunderbar auf; ſeine höchſten Gaben entfalteten ſich, ſein Leben ſchien von neuem zu beginnen. Auch focht ihn, während jenes Leiden ruhte, kein andres Übel oder Gebrechen an. Er ſchien, ſagt ſein Freund, durch ſolche „Anfälle“ den Körper förmlich zu reinigen und gegen andre Krankheiten unempfänglich zu machen.

Aber wie verderblich, wie zerstörend diese Krankheit damals auf seinem Leben lag, wie sie ihn mit Beruf, Vaterhaus, Liebe, vielleicht auch mit sich selber in tiefsten Widerspruch setzte, das sagt die Geschichte seiner nächsten zehn Jahre, in denen er sich ein Dasein suchte, ohne es zu finden. Der Vater, gegen diese „Trunksucht", wie ihm die Krankheit seines Sohnes erschien, mit strenger Härte empört, verwehrt ihm aufs neue, sich als Maler auszubilden, macht noch einen Versuch, ihn auf die juristische Laufbahn zurückzuzwingen, und läßt ihn im Herbst 1840 zuerst nach Tübingen, wo er nicht aufgenommen wird, dann nach Heidelberg gehn; doch da er hier, von diesem Studium abgestoßen, sich nur tiefer in jenes Übel hineinstürzt, ruft der Vater ihn im nächsten Frühling zurück, und noch in demselben Jahr beginnt Fritz Reuters „Stromtid". In Demzin bei Malchin erlernt er die Landwirtschaft; es hilft ihm sein mecklenburger Blut, auch sein früheres Studium der Chemie und wirtschaftlich reformatorischer Werke, er entwickelt sich schnell (nach dem Zeugnis bedeutender Berufsgenossen) und steht bald unter ergrauten, erfahrenen Landwirten als ein Ebenbürtiger da. Aber die „Trunksucht"!... Er lernt in Demzin Luise Kuntze kennen, die (selbst eine Predigerstochter) bei einem Prediger in der Nachbarschaft als Erzieherin lebt; ihre Gestalt, ihre Anmut und Denkart, ihre schöne Stimme bezaubern und fesseln ihn, daß er sie nicht wieder zu vergessen vermag: er beginnt um sie zu werben, — und jenes sein Unglück tritt auch zwischen diese edle, reine, unerfahrene Seele und ihn. Wer konnte ihr damals auch sagen, daß ein so fürchterliches Übel seinen erstaunlich kräftigen Organismus nicht zerstören, seinen Geist, seine Gaben nicht zu Grunde richten, daß er noch mehr als dreißig Jahre lang damit hausen und ein so geordnetes, klares, reines Leben wie Wenige führen werde? — Er wirbt um sie, und noch ohne Erfolg. Er hat inzwischen (1844) als Landwirt aus-

gelernt, und ihn drückt nun die Frage: wird mir dieser Beruf, nun da ich mein Brot von ihm essen soll, auch Befriedigung geben? Und was wird aus mir, mittellos wie ich bin?

Hier half ihm zunächst die Freundschaft, — die hingebendste und aufopferndste, die er, wie es scheint, in seinem Leben gefunden: die Freundschaft des Schwagers seines Lehrherrn, des Gutsbesitzers Fritz Peters, den er im Jahre 1841 kennen gelernt hatte. Im Herbst 1844 wird ihm dessen aufblühendes Haus ein liebevolles Asyl: zu Thalberg bei Treptow an der Tollense, auf pommerschem Boden, doch nahe an der Grenze und nur ein paar Meilen von Stavenhagen entfernt. Nicht lange danach — 1845 — stirbt sein Vater; der Tod löst vollends das innerlich schon zerrissene Band: denn der alte Mann hatte ihn aufgegeben, ahnungslos, welche Zukunft in diesem unglücklichen Sohn noch verborgen lag. Sein Erbteil — fünftausend Thaler — soll ihm nur zufallen, wenn er sich vier Jahre nacheinander von dem Laster der Trunksucht freigehalten habe; bis dahin soll er nur die Zinsen erhalten. Wer leiht ihm Geld, um eine eigene Landwirtschaft zu unternehmen? Die vielen guten Freunde „zogen mit der Schulter", der Eine gute Freund „konnte ihm nicht helfen, er hatte selbst kaum genug". Wer hilft ihm? „Ut em ward nicks", ist ja das allgemeine Wort. „Ut em ward nicks"; denn er trinkt.

So kehrt der, wie es scheint, zukunftslose Mensch denn immer wieder in jenes Asyl zurück: und dort — wo er bis zur Revolution von 1848 sein Daheim hatte — schafft er sich, unter stillen, zaghaften schriftstellerischen Versuchen, ein Leben, so gut er es vermag. „Er war", sagt Fritz Peters in dankbarster Erinnerung, „für die Freundschaft geschaffen". Er wirkt, an sich selber bildend, auch bildend und fördernd auf alles in seiner Umgebung ein; er läutert den Geschmack seiner Hausgenossen, liest und spielt ihnen vor, wirbt sie für seine

Lieblinge, Walter Scott, Voß und Shakespeare, erteilt seinem Freund Unterricht in der Chemie, im Schachspiel (das er sehr liebte), pflegt die edle Gärtnerei, die Blumenzucht, beschäftigt sich als liebevoller Seelenpfleger mit den Kindern des Hauses, die dem „Onkel Ernst“ ihre Herzen öffnen, spielt mit ihnen wie ein Kind, und erquickt in guten Stunden sie alle durch seinen unerschöpflichen, phantasievollen, goldenen Humor. Wie manches Zeugnis dafür liegt noch in seinen Briefen aus dieser Zeit! Wenn der Hausherr und die Hausfrau verreisten, trat Fritz Reuter als Patriarch an ihre Stelle; er sah dann alles mit dem „Auge des Herrn“, sorgte für groß und klein, für Mensch und Hund, und sendete den Verreisten seine langen, ausführlichen, zuweilen gereimten, oft humoristisch übermalten Berichte nach. Seine erfinderische Phantasie spielte dann mit; es war ihm gleichsam ein schriftstellerisches Bedürfnis, Dichtung und Wahrheit übermütig zu mischen. „Für die Sicherheit Deines Hauses“, schreibt er einmal (in etwas späterer Zeit, Oktober 1849), „ist von mir mit gewohnter Umsicht Sorge getragen. Höpper ist wieder instruiert zu bellen, um die Spitzbuben graulich zu machen, Schröder geht als mitternächtliche Streifpatrouille um und bellt auch, was sich schrecklich genug anhört; ich schlafe in der Vorstube; in meinem Bette liegen zwei ungeladene Pistolen, das Bett selbst steht vor Deinem Geldschrank und ich liege auf Deinen Schätzen, wie der Fafnirs-Drache. Adon [der Hund] ist mein treuer Helfershelfer bei meinen Bemühungen, er dient mir zu den mannigfachsten Vorrichtungen zur Erreichung meines Zwecks; bald lasse ich ihn des Nachts mit einer Schweinsblase im Hause umhertoben, um alle munter zu erhalten, bald geht er in angepichten Nußschalen spazieren; diese letzte Nacht hat er vor dem Fenster der Vorstube gesessen, wo ich ihn mit dem Schwanze zwischen die Fenster-Flügel geklemmt hatte, um ihn etwas ausfrieren zu lassen, weil ich gefunden, daß er dann lauter schreit . . . So

kannſt Du alſo ruhig ſchlafen, dieweil wir wach ſind.“ Dann im nächſten Brief: „. . . Im Uebrigen leben wir hier ſehr gut und zwar durch meine Fürſorge und auf Deine Koſten. Es hätte freilich ſehr ſchlecht ausfallen können, denn kaum wart Ihr fort, als Großmama [Fritz Peters' Schwiegermutter] einen conventus omnium ac singulorum berief und den Vorſchlag machte, von nun an recht ſchlecht und ſparſam zu leben und zum Zeugniß deſſen das magerſte Schaf in der ganzen Heerde zu ſchlachten. Dem widerſetzte ich mich unter Anführung keines anderen Grundes, als deſſen: Ihr könntet uns dies verdenken oder uns gar für dumm halten. Ich wußte meine Anſicht ſo bündig vorzutragen, daß ich in einer feierlichen Abſtimmung Sieger blieb. Die Elert ſtellte zu dem erſten Satz: „ſoll gut (oder ſchlecht) gelebt werden?“ das Amendement, zu ſetzen: „ſoll luſtig gelebt werden?“ Was aber allgemeine Mißbilligung fand; weil ich in einer anderthalbſtündigen Rede nachwies, daß wir unmöglich bei Eurer Abweſenheit luſtig ſein könnten, daß wir pflichtmäßig traurig ſein müßten, aber zur Stärkung der Kreatur gut leben müßten. Mein Antrag ging durch und nun leben wir gut und ſind traurig, mit Ausnahme der Kinder, die gut und luſtig leben, weil die armen Würmer es nicht beſſer verſtehen, es fehlt ihnen noch die Cultur der Welt.“

Auch mit Verſen ſchmückte er bei jedem Anlaß dieſes ländliche Leben; wie er als Maler-Dilettant das ganze Haus portraitirte, fehlte er auch als Hausdichter nie, nicht wenn er mit Adon zuſammen (Beide mit Blumen geziert) zum Geburtstag der Hausfrau gratuliren kam, nicht wenn er als „Onkel Eute“ den Kindern ſeinen Kopf leihen mußte. Unter dieſen alten Papieren findet ſich auch folgendes Gedichtchen, für eins der Kinder gemacht, das erſte in plattdeutſcher Sprache:

Wo b'os Papa is,
Wo hei b'os b'iwt,*)
Ick wull em gewen dies
Lütten Gedicht.
Hebben Sei nich seihn Mama
Unsen liepen Papa
Petersen, wo hei is b'ewen?
Alisa wull em dit gewen!
Unkel Eute hett't schrewen.

Inzwischen verlor Fritz Reuter das Mädchen, das er liebte, nie aus dem Sinn; nur aus den Augen, da sie aus seiner Gegend hinwegzog. Er erbat sich die Erlaubnis, ihr von Zeit zu Zeit zu schreiben, damit sie ihn näher kennen lerne; endlich gestattete sie ihm, sie zu besuchen; — das Jahr darauf, 1847, gab sie ihm ihr Ja. Doch daß sie es noch mit unsicherem Herzen gab, wird niemand verwundern. Welche Gegenwart konnte er sein nennen, welche Zukunft sich und ihr versprechen? — Sein unglückseliges Leiden zu heilen, unternahm er im nächsten Winter (1847 auf 48) eine Kur in der Wasser-Heilanstalt zu Stur am Plauer See; auch darin seinem „Bräsig" gleich, in dessen Leinwandkittel und gelben Stulpen er als „Strom" die Welt beschritten hatte. Die tiefen Leiden seines Gemüts brachen nicht seinen elementaren Humor; auch die Briefe aus der Wasserkur an seine Thalberger geben dafür Zeugnis, sie sind nicht minder ergötzlich als Bräsigs Schilderung in der „Stromtid", sie gestatten sich nur eine Unerschrockenheit der Phantasie und des Ausdrucks, die Manches der Mitteilung entzieht. „ . . . So viel von mir," schreibt er unter anderm, „der ich sehr wohl und gesund bin, alle Morgen schwitze, sitze

*) B'os — in der Kindersprache — für bloß = nur; b'iwt für bliwt = bleibt.

und ſpritze, des Mittags näſſe, eſſe und freſſe und des Abends waſche, platſche und klatſche . . . Es herrſcht hier ein heiterer und gemütlicher Ton, der nur dadurch auffällt, daß man ſich hier zu allerlei krankhaften Erſcheinungen Glück wünſcht, daß man folgende Fragen an einander richtet: Wie viel Geſchwüre haben Sie jetzt? Was macht Ihr Schorf? Was macht der Ausſchlag an Ihren Beinen? Haben Sie heute noch zu arbeiten? (d. h. zu baden, zu douchen, zu ſchwitzen, zu brauſen, zu wickeln, zu ſitzen) . . . Einige haben mir auch ſchon mit vieler Güte prophezeit, daß ich die beſten Anlagen zu einem köſtlichen Grind in mir trage, auch würde ich nach Möglichkeit ſtinken. Ich thue denn auch alles Mögliche, um auf ſolche Stufe der allgemeinen Achtung zu gelangen . . . Ein Ocean umgiebt mich hier, den Regen über mir und unter mir die Wellen; ein Strom hat ſein Bette durch meine Eingeweide gewühlt . . . Ich bin eine ambulante Waſſerkunſt geworden und gehe damit um, mich auf Actien an die Treptuſen (die Treptower) zur Zierde für ihren Markt zu verkaufen. Mein ganzer Lebenslauf iſt Waſſer, ich werde damit begoſſen wie ein Pudel, werde darin erſäuft wie junge Katzen, ſitze darin wie ein Froſch und ſaufe es wie ein Ochs".

Er kam nicht geheilt zurück; aber die Weltgeſchicke ſorgten zunächſt dafür, ihn ſeinem perſönlichen Unglück zu entreißen. Der März 1848 brach herein, eine Welle der Revolution ſchlug auch nach Mecklenburg hinüber. Sich aus verrotteten und empörenden Zuſtänden zu befreien, rührten ſich Stadt und Land; — mit wie viel Ungeſchick freilich, Unreife und Unverſtand, hat Reuter in der „Stromtid" mit unwiderſtehlichem Humor geſchildert. Doch ſein Herz, ſein Kopf gaben ſich mit ganzem Feuereifer dem Ernſt der Bewegung hin. Welche Gefühle für ihn, der an dieſelbe Sache ſeine blühendſte Jugendzeit verloren hatte! — Er ging nach Stavenhagen zurück, ſeine Mitbürger wählten ihn (Ende März) als

Deputierten zum Güſtrower Städtetag: „dei kann reden," ſagten ſie, „un dei ward för uns reden". Im Mai willigte der „außerordentliche Landtag" in die Zumutung der Landesfürſten, die bisherigen „grundgeſetzlichen Landſtandſchaftsrechte zu der Folge aufzugeben, daß künftig nur gewählte Repräſentanten die Stände-Verſammlung bilden"; ein neues proviſoriſches Wahlgeſetz ward im Juli erlaſſen, und die danach gewählte Verſammlung der Abgeordneten beider Mecklenburg am 31. Oktober in Schwerin eröffnet. Auch Fritz Reuter war unter den Gewählten. Neben den Hoffnungen für Land und Volk mochte er auch Hoffnungen für ſich ſelber hegen; ſollte nicht irgend eine dauernde Stellung zu gewinnen ſein? Die Braut hatte inzwiſchen, auf ſeinen Wunſch, ſich nach Thalberg begeben; herzliche Freundſchaft entſpann ſich auch zwiſchen ihr und den Thalbergern; ſeine Sehnſucht wuchs, ein eigenes Haus zu begründen. Indes noch ſollte ſein Kreislauf um den fernen Mittelpunkt des Glücks nicht enden. Die Entwickelung der politiſchen Begebenheiten belehrte ihn, daß für Mecklenburgs Freiheit nichts zu hoffen ſei. Enttäuſcht kehrt er zurück. Nicht um ſich ein Daſein zu ſchaffen, nur dem Freund zu Liebe wird er noch einmal — zum letzten Mal — „Strom": er tritt für den zum preußiſchen Heer einberufenen Thalberger Wirtſchafter als Stellvertreter ein (nachdem die Braut Thalberg verlaſſen und in der Nachbarſchaft wieder eine Stelle als Erzieherin angenommen hatte), und während die ſiegreiche Reaktion die alten Mächte und Zuſtände in Mecklenburg wieder einſetzt, ißt er ſein im Schweiß verdientes Brod auf pommerſcher Erde und ſieht ſein vierzigſtes Lebensjahr ſich vollenden.

Noch ein unfruchtbares Amt hatte er in der Zeit der politiſchen Bewegung bekleidet: in jenem Stavenhäger Reformverein, den die „Stromtid" unſterblich gemacht hat (denn Rahnſtädt iſt Stavenhagen), hatte man ihn zum Präſidenten gewählt. Er ergriff — wie ich nach der Mitteilung eines

Freundes berichte — die Leitung des Vereins mit Wärme, mit Eifer, nachdem sein Vorgänger, ein ehrbarer Meister Handwerker, um allzu großer Dummheit willen abgesetzt worden war; doch er gewahrte bald, daß diesen Männern von Stavenhagen nicht zu helfen sei. Endlich hält er ihnen eine Abschiedsrede, legt sein Amt nieder und erklärt seinen Austritt aus dem Verein. Hiermit nicht einverstanden, umringt ihn die Versammlung, bittet ihn, zu bleiben, oder doch anzugeben, was ihn etwa verletzt habe; ihm solle Genugthuung werden. Fritz Reuter weicht aus; die Thür zu erreichen, ist alles, was er begehrt. Endlich hat er den Thürdrücker gefaßt; „ich will euch sagen", ruft er nun mit seiner vollen Stimme, „warum ich aus dem Verein trete!" Allgemeine Stille und Erwartung. „Ji sid mi all tau dumm, ji Schapsköpp!" — Und er ist aus der Thür.

Er kehrte denn auch einstweilen nicht nach Stavenhagen zurück; nicht dort, sondern jenseits der Grenze, in Treptow an der Tollense ließ er sich nieder, nachdem er endlich — 1850 — das Landleben aufgegeben hatte, um es mit dem trockenen Brot des Schulmeisters zu versuchen. Die Liebe trieb ihn zu diesem verzweifelten Versuch: denn für zwei gute Groschen die Stunde Unterricht zu geben, war für seine Bildung, seine Jahre, seine Geistesgaben wohl ein verzweifeltes Beginnen. Als Privatlehrer „that er sich auf"; er erteilte Turn- und Zeichen-Unterricht, er übernahm auch sonst, in allen Fächern (selbst die Schwimmkunst nicht ausgeschlossen), was man von ihm begehrte. In seinem Nachlaß findet sich noch ein Blatt, mit mathematischen Aufgaben und Berechnungen aus einer dieser Unterrichtsstunden bedeckt; — auf der Rückseite hat derselbe Mann, zehn, zwölf Jahre später, die mit Riesenschnelle wachsenden Einnahmen aus den sich jagenden Auflagen seiner Dichtungen berechnet. Welcher Gegensatz zwischen dieser und jener Mathematik! Hätte ihm ein guter Geist, ein ahnender

Gedanke damals ſagen können, was für einen Zahlenſiegen dieſe ſelbe gequälte, abgemüdete, zahlenkritzelnde Hand noch auf eben dasſelbe graue Blatt hinſchreiben würde!

Indeſſen er plagt ſich, er erwirbt Groſchen um Groſchen, — und hofft. „Die Hoffnung," ſagt er einmal, „iſt ſo dreiſt wie die Biene, ſie drängt ſich an jede Blume und trägt aus jeder ihren Honig davon". Nur jener eine böſe Geiſt ſteht ihm noch immer im Wege: ſeine Krankheit. Jahre lang hatte die Geliebte Neigung, Hoffnungen, Pläne mit ihm geteilt, Jahre lang hatte ſie immer wieder geſchwankt. Ein ſtilles Grauen, ſcheint es, lähmte ihr ſtets von neuem den Mut. Endlich entſchloß ſich der Thalberger Freund zu einem ſeltſamen, zu bewundernden Schritt. Er führte ſie eines Tages nach Treptow Thalberg liegt vor der Stadt, in Fritz Reuters Zimmer, als er in den peinlichen Zuſtänden dieſer Krankheit daniederlag. Fürchterlich war ihr der Anblick; ſie litt lange und viel. Aber ein höheres, ein weiblich edles, wahrhaft ſchönes Gefühl wuchs darüber empor: ſie hoffte, wie es ſcheint, daß ſie es über ihn vermögen werde, das Übel zu beſiegen, wenn ſie ſein Weib ſei. Und ſie ward ſein Weib. Im Frühjahr 1851 gründeten ſie in Treptow ihren gemeinſamen Herd.

Sie hat es nicht erreicht, einen Feind zu beſiegen, den wohl keine menſchliche Macht bezwingen konnte; aber ſie rettete ein Leben, das von noch unerkanntem, unvergänglichem Wert, und ohne Sie, wie es ſcheint, verloren war. Was ich hier erzählt habe, weiß ich nicht durch ſie; auch nicht durch ſie, wohl aber durch andre wahrhafte Zeugen, mit welcher unüberwindlichen Liebe, Sorge, Geduld und Selbſtverleugnung ſie ihn nun dreiundzwanzig Jahre lang in jedem Anfall ſeiner Leiden pflegte und bewachte.. Warum ſollte ich nicht davon reden? Iſt es doch ein herrliches Zeugnis für den vielgeprüften Mann, daß er ein ſolches Weib, und in ihr ſolche Liebe fand. Doch für das Opfer ward ihr auch der Lohn.

Er, dem das Weſen der Liebe tiefſte Innigkeit war, deſſen kindlich reines Gemüt die Liebe als „tiefes Mitleid mit ſich ſelbſt, als heimliches Sehnen nach einem beſſeren Herzen“ faßte, „das wie ein Mondſcheinſtrahl, aus Ahnung und Dämmerlicht gewebt, in uns fällt“, — er zeigte ihr auch in dieſen herzbrechenden Leiden die Idealität ſeiner Seele. Gegen die Freunde, auch die nächſten, ſchwieg er von ſeinem Übel und verlangte Schweigen; ihr ſchloß er ſich in rührenden Klagen über das grauſame Unglück ſeines Lebens, doch auch in heiligen Entſchlüſſen, feierlichen Gelöbniſſen, verdoppelter Liebe auf. Es erſchien ihr dann jede ſolche Pein wie ein Bad der Reinigung, eine innere Wiedergeburt; ſie ſah neues Leben, neues Glück beginnen, und neue Hoffnung — freilich unerfüllbare — trug ſie empor. Höher noch trug ſie dann der Anblick ſeines dichteriſchen Schaffens, als er endlich ſich ſelbſt gefunden hatte: denn alles Beſte, was er je geſchrieben, entſtand nach ſolch einer Leidenszeit. Schon während dieſer Zeiten, in ſchlafloſen Nächten, ſchuf ſein Geiſt. Es blieb oft unzerſtörbare Klarheit in ihm; nicht nur, daß er im Bette las und im Gedächtnis behielt, auch glückliche Gedanken, fruchtbare Phantaſien ſuchten ihn auf. Er ſah zuweilen die Geſtalten ſeiner Dichtungen ſo lebendig vor ſich, daß er rief: „Sieh, ſieh, ſieh! Du mußt ſie ſehen! Mit Händen könnt' ich ſie greifen!“ — Doch es kamen freilich auch finſtere Geſtalten zu ihm. Als er noch der arme, unbekannte, ja ſich ſelber noch unbekannte Mann war, in den erſten Jahren ſeiner Ehe, dichtete er in ſolch' einer Schmerzensnacht folgendes Gedicht:

Ich habe nicht Fürſten und Kön'gen gedient,
Ich war mein eigener König;
Und hab' ich auch vieles auf Erden geſchafft,
Für's Ende ſchafft' ich zu wenig.

Nun klopft an die Thür eine bleiche Geſtalt;
„Herein Du alter Geſelle!
Ich hab' Dich ſchon einmal im Kerker gekannt,
Komm, Hunger, komm ſetz Dich zur Stelle!

Beiß ein! Beiß ein mit dem wilden Zahn
Und hilf mir die Mahlzeit verzehren;
Du haſt es vordem ja ſchon öfters gethan,
Komm, bring mir mein Schwarzbrot zu Ehren."

Und er ſetzte ſich 'ran an den nackten Tiſch
Und da draußen da klopft's wie Geſpenſter:
„Herein, Herein Du, Winter friſch,
Herein Du Sturm an dem Fenſter!

Ich habe Euch beide auf öder Haid'
Am Meeresſtrande getroffen,
Ihr findet luſt'ge Geſellſchaft heut',
Die Thüren ſtehen Euch offen."

Sie treten ein, ſie ſetzen ſich,
Die beiden herben Burſchen.
Der Winterſturm, der ſchüttelt mich,
Vor Froſt die Zähne gnurſchen.

Da tritt mit lahmem, leiſem Fuß
Ein Weib, das ich nicht kannte,
Zur Thür hinein. „Einen ſchönen Gruß!
Ich bin der Dreieu Tante.

Ich bin die Seuche, bin die Peſt,
Ich bin die alte Krankheit!
Was ich gepackt, das halt ich feſt*)
— — —

*) Eine Zeile fehlt.

Und neſtelt ſich an mich heran
Und packt mich wie mit Krallen:
„Ja, wehr ſich, wer ſich wehren kann,
Ich muß ihm doch gefallen.

Komm her, mein Schatz, komm her, mein Kind,
Was willſt Du mit mir hadern?“
Es glüht wie gift'ger Höllenwind
Mir durch Gehirn und Adern.

Der Hunger, Winterſturm und Froſt,
Die halten mich zurücke;
„Geſellen helft! Geſellen reißt
Sie 'runter vom Genicke!“

Und wildes Lachen um und um!
Und wilde, wilde Schmerzen!
Selbſt Hunger, Sturm und Froſt wird ſtumm,
Sie ſaugt an meinem Herzen. —

— Da wird es hell in dem Gemach,
Da zittern leiſe Schimmer,
Da wird zum hellen Gottestag
Das enge dunkle Zimmer! —

Er hat es ſelber aufgeſchrieben, dieſes erſchütternde Gedicht von der „alten Krankheit“, die ihn nicht mehr läßt; — ſonſt rief er oft ſeine Luiſe, daß ſie ſogleich zu Papier brächte, was die Muſe ſeiner Leidensnächte ihm eingab. In einer Nacht kam ihm der Gedanke, ſeine Grabſchrift zu machen; er ließ ſie ſie niederſchreiben:

Der Anfang, das Ende, o Herr, ſie ſind Dein,
Die Spanne dazwiſchen, das Leben war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, iſt Klarheit und licht iſt Dein Haus!

Mach auch mir meine Grabschrift, bat sie ihn. „Nein", antwortete er; „das erregt mich zu sehr". — Da will ich sie Dir geben: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. — „O nein nein!" rief er aus; „die nicht! Das thut mir weh. Deine Grabschrift soll sein:

Sie hat im Leben Liebe gesäet.
Sie soll im Tode Liebe ernten."

Fritz Reuters „Lehrjahre" sind zu Ende; seine dichterische Laufbahn beginnt.

Es ist ein seltsamer Irrtum, den man lange genährt hat und wohl auch heute noch nährt: daß dieser plattdeutsche Dichter, von einem glücklichen Instinkt geführt, plötzlich, gleichsam mit Naturburschen-Humor, sich aufs Schnurren-Erzählen und Versemachen geworfen habe und nach dem ersten Erfolg, durch eben denselben Instinkt, als naiver Naturdichter, so zu sagen ohne sein eigenes Dazuthun, dieser humorreiche Erzähler geworden sei, der er ist. Wie anders, als diese Legende, lautet die Geschichte! Als Fritz Reuter bei seiner Liebeswerbung zu seiner Luise sagte: „ich kann ja auch 'mal ein Buch schreiben", klang ihr dies „etwas ungeheuerlich", wie sie selber erzählt; aber schon damals wirkte in aller Stille der Dichter-Ehrgeiz, der Dichter-Gedanke in ihm. Nur lag ihm der plattdeutsche Vortrag im Anfang noch so fern, wie irgend einem seiner dichtenden Zeitgenossen. Die Wiederbelebung dieser litterarisch toten Mundart war noch nicht geschehn. Seine Bildung, seine Vorbilder wiesen ihn auf die hochdeutsche Sprache hin, in der er seine Freuden und Leiden bisher besungen hatte, in der er nun die gewonnene Braut besang:

Gieb mir wieder
Frühlingslieder,
Gieb mir wieder

Grüne Au;
Gieb mir wieder
Weſtwinds Koſen,
Gieb mir wieder
Frühlingsroſen,
Gieb mir wieder
Himmelsblau.

Alles iſt in Dir enthalten,
Reif zum glühendſten Genuß,
Alles wird ſich mir entfalten
In dem heißen Liebeskuß.
Gieb ihn mir, Du Holde, Süße,
Gieb ihn glühend, heiß und frei,
Daß ich endlich es auch wiſſe,
Wie der Götter Wonne ſei.

Ein Dichter zu werden — nachdem ſich die andre Muſe, die der Malerei, ihm verſagt hatte! Denn obwohl er noch mit ihr verkehrte, in dieſer und jener Geſtalt, obwohl er in Bildniſſen die Ähnlichkeit, wie man mir bezeugt, gut zu treffen wußte, und nie aufgehört hat, ſich mit Bleiſtiftphantaſieen und Köpfe-Zeichnen zu unterhalten (wobei ihm in ſpäterer Zeit die beſten poetiſchen Gedanken kamen), ſo blieb er doch immer nur ein begabter Dilettant. Sollte ihm nicht ein größeres Dichtwerk gelingen, ihn innerlich und äußerlich frei machen? — Er träumte in dieſen Jahren des Suchens unter anderm von einem frei erfundenen epiſchen Gedicht, das, auf mecklenburgiſchem Boden, den „Kampf des Heidentums gegen das Chriſtentum, aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtſchaft" darſtellen ſollte; „wie uns ein ſolcher Kampf in unſrer Geſchichte bei den Wenden und Sachſen entgegentritt, wo die Aufdringung des Chriſtentums leider nur ſehr eigennützigen Gründen entſprang". Im Mittel-

punkt der Handlung ſollte der ſogenannte „Heidenkirchhof“ bei Jabel (nahe am Müritz-See) ſein; und in der Einleitung ſuchte er zunächſt dieſe düſtere Stätte, das Grab der für ihr Vaterland Gefallenen, zu ſchildern, dem, wie die Sage geht, noch bei Nacht zuweilen die Geiſter jener Heidenſcharen entſteigen. Scheu flüſtern es die Alten ihren Söhnen zu,

Wie ſich dann Sturm erhebt, und wie die Fichten
Rings um die kahlen Hügel ſich erheben,
Wie ſich die Wurzeln in die Höhe richten,
Und wie die Wipfel an der Erde beben,
Wie ſich dem Sturmgeheule Schlachtruf mengt,
Wie ſich Erſcheinung an Erſcheinung drängt,
Wie's ängſtlich hierhin dorthin irrt,
Und ſich zum grauſen Knäu'l verwirrt;
Bis alles endlich jach verſchwindet,
Wenn ſich dem nahen See ein Ton entwindet,
Tief unten aus dem kühlen Grunde,
Aus dem kryſtallenen Verließ,
So troſtlos trüb' und doch ſo ſüß,
Wie Lebewohl aus Liebchens Munde.

Indes nur ein Bruchſtück dieſer Einleitung entſtand; im Grau in Grau der Betrachtung gemalt, an Reuters früheren Lieblingsdichter Byron erinnernd, deſkriptiv, ohne Plaſtik der Form. Er ſandte dieſes Bruchſtück ſeiner Freundin zu; es blieb Anfang und Ende. Ein andrer, harmloſerer Plan, in dem zuerſt ſein Humor zu dichten wagte, trat ihm näher ans Herz: ſchon im Jahre 1845 begann er die Reiſe nach Belgien zu ſchreiben. Doch nicht in ihrer jetzigen, ſondern in hochdeutſcher Geſtalt; — wie er denn gleichfalls hochdeutſch das Buch zu ſchreiben begann, das er viele Jahre ſpäter unter dem Namen „Ut mine Stromtid“ neu bearbeiten ſollte. Das Manuſkript exiſtiert noch, und zeigt neben ſchwachen und

unreifen Teilen auch bedeutende Anläufe; freilich fehlt Bräſig noch ganz, und auch bei Fritz Tiddelſitz und Pomuchelskopp, die neben dem eigentlichen Helden Habermann ſchon ihre Rolle ſpielen, fehlt jene wunderbare Kraft der Pinſelführung, die uns in der „Stromtid" bezaubert. Immer aber bricht doch das Talent des Erzählers, die Fülle der Anſchauung hervor; als Vertreter des „Miſſingſch" wirkt der „Dorfſchulmeiſter" mit reizvollem Humor und behaglichſter Breite, und die einfache Handlung entwickelt ſich zuletzt (ehe ſie fragmentariſch abbricht) mit unerwarteter Kraft. Man ſieht, der Dichter der „Läuſchen und Rimels" von 1853 war lange Jahre vorher von größeren, kunſtvolleren Entwürfen erfüllt. Warum fehlte ihm der Mut, ſie ans Licht zu ſchaffen? — Es fehlte offenbar der Vater des Muts, das Selbſtvertrauen; wohl auch die Mutter, die Ermutigung.

Nur eine ſeiner Arbeiten aus dieſer Zeit kam ans Licht der Welt; die humoriſtiſche, zum Teil wahrhaft geiſtreiche Satire „Ein gräflicher Geburtstag", die er 1845 oder 46 ſchrieb. Er hatte die ſeltſame Geburtstagsfeier der Gräfin Hahn, die er darin ſchildert, 1842 als „Strom", von Demzin aus, mit erlebt; ſeine Satire ward in den Jahrgängen 1846 und 1847 des von W. Raabe herausgegebenen „Mecklenburgiſchen Volksbuchs"*), noch unter der Herrſchaft der Zenſur, gedruckt. Dieſes Volks- und Jahrbuch, von den Führern der mecklenburgiſchen Liberalen geleitet und geſchrieben, von entſchiedenen ſatiriſchen Talenten unterſtützt, war das litterariſche Sprachrohr der Gebildeten, die nach Verbeſſerung der heimatlichen Zuſtände ſeufzten und drängten. Mit Reuter erſtand ihnen nun ihre beſte humoriſtiſche Kraft; doch ſein Name

*) Der Titel des Jahrgangs 1847 lautet: „Mecklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände." (Bei Hoffmann und Campe in Hamburg.)

blieb noch unbekannt, der Aufſatz erſchien anonym. Ob aus Beſcheidenheit oder aus einer anderen Rückſicht, wüßte ich nicht zu ſagen. Wer ohne das Vorurteil, das uns der Zauber ſeiner reifſten plattdeutſchen Werke ins Ohr geſchmeichelt hat, an dieſe hochdeutſche Satire herantritt (und zugleich den Einfluß der Cenſur-Rückſichten auf den Vortrag bedenkt), der wird ſich auch hier an dem großen Talent erbauen, das, an guten Muſtern genährt und doch original, mit den Früchten ſeiner Bildung wie mit vergoldeten Weihnachtsäpfeln ſpielt; das behaglichen Humor, feine Ironie und wahrhaft vernichtende Verurteilung als bunte Früchte an demſelben Weihnachtsbaum durcheinander blinken und ſchillern läßt, und zum Schluß dieſe ganze Pyramide von Spott und Hohn durch den Gegenſatz, den rührenden Geſang des wandernden Webergeſellen, ſinnvoll beleuchtet.

Einige Jahre ſpäter, Ende 1849, als ſchon die Reaktion gegen die neue freiheitliche Entwickelung Mecklenburgs begonnen hatte, entſtand noch eine zweite Satire ähnlicher Art: die Schilderung des feierlichen Einzugs derſelben gräflich Hahn'ſchen Familie in demſelben Baſedow (bei Malchin), wie er nach längerer Abweſenheit am 20. Oktober 1849 erfolgte. Dieſer kürzere Aufſatz, obwohl für den Druck geſchrieben, ward nie gedruckt; es ſcheint, die ſchnell hereinbrechende Woge der Reaktion ſchwemmte ihm den Boden, auf dem er fußte, hinweg. Eine von freundlicher Hand mitgeteilte Abſchrift liegt vor mir; doch der Gegenſtand des Spottes iſt zum Teil ſo lokaler Natur, der damalige Zuſtand der Dinge ſo raſch vorübergegangen, auch der Vortrag ſo ungleich, daß man dem geſtorbenen Dichter Unrecht thäte, die Satire in den Nachlaß aufzunehmen. Daß es an gelegentlichen guten Einfällen nicht fehlt, brauche ich nicht zu ſagen; wie denn unter anderm, zur richtigen Würdigung des ehelichen Verhältniſſes, das gräfliche Paar ſtets nur als „Frau und Herr Gräfin" eingeführt wird.

Auch die Schilderung des Vorspiels der feierlichen „Audienz“ ist vom ächten Reuter: „. . . Nächst dem Vergnügen, Gimpel zu fangen und junge Hunde abzurichten, kenne ich kein größeres, als ehrsame Spießbürger [hier Bürger aus Malchin] antichambrieren zu sehn. Es ist 'ne wahre Wonne, sie anzuschauen, wie sie auf dem gebohnten Fußboden einherglitschen wie die Esel auf dem Glatteis, wie sie sich wie Orgelpfeifen in Reih' und Glied stellen und ihre Kopfbedeckungen in den Händen drehen, diese geziert mit Glacéhandschuhen, von denen jeder einzelne aus einem Paar gewöhnlicher für ihre Fäuste zusammengenäht ist; wie sie voll Verlegenheit nur flüstern, und sich gegenseitig auf das, was anständig ist, aufmerksam machen, wie sie sich räuspern, und endlich doch alle aus Gewohnheit gradezu in die Stube spucken . . .“ Doch das Beste, und gewissermaßen das Thema, für das die ganze voraufgehende Introduction geschrieben ward, ist der gereimte Schluß; eine Art von Bänkelsänger-Ballade, die damals auf einem Umwege, ohne Nennung des Verfassers, (wie ich mich selber sehr wohl erinnere) zu hohem Ergötzen in der Rostocker Zeitung abgedruckt ward. „Am Nachmittage“, heißt es am Schluß, „fuhren die Herrschaften ins Dorf, um von den Unterthanen ferneren Tribut an Ehrenbezeugungen einzusammeln; es passierte ihnen aber hier etwas, das wert ist, in Versen, gut oder schlecht, aufbewahrt zu werden. Das Gefühl der Unterthanen regte sich, und:

Als die Fahrt beinah geendet
Und sich nach dem Schloß gewendet,
Ward ein schönes Stück vollführet
Und der Wagen arretieret;
Zu der Gräfin größtem Schreck
Traten zwei ihr in den Weg.

Denn zu dieses Tages Feier
Hatt' der junge Münchenmeier

Und der alte Kannengießer*)
(Sechzig Jahr ſchon alt iſt dieſer)
Sich ein Stücklein ausgedacht,
Das ihnen viel Ehre macht.

Beide traten an den Wagen,
Um die Gräfin zu befragen,
Ob ſie's gnädigſt wollt' vergönnen,
Daß ſie ſelber ſich anſpönnen,
Wie die Pferde aufgeſchirrt?
Beide reden ſehr verwirrt.

Und die Gräfin lächelt zierlich,
Spricht zu ihnen ganz manierlich,
Daß es angenehm ihr wär',
Wenn der Wagen nicht zu ſchwer.
Und der Graf, der ſitzet da,
Sagt zu allen Dingen „Ja"!

Als die Herren Inſpektoren**)
Das vernommen mit den Ohren,
Stellen ſie ſich Mann für Mann,
Und der Kutſcher ſpannt ſie an.
Daß für Unglück Hülfe ſei,
Steht der Thierarzt auch dabei.

Und die Herren Inſpektoren,
Als ſie angeſchirret woren,
Fangen Hurrah! an zu rufen,
Wiehern, ſcharren mit den Hufen;
Und der Kutſcher rufet: „Jüh"!
Und nun ziehe, Schimmel, zieh!"

---

*) Die beiden ächten Namen; Fritz Reuter hatte an ihre Stelle „Mützendreier" und „Pfannenſchießer" geſetzt.
**) Die Verwalter der gräflichen „Begüterung".

Da der Weg ganz frei von Sande,
Alle sie ganz gut im Stande,
Und der Wagen nicht zum schwersten,
Und die Peitsch' vor'm Allerwertsten,
Und der Kutscher ziemlich grob,
Geht es immerfort Galopp.

Hier ist viele Ehr' zu holen!
Alle springen wie die Fohlen,
Selbst der alte Kannengießer
(Sechzig Jahr schon alt ist dieser),
Und die Gräfin freut sich sehr,
Daß der Wagen nicht zu schwer.

Vor dem Schlosse angekommen,
Sind die Sielen abgenommen;
Doch dem jungen Münchenmeier
Ist bekommen schlecht die Feier,
War gebadet ganz in Schweiß,
Und voll Striemen war sein Steiß.

Alle sind sie außer Atem,
Sagen aber alle: „'t schad't em
Nich, wenn wi ok all krepieren,
'T schüht de Grähwin man tau Ihren."
Und der Tierarzt nimmt den Topf,
Pulver giebt er gegen Kropf.

Will sich Keiner lassen führen
Morgen vor der Gräfin Thüren
Und mit unterthän'ger Bitte
Flehn, daß sie zur Jagd ihn ritte,
Ihn, geschmückt mit der Schabrack',
Und die Gräfin huckepack? —

Von der treuen Wahrheit wird sich
Jeder können instruieren:
Achtzehnhundertneunundvierzig
That man dieses Stück aufführen
In dem Mecklenburger Land!
'S ist für's ganze Land 'ne Schand!

Nutzanwendung.

Ja, Ihr seid mir wackre Deutsche!
Wie gemacht für Zaum und Peitsche,
Für Karbatsche und für Sättel,
Wie gemacht für solchen Bettel,
Wie gemacht für Spott und Hohn,
Wie gemacht für Hundelohn!"

Die Partei des „Hundelohns" siegte, die Satire ward stumm: Fritz Reuter verließ Mecklenburg, und in Treptow an der Tollense, im Idyll der jungen Ehe, begann seine plattdeutsche Zeit, begann die Zeit des Erfolgs. Zu dem stillen Ehrgeiz, der nun schon so lange unbefriedigt träumte und schrieb, kam, wie in tausend gleichen Fällen, die alte „Mutter der Dinge", die Not. „Sind jemals Menschen genügsam gewesen," bezeugt zwar der Freund Fritz Peters, „so war es das junge Reutersche Ehepaar": bei höchst kärglichen Einnahmen hielten sie sich doch von drückenden Schulden frei, Beide zum Sparen und zur Ordnung geschaffen. Dennoch mußten sie wünschen, den so unmäßig sauer verdienten Erwerb zu erhöhen. Claus Groth's „Quickborn" erschien 1852; der rasche Erfolg dieses plattdeutschen Lyrikers lehrte zu allgemeinem Erstaunen, daß in der bescheidenen Mundart nicht nur Vergangenheit, auch noch urlebendige Gegenwart sei. Vielleicht Zukunft, — wenn der Rechte käme. Ob er dieser Rechte sei, fragte sich Fritz Reuter freilich damals noch nicht. Sein Glaube war gering. Er wußte nur, daß er zuweilen — schon

ſeit manchem Jahr — ſich in plattdeutſchen Polterabendſcherzen verſucht hatte, die mehr als ihre Nebenbuhler gefielen; daß er ein begabter, geſuchter Erzähler plattdeutſcher Schnurren war, die er mit ſchlagender Nachahmung, mit unwiderſtehlichem Humor gleichſam dramatiſch-lebendig zu machen wußte. Wie den Italiener die conversazione, den Perſer und Araber der Vortrag ſeiner phantaſtiſchen Märchen beglückt, ſo iſt es des Mecklenburgers tiefſtes Urbehagen, drollige „Geſchichten" erzählen zu hören. Sie ſeien ſo alt, wie ſie wollen, jedermann kenne ſie: der lebendige, künſtleriſch humoriſtiſche Vortrag macht ſie ihm neu. Darin iſt er, wenn auch nur Hörer, der Embryo eines Künſtlers; das beſte Publikum für den beſten Erzähler. Wie, wenn Fritz Reuter die alten Schnurren — ſelbſterlebte wie allbekannte — mit denen er ſo manchen luſtigen Abend geſchmückt, nun auch für den Leſer niederſchrieb? in plattdeutſche Reime gebracht? — Er ſetzte ſich hin und begann. Faſt allabendlich, erzählt ſeine Frau*), nach Beendigung von ſechs bis ſieben Privatſtunden, wurden von acht bis zehn Uhr „Läuſchen" geſchrieben. „Will doch ſehn, Wiſing," ſagte er, „wie ſich die Dinger auf dem Papier ausnehmen, wie ſie ſich da anhören." War ſo ein „Ding" fertig, vorgeleſen, gebilligt, ſo ſprang er vergnügt herum, rieb ſich die Hände: „Sonntag leſ' ich's in Thalberg vor; gefällt's da auch, ſchreib' ich ruhig weiter; — hab' noch 'ne Menge ſolcher Dinger am Bändel." Er ſchrieb weiter; ſie ſaß am Nebentiſch bei ihrer Arbeit, „mäuschenſtill", ſah, wie die Feder flog, wie er ihr dann und wann zunickte, auch wohl murmelte: „Nein, ſo nicht — ſo iſt's beſſer"; und: „das wird dir gefallen" .... Welch reines, ungetrübtes Glück, ſetzt ſie hinzu, umſchloß dieſe ſtillen Abendarbeitsſtunden! Ich glaube, man konnte nicht glücklicher ſein,

*) In einer Schilderung des Anfangs von Reuters Schriftſtellerleben, die Friedrich Friedrich in der „Gartenlaube" mitgeteilt hat.

als wir zwei Menſchen. — Endlich, eines Abends, ſagt er: „So! Nach meiner Rechnung wären es jetzt etwa dreihundert Druckſeiten; — ich geb' die Dinger heraus. Ich wag's; in Mecklenburg und Pommern wird's geleſen, vielleicht auch gekauft."

Er wendet ſich an einen Buchhändler in Anklam, an einen zweiten in Neubrandenburg; man antwortet ihm, man werde das Buch „vielleicht verlegen", wenn der Verfaſſer das Riſiko trüge. In ihm iſt der Glaube erwacht. „Ich geb's im Selbſtverlag heraus," erklärt er der Frau mit plötzlich feſtem Entſchluß. „Juſtizrat Schröder leiht mir zweihundert Thaler zum Druck, die Koſten werden gedeckt; heut Mittag gleich fahr' ich nach Neubrandenburg zur Druckerei."

Er kommt zurück: „Erſchrick nicht, Luiſing! Ich laſſ' gleich zwölfhundert Exemplare abziehn ſtatt der gewollten ſechshundert." — Aber, Fritz, Du ſtürzeſt uns in Schulden! — „Nein, Kind, es iſt vorteilhafter ſo; glaub', ich hab' mir's überlegt." — Die ſchriftlichen Anfragen an alle mecklenburgiſchen und einige pommerſche Buchhandlungen ergehn; Beſtellungen erfolgen, doch meiſt natürlich zur Anſicht; die Exemplare kommen von der Druckerei, die Packerei beginnt. Tagelang arbeitet die Hausfrau mit Latzſchürze und Zuckerhammer, dem ſich das ſteife Packpapier beſſer fügt als der bloßen Hand; der Mann ſitzt daneben, ſchreibt die Begleitbriefe, ſiegelt und ſigniert. „Laß Dich's nicht verdrießen, Luiſing," ruft er ihr zuweilen zu, „wenn's auch Queſen (Schwielen) giebt! Kriegſt 'n neu' Seidenkleid!" — Und Fritz Reuter's „Läuſchen un Rimels" gehen in die Welt.

So konnte er denn erfüllen, was er ein Jahr vorher, am Weihnachtsabend 1852, ſeinem Fritz Peters in folgenden Verſen verheißen hatte:

Mein Freund, ich bin ein armer Schlucker,
Und meine Schätze liegen in dem Mond;

Auch hab' ich viele, schöne Güter
Im Lande, wo die Hoffnung thront.
Von dorten her bring' ich Dir eine Gabe;
Ich hoffe, daß sie wichtig Dir erscheint,
Denn sie ist heiter wie die Morgensonne,
Und der Dir's bringet, ist Dein Freund.
Es ist ein köstliches Geschenk,
Ihr Alle könnt Euch meine Großmut merken:
Es ist die Dedikation
Zum ersten Band von „Reuters Werken".

Den Erfolg dieses ersten Bandes — der nun die versprochene Widmung an der Stirn trug — kennt jedermann; er war wie der des „Quickborn": schnell und unzweifelhaft. Die erste Auflage verschwand in sechs Wochen; täglich kamen Nachbestellungen; die beiden überraschten, glücklichen Menschen „lachten und weinten". Freilich blieb — das Sprichwort umkehrend — der Ruhm des Propheten noch im Vaterlande; nach Hochdeutschland kamen die gereimten „Geschichten" nicht hinaus. So sehr sich der Mecklenburger, der Pommer an ihnen ergötzte, diese „Kongregation kleiner Straßenjungen", wie der Dichter selbst sie in der Vorrede nennt, „die in ‚roher Gesundheit' lustig über einander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachshaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Thorheit der Welt einen Spaß erlauben", diese scheinbar kunstlos improvisierten, oft derbkomischen Gestalten blieben vor dem Schlagbaum an der hochdeutschen Grenze stehn, den Klaus Groth's „Quickborn" übersprang. Es war allerdings auch an ihrer Kleidung Dies und Das, was sie kulturwidrig zu machen schien. Nicht daß so mancher gewagte, regellose Reim mit unterlief, — was jeder volkstümlichen Dichtung gestattet bleiben muß, wie denn auch Klaus Groth es weder verschmäht noch

vermieden hat; aber ein gleichsam unentschiedener Kampf zwischen dem Recht des Verses, des Rhythmus und dem Drang nach Natur-Abschreibung geht durch das ganze Buch. Ja er wiederholt sich in allen späteren Versdichtungen Reuter's; zu Gunsten des Rhythmus abgeschwächt in „Kein Hüsung", auch in „Hanne Nüte", doch nirgends zu vollem Friedensschluß gebracht; so daß der Versdichter Fritz Reuter gegen den Prosadichter gleichen Namens immer im Nachteil bleibt. Das Stylgefühl in ihm ist schwächer als das Naturgefühl. Dies giebt seinen Prosa-Erzählungen jene eigene Poesie der höchsten, natürlichsten, freiesten Behaglichkeit; dies giebt seinen gereimten Dichtungen die eigentümlich prosasüchtige Vortragsweise, die dann plötzlich in Stimmungsbildern, in lyrischen oder dramatischen Momenten ein melodievoller Aufschwung unterbricht.

Dem entspringt denn auch dieser andere Mangel, der ihm von Anfang an, auch in der Heimat, oft zum Vorwurf gemacht worden ist: daß seine Verse gleichsam die Narben aus jenem Kampfe tragen, daß bald dem naturwahren Ausdruck zu Liebe der Rhythmus zerhackt, bald dem Vers zu Liebe der Sprache Gewalt angethan wird; bald, und oft, geschieht beides zugleich. Es ist und bleibt unplattdeutsch, wenn der Dichter sagt: „so lang ick kann man denken", oder: „dat Ji för Brillen keine Näs'" (wo, wie nur zu häufig, uns das Zeitwort unterschlagen wird), oder: „dat ick up ehr gawiw ümmer Paß", oder: „un as nu in den Tog irst is 'e"; — wobei jedes dieser Beispiele für Dutzende seinesgleichen steht. Auch in hochdeutscher Sprache würden wir darin Härten empfinden und Verfehlungen tadeln; der Dialekt macht sie nicht sündenfrei, denn auch er verlangt Kunst und er schreit nach Natur.

Doch, wenn jeder Mensch „die Fehler seiner Tugenden" hat, für wen gilt dies mehr als für Reuter! Hinter der

Sorgloſigkeit, die ihn ſo ſündigen ließ, ſteht, wie der Körper hinter ſeinem Schatten, die wahrhaft elementar zu nennende Kraft, die nach Verlebendigung des rund und ganz Angeſchauten ringt. Dieſe ſeine höchſte Gabe, die ihn ſofort über Hunderte ſogenannter Dichter hinwegtrug, ſie hat auch ſchon an den „Läuſchen un Rimels" mitgedichtet, ſo harmlos und vor allem ſo ungleich ſie ſind. Ungleich im Wert des Stoffs, ungleich in der Form. Es ſind Anekdoten darunter, die nach meinem Gefühl, ſchon ihrer epigrammatiſchen Natur nach, dieſe künſtleriſche Ausführung nicht vertragen; andere, die umgekehrt erſt durch dieſe Ausführung geworden, geſchaffen ſind. Wie viel belauſchtes Leben und pſychologiſcher Humor ſteckt aber in den beſten dieſer Läuſchen, in denen der Erzähler Raum und Anlaß fand, höchſt ergötzliche Geſtalten wirklich auszukneten und in dramatiſcher Bewegung vor uns hinzuſtellen. Mit immer neuem Behagen leſe ich Geſchichten wie „De Bullenwiſch", „De Ihr un de Freud", „De Wedd", „Moy inricht", „De Gauſ'handel", „Dat Küſſen ut Leiw", „Dat Johrmark", „De goldene Hiring"; um nur die zu nennen, die mir als die lebendigſten Menſchenbilder vor Augen ſtehn. Aber man leſe ſie nicht: man höre ſie. Reuter's plaſtiſche Kraft würdigt man erſt ganz, wenn man ihn mit Kunſt, mit dramatiſcher Wahrheit ſich vortragen läßt; wenn, ſo zu ſagen, das in den Lettern eingefrorene lebendige Wort zwiſchen zwei Lippen wieder aufthaut. Denn er war ein Epiker nach älteſter Art, nach dem Willen der Natur: er war ein Mann, der erzählte, dann formte, endlich niederſchrieb.

Der raſche Erfolg dieſer beſcheidenen Verſuche gab ihm den Mut, den Glauben, der ihm ſo lange verſagt hatte. Vielleicht die ſchönſte Zeit ſeines Lebens begann: hoffnungsfrohes Schaffen, junges Eheglück, blühendſte Jahre, gebeſſerte Geſundheit, und mit alten und neuen Freunden behaglichſter, heiterſter Verkehr. „Wat nich furt, dat ſänt't ok nich", ſagt

er einmal; die Zeit des „Süßens“ war für ihn gekommen. Er konnte seine Unterrichtsstunden kürzen, dann aufgeben; nachdem er auch aus ihnen nach seiner Art Honig gesogen, an Schülern und Schülerinnen sich Freunde fürs Leben gewonnen, seinen Mangel an streng methodischer Schulung durch den innerlich bildenden, seelenwerbenden Zauber seiner Person ersetzt hatte. Auch diese Zeit hätte uns ohne Zweifel goldene Früchte getragen, wenn Fritz Reuter sein im Entwurf begonnenes Werk „Ut mine Schaulmeistertid“ ausgeführt hätte, in dem seiner Lieblingsschülerin, der Tochter des Justizrats Schröder, die Hauptrolle bestimmt war; doch beim Entwurf ist es geblieben. Eben dieser Justizrat Schröder hatte am eifrigsten die Entstehung der „Läuschen un Rimels“ gefördert, die Herausgabe durch seinen Vorschuß möglich gemacht; mit ihm, dem geborenen Helfer aller Bedrängten, dem jovialen Gesellschafter (den das 29. Capitel der „Stromtid“ humoristisch übermütig schildert), mit den treuen Thalbergern, dem trefflichen Superintendenten Schumacher und anderen Freunden genoß das Reuter'sche Paar die Freuden niederdeutscher, bequemster Geselligkeit. „Die heitersten Stunden unseres Lebens“, schreibt Fritz Peters, „haben wir verlebt, wenn Reuter uns von Treptow aus besuchte und uns seine Produktionen bei einem Glase Wein vorlas“. Lustige Gedichte und Trinksprüche zeugen noch von diesen guten Zeiten: sei's, daß der dankbare Poet den großen „Borger“, den Justizrat, feiert, oder daß er den ersten Blumenkohl, den er in seinem Gärtchen selbst gezogen, der Herrin von Thalberg darbringt, oder sie als „Du Rose vom Thal, Du Lilie vom Berg“ besingt, um sich auf eine geräucherte Wurst zu Gaste zu bitten. Und mit welcher Liebe schildert er in der „Stromtid“ (in dem eben erwähnten 29. Capitel) die Freuden der Weihnachtszeit, die sie auch später noch, von Neubrandenburg aus, bei diesen Getreuesten auf dem Landsitz zu verbringen pflegten, —

kinderlos wie ihre eigene, nur darin nicht geſegnete Ehe blieb. Selbſt ein Schachelub entſtand in dem kleinen Treptow, durch Reuters' Vorliebe für dieſes edle Spiel ins Leben gerufen. Indeſſen das Spiel, die Feſte, die Ferien waren nicht mehr ſein beſtes Glück: die entfeſſelte Schaffensluſt bewährte auch an ihm ihre Magie. Kaum erwacht, begann er ſchon im Bett zu dichten, ſeine Gedanken zu ordnen; „ich durfte ihn nicht ſtören, nicht ſprechen", erzählt (in ihren für den Biographen verfaßten Aufzeichnungen) ſeine in der Erinnerung noch rührend beglückte Frau. „Mit der geſtopften Pfeife ſetzte er ſich dann zum Schreibtiſch nieder; ich ſchob ſtillſchweigend die große Taſſe Kaffee auf ein Seitentiſchchen und verſchwand. Um zehn Uhr wieder leiſe, ſtillſchweigend, ein Butterbrot; — und wenn dann erſchallte: „kannſt hierbleiben, will Dir's vorleſen", war ich ſo glücklich. — „Na, was meinſt Du?" — Natürlich meinte ich das Allerbeſte; doch wenn ich einmal Dies und Das nicht meinte, hieß es: „nein, nein, nußt nicht mäkeln"; und nach einer kleinen Weile, ſo recht gutmütig ſchmeichelnd: „will mir's überlegen, jetzt laß mich allein; will weiter ſchreiben" . . . Wie froh, wie innerlich befriedigt fühlte er ſich beim Schaffen! Anfangs ſagte er wohl oft: Ja, wenn ich dies Buch vollendet habe, was dann? — Später dagegen: Der Stoff wächſt mir über den Kopf; könnt' ich nur alles ſchreiben, was ich weiß!" —

So entſtand zunächſt „De Reiſ' nah Bellingen"; nachdem er, als ſchwächeren Nachklang der Läuſchen un Rimels, ſeine ſeit 1842 verfaßten Polterabendgedichte in hochdeutſcher und niederdeutſcher Mundart geſammelt und herausgegeben hatte, um ſie für gleiche Anläſſe nutzbar zu machen. Wie ſie gelegentlich und ohne Zweifel oft raſch entſtanden ſind, oft auch wohl für mittelmäßige Darſteller zu berechnen waren, haben ſie denn auch für Reuters's Dichterwert wenig zu bedeuten, und ſind — vollends da ſie in ſeine geſammelten

Werke nicht aufgenommen wurden* — wenig bekannt. Wenn ich einiges wahrhaft Humoristische oder Gemütvolle ausnehme (Eine alte Kinderfrau; Der Bräutigam; Vorspiel: Ein Orgeldreher mit seiner Frau), so wüßte ich weder von der ersten Sammlung, noch von dem späteren Zuwachs mehr zu sagen, als daß ein Mensch von Talent flüchtige Einfälle aus dem Ärmel geschüttelt hat, die er dann drucken ließ, nicht weil er eitel, sondern weil er bescheiden war.

Übrigens sind keineswegs alle seine Polterabendscherze, auch nicht alle besten, veröffentlicht worden: so sind mir durch Freundeshand zwei ungedruckte (in Abschrift) zugekommen, die, für die Hochzeiten der Töchter seines alten Lehrers und Freundes, des Conrectors Gesellius in Parchim, geschrieben, sein Herz und seinen Witz in liebenswürdigster Kameradschaft zeigen. Zum Beispiel in dem ersten dieser Gedichte (von „Kutscher" und „Dienstmädchen" dramatisch dargestellt), wo er den alten Herrn, der ihn nicht ohne Nutzen in der Mathematik unterrichtet hatte, den Ehebund seiner Toni mit dem Bräutigam, einem jungen Gutsbesitzer C. Krull, in mathematischem Tiefsinn überdenken läßt:

. . . Der macht ein ganz dreikantiges Gesicht
Und sagt: Die Formel find' ich nicht.
Wer kann bei fehlenden Prämissen
In solchem Fall die Lösung wissen? . . .
Doch eins, ihr Kinder, ist mir klar:
Wird p gesucht schon manches Jahr,
Und sitzet x im vollen Brote,
So wird das ganze keine Asymptote:

* Sie erschienen zuerst im Selbstverlag, dann (1863) in zweiter vermehrter Auflage bei A. Hildebrand, Schwerin; unter dem Titel: „Julklapp!"

Denn 6 × 6 ist 36
Und meine Toni, die ist fleißig,
Und diese Zahl addiert zu Krull
Giebt alles andre, nur nicht Null.

Und wie liebenswürdig drollig ist das angebliche Gedicht der Braut, das durch den indiscreten Kutscher der versammelten Polterabendgesellschaft mitgeteilt wird:

Gefühle bei seinem Anblick in der Ferne.

Mein Schatz geht über'n Acker
In seinem grauen Kittel,*)
In gelben Stulpen hin.
Da geht der arme Stacker,
Er geht wohl auf den Acker,
Ach, wie ich selig bin!

Mein Schatz tritt seine Kluten**),
Die Saaten zu empfangen;
Und ist er ausgegangen,
So schau ich nur nach ihm.
Es will mich fast gemuten,
Mein'n Schatz schiebt über Kluten
Ein leichter Seraphim.

Mein Schatz kehrt bald zurücke,
Wir spielen den „Kalifen"***)
Und hat er A gegriffen,
So greife ich gleich B.

---

*) Hier scheint eine Zeile ausgefallen zu sein.

**) Erdklöße, Schollen. „Klutenpedder" (Klutentreter) ist ein Spitzname für den Landmann.

***) Der „Kalif von Bagdad", ein Klavierstück, das für dieses Liebespaar den Kuppler gespielt hatte.

Das g'hört zum Liebesglücke,
Mein Schatz kehrt bald zurücke
Zum Liebes-ABC.

„ . . . Ich bitte mir aber auf das ernſtlichſte aus," ſchreibt Fritz Reuter in einem andern Fall, an eine liebenswürdige junge Verwandte, die ſeinem guten Herzen nochmals ſo ein Gelegenheits-Drama abgewonnen hatte, „daß meine Autorſchaft verſchwiegen bleibt; denn ich will dies als das letzte Mal angeſehen wiſſen, daß ich mich zu ſolchen Dingen verſtehe. Verſtehen Sie mich, mein Fräulein?" — Er hatte wohl recht: der Mann, der mit vierundvierzig Jahren ſein erſtes größeres Werk, „De Reiſ' nah Belligen", der Öffentlichkeit übergab, mußte wohl fortan ſich ſelber leben, dem erkannten Beruf ſich ganz hingeben dürfen. Und mit welchem ſchwierigſten aller Hinderniſſe kämpfte noch der vierundvierzigjährige Mann! Die ſehr intereſſante Vorrede zu dieſer „Reiſ' nah Belligen" zeigt es: die Meinung der Menſchen — ſelbſt naher Freunde — daß er doch eigentlich „kein Dichter" ſei, ſtand ihm im Wege. Ja es giebt wohl auch jetzt noch Menſchen genug, die „de Reiſ' nah Belligen", weil darin auch derbe Poſſen, handgreifliche Bauern-Späße vorgetragen werden, nicht ſo recht für ein Dichtwerk halten. So ſonderbar unſicher iſt der deutſche Geſchmack; an das Erhabne, Tragiſche haben ihn unſre großen Dichter gewöhnt, aber wie weit das Komiſche gehen darf, ohne die „Litteraturfähigkeit" zu verlieren, darüber ſind ihm die Regeln noch nicht verbrieft und verbucht, und ſo glaubt er gern einſtweilen aus Vorſicht, daß ſchon das „Stark" das „Zu ſtark" ſei. Ich für meine Perſon bekenne, daß nicht eine einzige dieſer derben Scenen mich an dem Kunſtwert des Ganzen irre macht; daß mir nicht eine zu derb iſt. Alle aber fließen ſie — die zarten wie die derben — aus Einer Quelle: aus der tiefen Erkenntnis der Bauernſeele, die nach meiner

Meinung nie so reich, heiter und wahr dargestellt worden ist. Mir steht „De Reis' nah Belligen" höher als „Hanne Nüte", und dem tragischen Gegenbild „Kein Hüsung" nicht in der Tonart, aber an Reichtum gleich; — wie denn diese beiden Werke zusammen erst der ganze Mann sind. Was kann von vornherein humoristischer sein, als diese Bauernreise nach der „höheren Kultur" so ganz ins Blaue hinein; und wie weiß sie der Erzähler in rastlosen Erfindungen bis zu der Höhe zu steigern, wo die beiden Jungen, Corl und Fritz, bei Nacht in die Berliner Stadtvogtei eingeliefert, dort ihre würdigen Väter wiederfinden! sodaß der selber eingesperrte „Vader Swart" in höchster Entrüstung ausruft:

„Jh, Jung', wo, son'ne Schan'n
Makst Du mi hir in frömden Lau'n?"

Wie lebendig-gemütlich führt uns gleich der Anfang in die Bauernwelt hinein; wie setzt sich diese Kunst, Stimmung zu erzeugen, in der heißen, schlafmüden Fahrt am Tannenwald, in der Vogelpoesie der Waldeskühle, dann im Sonntagsglocken-läuten des Küsters, in dem Lied vom „Strohdach", in der überaus kunstvoll abschließenden Hochzeitsschilderung fort! — Viel später, an der „Franzosentid", hat man Fritz Reuters ganzes Kompositions-Talent erkannt und bewundert; doch ich finde, er tritt schon mit seiner „Reis' nah Belligen" als fertiger Meister der Komposition in die Thür; er hatte nicht umsonst in langer, schweigsamer Lehrzeit sich geübt und gebildet. Wer ihn behorchen will, wie er dieses unscheinbare Bauern-Gedicht durch Wechsel der Stimmung, durch Bewegung und Ruhe, durch gelinde Steigerung, zu unserm nie ermüdenden Behagen belebt, der wird mir zustimmen, denk' ich; worauf er wohl auch mit mir bedauern mag, daß einige zu „poetische" Ver-steigungen in Fritz Swarts Bauernjungenbrust, und die auch hier nicht fehlenden Vers- und Sprach-Gebrechen, in den reinen Genuß einige Trübung bringen.

In demſelben Jahre 1855, in dem die „Reiſ' nah Belligen" erſchien, begann Fritz Reuter auch ein kühnes journaliſtiſches Unternehmen, da er nun ganz und rückhaltslos das geworden war, was Brüſig (in „Schurr-Murr") über ihn ausſagt: ein Mann, „der ſich im zurückgezogenen ökonomiſchen Zuſtand mit Schriften befleißigt, indem daß er davon ſeine Nahrung ſucht." Von ſeinem kleinen Treptower Winkel aus, faſt ganz ohne Mitarbeiter, nur auf ſeine Feder und die erlaubte Ausnutzung andrer Zeitſchriften angewieſen, unternahm er die Herausgabe eines „Unterhaltungsblattes für beide Mecklenburg und Pommern;" einer Wochenſchrift, die in vier Folioſeiten jeden Sonntag, zum erſten Mal am 1. April 1855 erſchien. „Der Zweck des Blattes", ſagte er im Programm, „würde Unterhaltung ſein, und zwar Unterhaltung, die ſich durchaus fern von politiſchen und religiöſen Fragen hält, die jeden Angriff auf Perſonen, der über den Scherz hinausgeht, aus ihrem Kreiſe verbannt, und als Hintergrund, ſo viel als möglich, lokale Verhältniſſe benutzt." Ein Jahr hindurch gelang es ſeiner Fruchtbarkeit, die Schwierigkeiten dieſer Aufgabe zu beſiegen. Es erſchien hier eine lange Reihe ſeiner kleineren Schriften; faſt alle in Hochdeutſch, ſetze ich hinzu. Es erſchien der erſte Theil von „Meine Vaterſtadt Stavenhagen" (bis zum Schluß der Jahrmarktsfreuden); die ungleich längere Fortſetzung dieſer liebenswürdigen, von einigen kritiſchen Köpfen arg unterſchätzten Plaudereien hat Reuter ſpäter, für „Schurr-Murr", geſchrieben. Es erſchien die rührende Geſchichte „Haunefiken", von der er 1849 in Thalberg Einiges erlebt hatte; die geiſtvolle Satire „Memoiren eines alten Fliegenſchimmels", in der er das öde Daſein ſo manches mecklenburgiſchen „Vollbluts" parodierte, zugleich als wahrer Poet ſich in die Leidensgeſchichte eines armen Pferdelebens verſenkend. Es erſchien jener hochdeutſche Vorläufer der „Feſtungstid", die Schilderung der Graudenzer Erlebniſſe

unter dem Titel: „Eine heitere Epiſode aus einer traurigen Zeit“; ähnlichen Inhalts wie der entſprechende Theil der „Feſtungstid“, doch von Anfang bis zu Ende anders behandelt und geſchrieben, in der plattdeutſchen Geſtalt behaglicher, liebenswürdiger, kernhafter erzählt; — jedenfalls ein noch lebendiges Zeugnis, daß Reuter den hochdeutſchen und den plattdeutſchen Poeten in ſich geſondert hielt, daß ſein Kunſtgefühl ſich nie dazu verſtand; in der einen Sprache ebenſo wie in der andern zu ſchreiben. Es erſchien hier ferner ein politiſch-humoriſtiſches Sendſchreiben „An meinen Freund R . . . .“ über die höchſt mühevoll durchgeſetzte Wahl des liberalen Grafen Schwerin, an der er ſelbſt als Treptower Wahlmann, als eifriger Gegner der Reaktion ſich beteiligte; ein mit friſcher Laune geſchriebener Aufſatz, der auch als Flugſchrift*) erſchien, doch zu lokal und zu „vergangen“ iſt, um noch jetzt neben Reuters andern Schriften zu wirken. Es erſchienen Kleinigkeiten der verſchiedenſten Art: eine Schilderung des Jubiläums des erſten Bürgermeiſters von Neubrandenburg (zu lokal, wie jene Flugſchrift); zahlreiche „Läuſchen un Rimels“, die ſpäter im zweiten Bande ihre Stelle fanden; nicht minder zahlreiche Schnurren und Anekdoten in Proſa, zum Teil von überwältigendem Humor. Endlich erſchien hier auch die größte von Fritz Reuters Geſtalten, der alte Bräſig, in ſeiner erſten Faſſung. Es erſchienen Briefe dieſes bis dahin unbekannten „immeritierten Inſpektors“ an den Herausgeber des Unterhaltungsblattes; Plaudereien über alles und nichts, von an Bräſig gerichteten Briefen unterbrochen, auf die er antwortet, zuletzt mit dem Unterhaltungsblatt ſelber endend ohne Ende; unbedeutend im Inhalt, aber ſchon hoch ergötzlich und ganz originell durch dieſes plattdeutſche Hoch-

*) „Wie der Graf Schwerin ſchwer in die Kammer kam. Die Wahl zu Ückermünde am 8. Oktober dieſes Jahres.“ (Neubrandenburg, C. Lingnau'ſche Verlagsbuchhandlung. 1855.)

deutsch, das man „Messingsch“ (oder Missingsch) nennt, dessen einziger Meister Fritz Reuter, und dessen größter, unsterblicher Vertreter „Onkel Bräsig“ ist.

Indem ich diese „Briefe“ hier nenne, die der Nachlaß mitteilt, drängt sich mir auf, von der Geschichte der Bräsig-Gestalt zu sagen, was ich von ihr weiß. Vielleicht durch den Erfolg der „Briefe“, vielleicht durch die innere Fruchtbarkeit des Gegenstandes angeregt, faßte Reuter schon damals (lange bevor er an die plattdeutsche Bearbeitung der „Stromtid“ kam) den Gedanken, Bräsigs Memoiren zu schreiben, von ihm selbst erzählt. Er begann auch das erste Kapitel, oder vielmehr die „erste Pfeife Toback“: denn der Verfasser der Memoiren, der Inspektor Bräsig, muß auf „'ne Einteilung nach stündlicher Verfertigung dieser Geschichte“ verzichten, weil er seine Uhr an seinen Neffen Cörling gegeben hat und sich nun „mit Pfeifen Toback durch die Zeitverhältnisse durchschlagen muß, indem daß er des Morgens 5 und 6, Nachmittags auch 5 raucht“. „Ich komme“, setzt er hinzu, „noter Weis' damit durch; dat einzigst Schlimme is man dabei, dat ich, wenn ich's Morrns um 5 Uhr aufsteh und rauch bis Mittag, was 7 Stunden sünd, dat ich dann ümmer nich weiß, ob 'ne Pfeif Toback $^5/_7$ oder $^7/_5$ Stunden is. Mit die verfluchte Bruchrechnung!“

„Geboren bün ich“, fährt Bräsig dann (nach einiger Einleitung) fort, „un zwarsten in der Gänse-Schlachter-Zeit, um Martini aus; anno is mich nich bekannt geworden, indem daß die dazumalige Frau Pastern Spickgänse ins Kirchenbuch gewickelt hätte; aber es muß in die vorigen achtziger Jahren gewesen sein, weil ich mir schon lange als Siebziger zu betrachten geneigt bin. Sie freuten sich Alle hellschen, als ich als Junge ankam, denn sie hatten geglaubt, ich wäre ein Mädchen, und meine Wäschen (so nannte man dazumalen diese armen alten Geschöpfe, nu heißen sie Tantens) meine Wäschen holte 'ne

Wagſchale und band mir an's eine Ende und an's andere 'ne fette Gans, denn ſie hatten grade geſchlacht und hatten keine Pfundgewichte. Und was meinen Sie, ich war mit dat Bieſt parallel, wog alſo 'n Pundner dreizehn bis vierzehn, ſchlecht gerechnet. Dies Allens haben ſie mich woll man bloß erzählt; aber es ſteht mich ſo deutlich vor die Augen, als wär ich dabei geweſen, — wollt' ich ſagen: als hätt ich's mit angeſehen, — wollt' ich ſagen: als hätt ich einen Verſtand davon gehabt."

Indeſſen bei dieſer Feſtſtellung von Bräſigs Gewicht blieb der Verfaſſer ſtehn; gleich jener „Schaulmeiſtertid" ſtarben die „Memoiren" vor der Geburt. Es ſplitterte von dem Entwurf nur ein derber, luſtiger Splitter ab: die erſt 1861 geſchriebenen, in „Schurr-Murr" erſchienenen „Abendteuer des Entſpekter Bräſig, von ihm ſelbſt erzählt"; dieſe oft grauſam komiſche, von guten Einfällen durchwachſene Reiſe nach Berlin, die freilich, gegen Reuters Art, zuweilen in poſſenhafte Unwahrſcheinlichkeit ausartet und Bräſig's Geſtalt, ſtatt ſie zu vertiefen, nur zum Mittelpunkt äußerlicher Luſtigkeit macht. Ich verwerfe darum dieſe Reiſe-Poſſe nicht; es wäre ſehr undankbar, da ſie mich, und andre mit mir, ſo vielfach ergötzt hat; aber die Poeſie der Bräſig'ſchen Geſtalt, in der ſie jetzt, in all ihrer Lächerlichkeit, ſo wunderbar verklärt vor uns daſteht, ſchuf erſt der völlig gereifte Mann, der die „Stromtid" ſchrieb; der die rührenden und die ergötzenden Elemente, den Lach- und den Wein-Stoff, einen meſſingſchen Kopf und ein goldenes Herz, zu dieſem unvergänglichen Menſchenbild zuſammenmiſchte, das nun ebenſo typiſch wie originell, ebenſo durchſichtig wie unergründlich iſt. Jene „Memoiren" blieben ungeſchrieben; dennoch kann man ſagen, daß ſie in der „Stromtid" für uns enthalten ſind: denn mit leiſer Hand, mit bewundernswerter Kunſt hat der Dichter den alten Bräſig zum beſtändigen Spiegel, Dolmetſch, Chor und

Mittelpunkt dieser ganzen mecklenburgischen Geschichte gemacht, und es ereignet sich nichts, was mir nicht auch mit ihm und durch ihn erlebten. Daß dies sein künstlerischer Wille war, sagt denn auch Fritz Reuter selber am Schluß, auf seine stille, neckische, scheinbar harmlose Art. „Segg mal", fragt Fritz Tiddelfritz ihn, den Verfasser, der auf das berühmte „Rendezvous" in dem großen Wassergraben angespielt hat, „wer hett Di de Geschicht verteilt?" — „„Bräsig"", segg ick. — „Hewwo ick mi dacht," segg hei, „Bräsig is de Hauptperson in de ganze Geschicht." — „„Dat is hei"", segg ick. — —

Das „Unterhaltungsblatt" lebte nur ein Jahr: „es fand," wie Reuter selbst einmal darüber schreibt, „zuerst Anklang, aber fast gar keine Unterstützung, und mußte 1856 bei der Nachlässigkeit des (Neubrandenburger) Verlegers aufgegeben werden, der schließlich denn auch ohne Rechnungsablage nach Amerika durchging". Am 1. April sagte Fritz Reuter in der letzten Nummer des Blattes dem Publikum Lebewohl:

„Denn ein Jahr hab' ich's ertragen,
Trag's nicht länger mehr;
Hab' die Schreiberei im Magen,
Bleib' nicht Redakteur."

Zugleich sandte er auch den Treptowern, den Pommern seinen Abschiedsgruß: er verließ Stadt und Land, um sich zwei Meilen weiter, in Neubrandenburg (im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz) eine neue Heimat zu suchen. So wohl ihm manches Jahr lang in Treptow gewesen war, und so eifrig er sich auch als Stadtverordneter der städtischen Angelegenheiten angenommen hatte (unter anderm des „Tuchmachergrabens", den er in scherzhaften Versen und auch im letzten der Bräsig'schen Briefe erwähnt), so entführten ihn doch der größere Verkehr und die reizende Gegend, die er

in dem am Tollenser See gelegenen, aufblühenden Neubrandenburg fand.

Hier verlebte er, von 1856 bis 1863, die wichtigste Zeit seines Schaffens. Hier entstanden „Kein Hüsung", „Ut de Franzosentid", „Hanne Nüte", „Ut mine Festungstid", die ersten Bände der „Stromtid"; hier auch der größte Teil der „Urgeschicht von Meckelnborg", die er dann bis an seinen Tod im Schreibtisch bewahrte. Hier entstanden auch — um mit seinen eigenen Worten, aus einem biographischen Brief an einen Freund, zu reden — „einige unbedeutende Lustspiele und Possen, die beim gänzlichen Mangel aller Bühnenkenntnis, vielleicht auch bei mangelhafter dramatischer Befähigung, nur einen sehr zweifelhaften Erfolg hatten. Wenn auch einige auf dem Wallner'schen Theater in Berlin zur Aufführung kamen, so ist doch der Verfasser selbst sehr schlecht mit ihnen zufrieden." Ich zitiere ihn selbst, weil man aus dem anfangs starken dramatischen Ehrgeiz, der diese Versuche hervorrief, auf eine dauernde Selbstverkennung schließen könnte. Er glaubte in der That eine Zeit lang — wohl durch die dramatische Lebendigkeit seiner Gestalten, seiner Dialoge verführt — zum Bühnendichter berufen zu sein. In diesem Glauben schrieb er, sogleich in den ersten Neubrandenburger Zeiten, das dreiaktige Lustspiel „Der 1. April 1856, oder Onkel Jakob und Onkel Jochen" (worin von den verschiedenen Personen, je nach ihrer Herkunft und Lebensstellung, Hochdeutsch, Messingsch, Berlinisch gesprochen wird), den einaktigen Schwank „Fürst Blücher in Teterow"*) und das dreiaktige Lustspiel „Die drei Langhänse"; dieses hochdeutsch (nach der bekannten Geschichte von dem herrschaftlichen Beamten.

*) Diese beiden Stücke erschienen zusammen, 1857, in Greifswald und Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (Th. Kunike).

der drei Aemter, drei Bureaus und drei Uniformen hatte), den Schwank fast durchweg im Meiningisch, da er in dem mecklenburgischen „Schilda", der Stadt Teterow, spielt. Fritz Reuter reiste nach Berlin, um den „Fürsten Blücher" und die „drei Langhänse" dem Direktor Franz Wallner persönlich zu überreichen: beide Lustspiele wurden angenommen, beide in sehr verkürzter und veränderter Gestalt*) im März und im April 1858 zur Aufführung gebracht. Reuiche spielte die Hauptrollen; indessen der Erfolg versagte: die „drei Langhänse" wurden nur fünf mal, „Des alten Blücher Tabackspfeife" (diesen Namen hatte der Schwank in der Theater-Bearbeitung, als „Bühnen-Manuscript", erhalten) nur drei mal gespielt. Den Stücken geschah nicht Unrecht; denn in beiden ist der dramatische Stoff und Gehalt so gering, daß nur der Reiz der Kleinmalerei, die behagliche, breite Ausführung ihn lebendig machte; schnitt man nun diese der Bühne zu Liebe fort, so schnitt man die Pulsader mit durch. So ist denn die Theater-Bearbeitung „Des alten Blücher Tabackspfeife" nur noch eine Verstümmelung des ursprünglichen, ergötzlichen Kleinstädter-Schwanks „Fürst Blücher in Teterow"; und so würde auch „Onkel Jakob und Onkel Jochen", wenn man dieses „Lustspiel" etwa für die Bühne herrichten wollte, den gemütlichen Schlafrock seiner Redseligkeit verlieren und in seiner undramatischen Blöße dastehen.

Der Dichter war denn auch hellsichtig genug, seinen Irrtum zu erkennen: wie er mir 1862 (nachdem er einen von mir veröffentlichten Aufsatz über ihn gelesen) in seiner edlen Offenheit schrieb: „Was Sie da über die verfehlte dramatische Carriere sagen, ist durchaus richtig, und der Grund, den Sie

*) Über diesen Punkt, wie fast über alles andere, hat Franz Wallner in einem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" aus ungenauer Erinnerung berichtet.

dafür anführen, nicht weniger; ich nahm die Sache bei völliger Bühnenunkenntnis zu leicht.“ Nachdem er noch (gleichfalls 1858) in Roſtock einen Mißerfolg mit einer aus dem Ärmel geſchüttelten Poſſe erlitten hatte, verließ er dieſen Seitenweg, der ihn ſeinem eigenen entführte. Er blieb bei dem Wort, das er, durch einen beſtimmten Anlaß aufgefordert, einem ſeiner Freunde ſagte: „Theaterſtücke und Polterabendſtückſchen ſchriw ick nich wedder.“

Dagegen hatte er mittlerweile (1857) die Dichtung veröffentlicht, die ihm — bis an ſein Ende, wie es ſcheint — vor allen wert war: „Kein Hüſung“; unter ſeinen lebensfrohen Werken das einzige, das in die Unterwelt des Tragiſchen und Troſtloſen hinabführt. „Ich habe dieſes Buch,“ ſagt er in einem ſeiner zutraulichen, mitteilſamen Briefe, „einmal mit meinem Herzblut im Intereſſe der leidenden Menſchheit geſchrieben; ich halte es für mein beſtes“. Dies ſagte er, nachdem er alle ſeine Hauptwerke vollendet hatte; und dies auch von Andern, Berufenen beſtätigt zu hören, war ſein Wunſch, ſein Glück. Ich für meine Perſon werde immer die „Franzoſentid“ und die „Stromtid“ für ſeine vollendetſten und erfreuendſten Schöpfungen halten. Gleichwohl bewundre ich an „Kein Hüſung“ nicht nur das leidenſchaftlich mitfühlende, edle Herz, die reine Glut des Haſſes, die Innigkeit, mit der er das Leben der Niedrigen im Staube verklärt; ich bewundre auch die ſtarke Melodie, die durch die zweihundert Seiten dieſes Gedichts erklingt, die poetiſche, fortreißende Gewalt, mit der ſein „Herzblut“ ſich ausſtrömt. Die Melodie iſt ſo herrſchend, daß hier dem Naturalismus ſelten, ſie zu brechen, gelingt; die Natur- und Stimmungsbilder ſind in ſo tiefe, warme Farben getaucht, Schilderungen wie die des Brandes, der Hirſchjagd, des Feſtes im Herrenhaus, der Flucht, der geſpenſtiſchen Nacht, endlich des ſtillen, milden Wahnſinns ſo groß und ſtilvoll empfunden, daß ihnen nichts Ähnliches in Reuters anderen

[illegible] Dichtungen [illegible] Auch erreicht er [illegible] durch [illegible] Teich- [illegible] Dichter [illegible] nicht gerecht. [illegible] die Geliebte [illegible] weil der Herr ihm [illegible] Eigenwillen auf seinen [illegible] jede Beschwerde, [illegible] Von furchtbaren Gesetzen und einem noch furchtbareren Herrn zu Boden getreten, in jeder guten Regung verwundet, aus der Liebe heraus in den Haß gehetzt, endlich nur noch von der Wut der Verzweiflung erfüllt, steht er im gefährlichsten Augenblick diesem Unmenschen, der noch sein „Herr" ist, gegenüber, fühlt dessen Peitsche in seinem Gesicht, — und stößt ihn nieder. Ein einziger, blinder Stoß: doch der Stoß ist Tod. Vor welchem Tribunal hieße das „Mord"? Dieser Totschlag — mit so sicherer, fester Hand als etwas Unausweichbares vom Dichter herbeigeführt — warum wird er nun wie ein Mord gebüßt? Warum verfolgt er den Flüchtling wie ein unsühnbarer Fluch; warum darf seine Geliebte, die Mutter seines Kindes, nicht mit ihm über den Ocean fliehn? Weil es heißt: Herr und Knecht? Danach darf der Dichter nicht fragen, der nicht nach dem geschriebenen, sondern nach dem unsichtbaren Gesetze richtet. Ein wackrer, unverdorbener, zerquälter Mensch schlägt einen Unmenschen, Streich mit Streich erwidernd, in blindem Ungefähr tot; diese Schuld ist so klein, daß kein ehrliches Weib darum schaudern sollte, dem geliebten Mann in die Verbannung zu folgen. Schaudert sie dennoch

— oder läßt sie sich durch Andrer Meinung zurückschrecken — so ist mein tragisches Mitgefühl dahin; so sehe ich eben nur die arme Seele einer Dorfmagd, die das Schicksal zertritt. Dies, und was daraus folgt, hat wohl auch der Dichter gefühlt; denn er spricht, innerlich schwankend, mehr als eine Meinung über That und Schuld aus, und der Schluß, poetisch schwach und gebrochen wie er ist, läßt uns leider den Riß, der durch die Dichtung geht, nur um so tiefer erkennen.

Dennoch war Reuter mit dieser Schöpfung auf eine Höhe gelangt, die schwerlich irgend ein Leser der „Läuschen un Rimels" geahnt hatte; und er sollte mit seinem nächsten größeren Werk den Gipfel ersteigen, auf dem er endlich auch den Hochdeutschen sichtbar ward. Denn bis dahin blieb sein Name, sein Erfolg noch innerhalb der plattdeutschen Grenzen. Ende 1857 erschien die erste Rezension „draußen im Reich", in Prutz' Deutschem Museum, die ihn mit warmer Anerkennung begrüßte; aber noch auf Jahre hinaus ward es wieder still. Als er 1858 den zweiten Band seiner „Läuschen un Rimels" gesammelt hatte und für den Debit seines Selbstverlags (den er noch betrieb) einen Hamburger Buchhändler suchte, fand sich keiner, der sich auch nur zu diesem ungefährlichen Geschäft gewinnen ließ: so wenig glaubte man selbst in dem plattdeutschen Hamburg damals an seinen Erfolg. Denn Claus Groth galt noch allein; Claus Groth griff Fritz Reuter mit starkem Widerspruch, ja mit herber Verurteilung an; Grund genug für die Hamburger Buchhändler, kein „Stück Brot" von ihm anzunehmen. In gerechtem Unwillen und mit seiner kräftigen Beredsamkeit trat freilich Reuter dieser Verunglimpfung entgegen, in der kleinen Schrift: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Claus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet

hat."*) Bei dieſer Polemik zu verweilen, iſt heute kein Anlaß mehr. Reuters Größe iſt längſt auch von Claus Groth erkannt und anerkannt worden, und niemand wird mehr die einſtigen „Nebenbuhler" mit einander vergleichen. Damals aber wehrte ſich Fritz Reuter noch mit der Energie eines Menſchen, der für ſein litterariſches Daſein kämpft. Er fand endlich den Stoff und die Form, die ihn zu einem Schriftſteller deutſcher Nation machen ſollten. Er ſchrieb, in Proſa, den Roman: „Ut de Franzoſentid".

Ich erinnere mich noch, wie damals — Anfang 1860 — mein Exemplar dieſer „Ollen Kamellen" zu mir nach München kam und mich in ſtaunendes, wachſendes, unbeſchreibliches Behagen verſetzte. Schon die kleine Erzählung „Woans ick tau 'ne Frau kamm" (die ich damals wohl auch für ein Stück Wirklichkeit hielt, während ſie nur ein ſcherzhafter Mißbrauch der eigenen Perſon iſt) entzückte mich durch ihren Vortrag, durch dieſe neckiſch gemütliche, geiſtreich-ſchlichte, vollkommene Simplizität, in der nichts zu viel, nichts zu wenig iſt; die ſcheinbar nur plaudert wie von Mund zu Mund, und doch den unendlichen Genuß eines Kunſtwerks in uns zurückläßt. Aber wie ſehr ſteigerte ſich noch dieſer Genuß, als ich an das Größere, an die „Franzoſentid" kam. Eine wunderbare Wirklichkeit, unmerklich, doch mit Künſtlerhand idealiſiert; rührend und Lachthränen hervorrufend oft in derſelben Sekunde; die Menſchen alle ſo leibhaftig, daß man ſie nicht mehr vergißt, und alle auf dem Prüfſtein eines großen weltgeſchichtlichen, herzergreifenden Vorgangs erprobt; und dieſe durch und durch erfreuende Geſchichte mit wahrhaft klaſſiſchem Behagen erzählt, ſo kunſtvoll erzählt, daß der höchſte Ruhm und Lohn des Künſtlers, die vollkommene Selbſtverſtändlichkeit erreicht iſt. Ich gab das Buch an Paul Heyſe, an Windſcheid, an

*) Berlin 1858, bei Rudolph Wagner.

andre äſthetiſch feinfühlige Freunde; ſie gerieten alle in daſſelbe Entzücken, und wir faßten den Gedanken, dem Dichter (den die Meiſten unter ihnen nun erſt kennen lernten) in einem gemeinſamen Schreiben unſern Dank, unſre Bewunderung auszuſprechen. Wie ſo viele gute Regungen ward leider auch dieſe nicht zur That, jeder Tag gab ſie an den folgenden weiter, bis ſie, wie die Fackel bei jenem Geſellſchaftsſpiel, erloſch; aber eine Münchener Reuter-Gemeinde hatte ſich gebildet, die gleichſam durch neue Zellenknoſpung fort und fort wuchs, und zwei Jahre ſpäter entlud ich mich der auf meinem Herzen laſtenden Schuld, den Leſern der „Süddeutſchen Zeitung" von dieſem niederdeutſchen Poeten, und ihm ſelbſt von unſrer „Gemeinde" zu erzählen.

Fritz Reuter eroberte ſich mit den „Ollen Kamellen" ſeine Stellung in der deutſchen Litteratur; gleichzeitig hatte er auch, nach allerlei Fehlverſuchen und nach manchen tragikomiſchen Erfahrungen des Selbſtverlags (wie ihm denn einmal ein Stettiner Buchhändler ſtatt barer Zahlung geräucherte Eßwaren ſchickte) in Hinſtorff den Verleger gefunden, mit dem er nun bis an ſein Ende verbunden blieb. Schon als Gymnaſiaſt, in Parchim, hatte er ihn kennen gelernt. Er übergab ihm jetzt die neuen Werke und die neuen Auflagen der alten, und offenbar hat Hinſtorff's Raſtloſigkeit das ihre gethan, den äußeren Erfolg dem inneren gleich zu machen. Die Zeit des Gedeihens begann. Gegen den Gewinn des Verlegers kam der Dichter mit dem ſeinigen nicht zu kurz; — und ich ſollte vielleicht bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß die „fünfhundert Thaler" Honorar, von denen die Einleitung zur „Urgeſchicht von Mecklnborg" erzählt, nur eine humoriſtiſche Arabeske ſind, die an der ungleich höheren Säule der Wirklichkeit hinaufrankt.

Der „Franzoſentid" folgte 1860 „Hanne Nüte un de lütte Pudel" nach; dieſe Vogel- und Menſchengeſchichte, in

der Fritz Reuter noch einmal zur Versdichtung zurückkehrte. Schon als Knabe hatte er, wie ich ihm nacherzählt habe, durch den „Onkel Herie" die Vögel behorchen gelernt; er ward „vogelsprachekundig" wie wenige Dichter, alle Singvögel seiner Heimat kannte er an ihren Stimmen so gut wie an ihren Federn. Wie viele Stimmungsbilder in seinen Dichtungen geben davon Kunde! An der äußeren Mauer seines Hauses in Neubrandenburg, dem sogenannten Zwischenhäuschen, hatte ein Sperling sein Nest gebaut; das Gezwitscher der Familie, in allen Tonarten, lag ihm so lange im Ohr, bis es die Phantasie ergriff und sie antrieb, das Ineinanderwirken von Vogel- und Menschenleben dichterisch zu gestalten. So entstand „Hanne Nüte". Wie viel lyrischen und humoristischen Reiz er dieser Idee gegeben hat, ist bekannt; vielleicht bestreitet man mir aber auch ebenso wenig, daß sein dichterisches Vorhaben ihm nicht ganz gelungen ist. Ich will gelten lassen (obwohl mein Gefühl der Ausführung nicht überall zustimmt), daß er mit dem Recht des phantastischen Humors seine Vögel gleichsam zu einer märchenhaften Menschenart machte, die sich nicht bloß unserer Sprache, auch unserer Sitten und unserer Denkart bedient. Er mochte sich dafür auf eines seiner Lieblingsbücher, auf das alte Tierepos Reineke Fuchs berufen, dem (wahrscheinlich) ein Landsmann, der Rostocker Stadtschreiber Hermann Barkhusen, seine berühmte niederdeutsche Gestalt gegeben hatte; das dann durch Goethes Bearbeitung — nach Reuters Urteil — nicht ohne einige Schädigung verhochdeutscht worden war. Sollte nicht einem neuen niederdeutschen Poeten vergönnt sein, den Geist der Tierfabel noch einmal, mit freier Originalität, lebendig zu machen? — Ich widerstreite dem nicht. Auch diesen Nachteil, in den er sich begab, daß er Tierfabel und Menschenwirklichkeit neben einander stellte, so daß eine reine Märchenstimmung nie entstehen kann, auch diesen Nachteil will ich

nicht gegen ihn zu Felde führen; es wäre vielleicht moderne Pedanterie: Aber die Erfindung scheint mir unzulänglich. Die Aufgaben, die er seiner Nachtigall, seinem Storch, seiner Sperlingsfamilie giebt, um in das Schicksal der menschlichen Helden einzugreifen, treten nicht so bedeutend, so phantasievoll oder so plastisch vor mich hin, daß sie der großen Maschinerie entsprächen, die der Dichter aufwendet. Der zweite Teil des „Hanne Nüte" dehnt sich noch fort und fort, und schon ist meine Stimmung erlahmt. Ich lese, ich bewundre diesen oder jenen einzelnen Reiz, aber ich sage mir: Es müßte die Lösung kommen, — oder ein neuer, großer schöpferischer Gedanke.

So hat mich denn, so oft ich „Hanne Nüte" las, die erste Hälfte unvergleichlich viel mehr, als die zweite, gefesselt und gefangen; in jener ersten aber — wie viel Reiz, Wahrheit und Poesie! Schon sogleich die frische, frühlingsselige Introduktion; die vier wunderbaren Abschiedsscenen des jungen Gesellen von Küster, Pfarrer, Vater und Mutter; dann die Tierwelt in Wald, Feld und Teich, wie von einem gutartigen Zauberer behorcht und für die unkundigen Menschen in heitre Reime gebracht. Hier zeigt Fritz Reuter noch einmal seine eigentümliche, aus der Welle des Epischen emportauchende lyrische Kraft; — zum letzten Mal. Denn er war fortan der Prosadichtung verfallen. Er hatte zu viel zu sagen, das nur in der geschmeidigsten aller Formen, in der einfachen Erzählung, im Roman ganz zu sagen ist.

Zunächst erschien (1861) „Schurr-Murr"; eine Sammlung, deren Überschrift sich selber erklärt:

„Wat tausamen is schrapt ut de hochdütsche Schöttel,
Ut den plattdütschen Pott un den missingschen Ketel."

Was diese Sammlung außer den früher schon erwähnten Erzählungen noch enthält, ist im Inhalt unbedeutend, im

Vortrag vortrefflich: das kleine „Von 't Pird up den Esel“ und die ergötzliche Geschichte „Wat bi 'ne Aewerraschung 'rute kamen kann“. Schon im „Unterhaltungsblatt“ hatte Reuter diese Geschichte als kurzgefaßte Anekdote erzählt; doch spielte sie dort in Jena (vermutlich der Wahrheit getreu) und entbehrte noch des Pfeffers, nämlich des vierten Bocks: der vom Schwager fehlte. Man nahm auch dieses Buch, wie „Hanne Nüte“, mit Anteil und Wärme auf; doch erst das nächste sollte wieder die volle, rückhaltlose Gunst des Publikums, und auch dem Gemüt des Dichters alle warmen Herzen gewinnen. Ich meine das Buch „Ut mine Festungstid“, das er 1862 herausgab.

„Mein lieber Bruder“, schreibt er darüber an Julius Wiggers, der nicht lange vorher sein auf den Berlin-Rostocker Hochverratsprozeß bezügliches Werk „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft“ veröffentlicht hatte: „Du hast die an Dir begangenen Niederträchtigkeiten noch im frischen Gedächtnis, so daß Du dieselben pragmatisch niederschreiben konntest, zwischen meinem Jetzt und Damals liegen aber schon 25 Jahre*), die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten, und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluten des Humors zu tauchen. Aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihr scheußliches Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß aufstaffiert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen.“ Diese Worte sagen, wie das Buch entstand. Fritz Reuter war ein freier, glücklicher und zufriedener Mensch; der Haß, der sich rächen möchte, war in ihm erloschen; nur noch der Haß gegen Unrecht, Grausamkeit, Gemeinheit, den jedes

*) Er denkt offenbar zunächst an die Glogauer und Magdeburger Zeit von 1837, womit seine Erzählung beginnt.

geſunde Herz ewig fühlen ſoll, ward in ihm heiß, wenn er jener Zeiten gedachte. Eine wirklich hiſtoriſche Darſtellung der ſieben Jahre zu ſchreiben, war ihm nicht mehr möglich: dazu lagen ſie ſelbſt ſeinem treuen Gedächtnis zu fern. So entſchloß er ſich denn zu dieſer Miſchung von Dichtung und Wahrheit, von Ernſt und Scherz, die ſeinem ſchriftſtelleriſchen Naturtrieb, ſeiner heiteren Gemütsverfaſſung entſprach. Wahrheit, wo er ſeine Leiden, — Dichtung und Wahrheit, wo er die kleinen Freuden dieſes Elends erzählte. Es giebt denn auch keinen beredteren Zeugen für die Milde, Güte und Heiterkeit ſeiner Seele, als dieſes im Zorn ſo reine, im Scherz ſo harmloſe Buch; das zugleich wieder die ganze Kunſt dieſes geborenen Erzählers bewährt: plaudernd zu unterrichten, plaudernd zu erſchüttern, plaudernd ans Zwerchfell, plaudernd ins Herz zu greifen.

Er lebte inzwiſchen in ſeiner kleinen Welt, ſeines häuslichen Glücks und ſeiner Erfolge froh, leidlich genügſam hin, den dürftigen ſozialen Freuden, die ihm der „Klub“, ein gelegentliches Feſt, zu Zeiten das Theater gewährte, half der Verkehr mit den alten Freunden nach, die er über die Grenze hinüber gern und oft beſuchte. Ja er übernahm noch zuweilen ſeinen alten Freundesposten als „Statthalter von Thalberg“, wenn der Gutsherr und die Gutsherrin verreiſten; ſo im Auguſt 1857, wo er dann mit glücklichſtem Humor den Abweſenden über den Stand der Dinge berichtet. „Unſre Wirtſchaft,“ ſchreibt er im erſten dieſer Briefe, „geht ſehr gut; wir machen's aber auch gerade ſo wie die älteſten, erfahrenſten Landknüppel, wir machen ſehr viel kluge Streiche und wahrſcheinlich auch viele Dummheiten, wiſſen aber jedesmal, wenn wir die letzteren gemacht haben, ſehr gediegene Gründe dafür anzuführen. . . . Die Rollen in der Wirtſchaft ſind gut verteilt. Ein Jeder repräſentiert in dem großen Uhrwerk des Thalberger Hoflebens etwas. Clemens [der eigentliche ſo-

[illegible] Frau [illegible] [illegible] [illegible]

geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen." Gleichzeitig schickte er an die Stettiner Zeitung, die die falsche Nachricht weiter verbreitet hatte, folgendes „Inserat zur Berichtigung":

„Jh, woans — dod? — Ick denk nich dran,
Dat föllt mi gor nich in;
Ne, ne! So lang' ick leben kann,
Will 'ck nich begraben sin."

Mittlerweile gingen ihm von vielen Seiten teilnehmende Anfragen zu; er gab Antworten, so viel er konnte; unter anderm in folgendem humoristischen Brief: „Lieber Freund! Man geht nicht mit mir um, wie recht ist: Sie lassen mir Seite 24 Ihres neuen plattdeutschen Kalenders vor aller Leute Augen Maulschellen geben, ein andrer Quidam versucht es, mich litterarisch totzuschlagen, und nun kommen die Zeitungen und schlagen mich physisch tot. Ich komme mit einer Gegenerklärung ... Was hilft mir das? Wer glaubt's? Die Leute sagen: „er spaßt nur, er sitzt schon in der Übergangsstation der Seherin von Prevorst, dem Monde, und korrespondiert nur noch kümmerlich mit einigen Sternwarten; die Nachricht von seinem Tode ist echt, die Nachricht von seinem Leben ist ein „Länschen", eine Ente." Ich setze mich hin und schreibe an alle Freunde, Bekannte, Verwandte; ich bezahle Postgeld, daß man mich dafür dreimal mit vollem Geläute hätte begraben können; ich erkläre, ich stille, ich beruhige: „Kinder, ich bitte Euch; mein Ende ist die Ente, und daß ich noch schaue der Sonne Glanz, ist der Wirklichkeit süße gebratene Gans". Gottlob, denke ich, nun ist alles wieder in der Reihe, nun hast Du wieder ein unbestrittenes Recht, diese schönen Erdennebel einzuatmen, kannst mit gutem Gewissen aufs Glatteis fallen, und keiner macht es Dir streitig, zu Neujahr Deine Rechnungen

zu bezahlen. — Da kommen Sie, mein teurer Freund, und bitten um ein Lebenszeichen. — Gott im Himmel, Herr Doktor, wo ſollen denn dieſe Lebenszeichen alle her kommen? Ich ſchieße mich ja tot, wenn ich die galvaniſche Batterie, die wir Lebenskraft nennen, ſo oft entlade."

Schon vor dieſem ungefährlichen Zeitungstod, im Sommer 1858, hatte er den Ort wiedergeſehn, dem er damals ſein wirkliches Todesurteil und ſein wahres Unglück zu verdanken gehabt hatte: Jena, — bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Univerſität. Andre Reiſen, die ihn anregten und mit Deutſchland in Beziehung brachten, folgten nach; ſo im Jahre 1861 ein größerer Ausflug mit ſeiner Frau, der ihn über Schwerin, Wismar, Lübeck nach Weſtfalen, an den Rhein, in die Pfalz, nach Thüringen, endlich über Leipzig und Berlin in die Heimat führte. In Weſtfalen ſah er ſeinen beſonders geliebten Leidensgefährten aus Magdeburg, Grashof, wieder: „das war eine Freude des Wiederſehens," ſchreibt er an einen Freund (Hobein in Schwerin), „von der Ihr andern Menſchen, die Ihr nie mit einem Freunde zuſammen hinter Schloß und Riegel geſeſſen habt, keine Vorſtellung haben könnt. Wir ſtiegen im Gaſthofe ab, aber ſowie ich aus dem Wagen getreten war, ſtürzte aus dem gegenüber liegenden Hauſe ein Menſch auf mich los: „„Menſch! Menſch! wo kommſt Du her!"" und wir lagen uns nach 23 Jahren*) zum erſten Male wieder in den Armen." In Bonn lernte er Jahn (der „Kein Hüſung" für ſein beſtes Werk erklärte), in Leipzig Julian Schmidt kennen, der nicht lange vorher in den „Grenzboten" mit Wärme auf ihn aufmerkſam gemacht hatte. Endlich in Berlin beſuchte er den alten Jakob Grimm; „er hat viel und mancherlei," ſchreibt Reuter, „mit mir über Plattdeutſch geredet und alles ſo milde beſprochen, ſo freundlich beurteilt, daß mir das ganze

*) Der Brief nennt eine andre, irrtümliche Zahl.

Herz aufging. Ich wollte, Du ſäheſt einmal in dieſe treuen Augen und fühlteſt Dich einmal durch dies ermutigende Lächeln gekräftigt."

Schon auf und nach dieſer Reiſe rührte ſich das Verlangen Reuters und ſeiner Frau, eine neue Heimat aufzuſuchen. Die doch allzu abgelegene Exiſtenz genügte ihnen nicht mehr; andre, ſchönere Gegenden hatten ſie gereizt. Der durch Univerſität und Seefahrt belebten Hauptſtadt Roſtock, an die ſie eine Zeit lang dachten, fehlte die ſchöne Natur, fehlte auch der eigentümliche, idylliſche Zauber, der ſie endlich an den Fuß der Wartburg, nach Eiſenach zog. Es wirkte wohl auch der Wunſch mit, freiere Luft zu atmen; nicht fort und fort dieſe erbvergleichliche Erbweisheitsluft, die ihn in dieſen Jahren noch einmal zum Satiriker gemacht und ihm ſeine „Urgeſchicht von Meckelnborg" eingegeben hatte. Schon 1859 hatte er ſie begonnen; 1862 vollendete er ſie ungefähr ſo weit, wie ſie druckreif geworden iſt. „Ich habe," ſchrieb er mir damals (auf eine Anfrage wegen bruchſtückweiſer Verhochdeutſchung), „ich habe die ernſteſten Dinge unſeres armen Vaterlandes des komiſchen Kontraſtes wegen in einer ſo derben, hausbackenen Tagelöhnerſprache geſchrieben, daß ich für meine Perſon durchaus daran verzweifeln muß, dieſelbe auch nur annähernd durch das Hochdeutſche wiedergeben zu können. Es iſt, oder beſſer, wird mein plattdeutſcheſtes Buch." Wenigſtens kann man es wohl die originellſte ſeiner Schriften nennen: ſcharfe, herbe Satire in dem gemütlichſten aller Dialekte, mit einer Einleitung voll harmloſeſter, allerbeſter Laune; liebenswürdige Schalkhaftigkeit auch da, wo er ſchlägt, doch jeder Schlag kommt aus feſter Hand und trifft ſeinen Mann.

Übrigens blieb ſein Herz, aller gerechten Bitterkeit der Satire zum Trotz, nicht nur ein mecklenburgiſches Herz, ſo lange es ſchlug: es hatte auch einen ſtillen Zug zur regierenden

Dynastie. Dafür zeugt nicht sowohl die menschlich schöne Dankbarkeit, die er seinem Befreier Paul Friedrich bewahrte, als die herzliche Schilderung Friedrich Franz des Ersten im letzten Teil von „Dörchläuchting“, und der fast anmutig zu nennende Verkehr, in dem er mit dem jetzt regierenden Großherzog stand. In Briefen und Versen an ihn erging sich sein Humor wie sein Gemüt; und die Einleitung zur „Urgeschichte“ hat er dem Fürsten selber vorgelesen.

Nichts aber zeigt uns sein mecklenburgisches Herz besser, leibhaftiger, als sein größtes Werk, dessen erste Bände er (mit teilweiser Benützung jenes ersten hochdeutschen Versuchs) noch in Neubrandenburg vollendete, sein Roman „Ut mine Stromtid“. In diese Dichtung hat er mit vollem epischem Behagen alles niedergelegt, was die zehnjährige „Irrfahrt“ seiner Landmannszeit ihm an Stoff hinterließ; bis auf die verrückten Verse aus dem „gräflichen Geburtstag“, die beim festlichen Einzug der Pümpelhäger Herrschaften in Marie Möllers Munde wiederkehren, und bis auf die Boston-Partie im letzten „Bräsig-Brief“, die sich in breiterer, wunderbarster Ausführung im 22. Kapitel der „Stromtid“ verjüngt. Wie anders ist denn auch die Architektur dieses Romans, mit der der „Franzosentid“ verglichen! Dort gedrungene Einheit, in kurzem Zeitraum, der sich nur in der Nachgeschichte verbreitert; hier ein langsames, bequemes Sichweiterschieben von Menschen und Dingen, das kritisch anzufechten gleichwohl ganz nutzlos ist, weil es durch die erstaunliche Lebensfülle und Wahrheit der Erzählung als die natürlichste und berechtigtste Kunstform erscheint. 1829 spielt die „Einleitung“ oder Vorgeschichte; von 1840 bis 48 leben wir dann im eigentlichen Roman; das Schlußkapitel führt uns noch wieder über achtzehn Jahre hinweg. Mit welchen kleinen Künsten, in Ernst und Scherz, doch auch mit wie ehrlicher Naivität der Dichter sich dieser Freiheit bedient, die dem Talent von Gottes Gnaden zusteht, wird ein auf-

merkſamer Leſer mit Vergnügen verfolgen. Man kann meines Erachtens nur eines an der „Stromtid“ nachdrücklich tadeln: die ſonderbar akademiſche, unlebendige Weiſe, in der zuweilen die Vornehmen, insbeſondere Ida und einmal auch Franz, ſich ausſprechen; ja ſelbſt Luiſe, eine nach meinem Gefühl etwas zu zarte, zu humorloſe Geſtalt, läuft mitunter Gefahr, uns durch unperſönliche Redeform zu erkälten. Dies befremdet um ſo mehr, da ſonſt alles eitel Leben und Wahrheit iſt. Auch erlebte Wirklichkeit? — Man hat es vielfach geglaubt. Gleichwohl irrt man, wenn man die einzelnen Geſtalten, ſo wie ſie nun daſtehen, unter den Lebenden oder Geſtorbenen ſucht. In einem Brief an mehrere warme Verehrer, die mit Ungeduld nach dem noch nicht erſchienenen dritten Bande verlangten, berichtigt er dieſen Irrtum mit folgenden Worten (ich zitiere ſie hochdeutſch): „Mit Ausnahme von dem Spitzbuben, dem Notarius Sluſ'uhr, und dem alten Moſes hat keiner von dieſen Menſchen gelebt. Aber — Gott ſei Dank — die Art lebt noch in Deutſchland, und die Art habe ich beſchreiben wollen.“

Unter den unzähligen Zeugniſſen der Verehrung, die dieſe „Ollen Kamellen“ und insbeſondere die „Stromtid“ ihm eintrugen, erfreute ihn wohl keines mehr als das Doktor-Diplom, das ihm honoris causa die Roſtocker Univerſität 1863 verlieh.*) In dieſem neuen Kleid der Ehren ſiedelte er im Sommer deſſelben Jahres nach Eiſenach über; dort vollendete er die „Stromtid“; dort verweilte er nun bis an ſeinen Tod.

Indem er die Sonnenhöhe des Ruhmes erſtieg, begann auch ſchon die lange, langſame Dämmerung ſeiner Lebenskraft;

*) Die Motivierung lautet: „Qui vir et dialectum patriam et sensus animi patrios callet; quem eundem gratiae ipsae musis conjunctae jocis miscere seria docuerunt; cujus scriptoris quum alia opera tum etiam librum aureolum huncce „Olle Camellen“ Germania laudat universa.“

ſo viel Freude auch noch ſeine genußfähige Seele aus dem geliebten Daſein ſaugen ſollte. Nach dem fruchtbaren Schaffen der ſieben Neubrandenburger Jahre kam die herbſtliche Zeit; Ernte, Ruhe, Genuß. Er unternahm im Frühjahr 1864 die Reiſe nach Konſtantinopel, die er in dem gleichbenannten Roman verwertet hat; er ſuchte im Januar und Februar 1865 die Heimat wieder auf und ward auf einer Rundreiſe durch Mecklenburg von ſeinen Landsleuten ſo herzlich gefeiert, daß dieſer Triumphzug ihn im innerſten Herzen erquicken mußte. Eben hatte er dann 1866 ſeinen Roman „Dörchläuchting“ vollendet und veröffentlicht — ein aus übermütiger Satire und kleinſtädtiſcher Poeſie ſehr anziehend gemiſchtes Buch, das große Verdienſte hat, doch damals durch ſeine größeren Vorgänger faſt erdrückt ward — als der Krieg von 1866 hereinbrach und, in allem Elend des „Bruderkampfs“, ſein emporringendes vaterländiſches Gefühl entflammte. Er ſtand von vornherein auf der Seite der Kraft, die etwas ſchaffen konnte. Den Kampf für einen ſo hohen Zweck ſcheute ſeine männliche Geſinnung nicht; wie er denn zur Fahnenweihe der Neubrandenburger Sänger, einige Jahre früher, im Namen der die Fahne ſtiftenden Frauen gedichtet hatte:

. . . Ihr ſollt ſie tragen auch wenn Stürme dräuen,
Wenn Wetterwolken auf zum Himmel ragen,
Das Beſte ſollt Ihr für ſie wagen
Und ſelbſt den Tod ſollt Ihr nicht ſcheuen.
Die Freiheit iſt ein wunderſames Bild:
Wer einſt gekniet zu ſeinen Füßen,
Der trotzt den Schwertern und den Spießen,
Iſt er nicht Sieger, legt ihn auf den Schild. —
Und faßt darob Euch banges Grauen,
Dann gebt uns nur zurück das Zeichen,
Wir wollen's dann als alte Frauen
Dereinſtens Euren Kindern reichen,

Die machen dann, wie spät's auch sei,
Die deutschen Lande siegreich, einig, frei!

Er sah nun die Einheit Deutschlands aus heißer Zwietracht hervorwachsen; daß Bruderblut dabei floß, schmerzte ihn freilich sehr. Hier zeigte er sich als der barmherzige Samariter, der in dem frohsinnigen Humoristen als geräuschloser Stubenkamerad wohnte. Er that sich mit einem Landsmann und Freund, dem Buchhändler Erhard Quandt in Leipzig, zusammen und erließ nach Mecklenburg eine plattdeutsche Ansprache an „min leiwen Landslüd' un gauden Frün'n", worin er um Geld und Leinwand bat, zur Hälfte nach Eisenach, zur Hälfte nach Leipzig zu schicken, um den unglücklichen Opfern der Schlachtfelder so viel wie möglich zu helfen. „Ji hewwt mi oftmals seggt," schreibt er in dieser Ansprache, „dat Ji Spaß an min Schriweri hatt hewwt: ditmal kam ick nich mit Spaß an Jug heran, ditmal is dat de allerbitterste Irnst, de mi tau Jug driwwt. . . . So'n Jammer gegenäwer ist nich de Red' von Partei un Partei, nich von Fründ und Find, dütsche Landslüd' sünd't allerwegen . . ." Auf seinen Ruf fließen ihm sogleich, aus allen Teilen Mecklenburgs, reichliche Gelder zu; er wird Händler, er kauft Zigarren, Wein, Bier, Graupen und Gries, Sodawasser, Schinken und Würste, Zucker und Kaffee ein, schickt seine Sendungen nach Dermbach und Kissingen, Aschaffenburg und Würzburg, berichtet darüber in öffentlichen plattdeutschen, mit Humor plaudernden Briefen; er zieht mit einem Transport von Lebensmitteln selber nach Frankfurt am Main. „Nu bidd ick äwer einen üm allens in de Welt," schreibt er in einem dieser Zeitungsbriefe, „wat is dit? Wat is dat mit Jug Packeri? Ick weit recht gaud, wenn einer Kuhneneier*) äwer Feld schickt, denn nimmt hei irst 'ne olle

*) Truthennen-Eier.

Fru un denn en Korf mit Hackels*), in dat Hackels packt hei de Kuhneneier un de olle verſtännige Dam ſchickt hei mit den Korf äwer Feld; äwer wecker Minſch packt lütte Hawens mit Inmakels**) in Hackels un ſchickt ſei mit de Iſerbahn dörch dat taukünftige dütſche Kaiſerreich? Häckels? — Oh ja, dat gew ick Bifall — alaboncoeur! — äwer denn hürt dor ok noch 'ne olle Fru tau, denn de Iſerbahners känen doch nich för olle, ſachte Frugens gellen. — Na, dat was denn nu en ſchönen Klackeierkauken."

Daß Fritz Reuters Frau bei dieſen raſtloſen Liebeswerken ſeine Gehülfin war, brauche ich nicht zu ſagen. Krieg und Not waren zu Ende, Deutſchlands Zukunft begann ſich zu lichten; nun enthielt er ſich nicht, dem zu danken, der das Meiſte dazu gethan. Er ſchickte im September ſeine geſammelten Werke an den Grafen Bismarck, mit folgendem Brief:

„Es treibt mich, Ew. Excellenz, als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenſchein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutſchlands, meinen tiefgefühlten Dank zu ſagen. Nicht Autoren-Eitelkeit, ſondern nur der lebhafte Wunſch, für ſo viel ſchöne Realität, die Ew. Excellenz dem Vaterlande geſchenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, dieſem Danke den Inhalt des beifolgenden Packets beizufügen. — Möchten Ew. Excellenz dieſen meinen etwas zudringlichen Kindern ein beſcheidenes Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen im ſtande ſein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die ſchweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergeſſen zu laſſen.

„Gott ſegne Sie für Ihr Thun! Sie haben ſich mehr

*) Häckſel.
**) Häſen mit Eingemachtem.

Herzen gewonnen, als Sie ahnen, so zum Beispiel auch das Ihres ergebensten Fritz Reuter, Dr.“

Graf Bismarck antwortete am 17. September:

„Eurer Hochwohlgeboren sage ich herzlichen Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltvolle Zuschrift vom 4. d. M. begleiteten.

„Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben.

„Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war.“

Dieser Brief des ersten Ministers von Preußen an den Mann, den Preußen damals zum Tode des Hochverräters verurteilt hatte, war wohl denkwürdig genug, um ihn an dieser Stelle mitzuteilen. Ich setze nichts hinzu, er sagt alles selbst.

Fritz Reuter hat dann noch einmal dem Begründer des deutschen Reiches seine Verehrung ausgesprochen; doch diesmal im Namen eines andern, eines ihm befreundeten Gutsbesitzers, der dem Grafen (1867 oder 68) einen Truthahn zum Geschenk machte; er schrieb dazu das begleitende Gedicht:

As hei up sin twei Beinen
Up minen Hof spaziert,
Dunn süll ein Jeder meinen:
En Franzmann wir dat Dirt.

Grad as de Franzmann bullert
Um unsern dütschen Rhin,
So hett hei rümmer kullert,
As wir de Welt all sin;

Krus pluſ't hei ſick tau Höchten
Un trampelt mit de Bein,
Mit Jeden wull hei fechten,
De em mal ſcheiw anſeihn;

Un Dickdauhn was ſin Lewen,
Stolz ſlog ſin Rad hei rund; —
Doch Murrjahn müßt ſick gewen,
Un't was en dollen Hund.

Nu is vörbi ſin Prahlen;
Doch Franzmann prahlt noch ſett;
Den ward ſick einer halen,
De Tähn taum Biten*) hett.

Du heſt ſ', un wardſt nich liden
Den Franzmann ſine Nück,
Dat ſünd jitzt ann're Tiden
Un't hett en annern Schick.

Un lat Di dat nich beiden!
Brock em wat in de Supp!
Un bliwwt hei unbeſcheiden**),
Denn frett em up!

Auch Das iſt denn, mit weltgeſchichtlicher Gerechtigkeit, drei Jahre ſpäter geſchehn.

Mittlerweile war Fritz Reuter zu den allertraulichſten Werken des Friedens zurückgekehrt: er hatte ſich aus den neuen Auflagen ſeiner Werke die Villa zu Füßen der Wartburg erbaut, in der er noch die letzte Poeſie des ſinkenden Lebens genießen ſollte. 1866 erwarb er einen Bau- und Gartenplatz auf einem Ausläufer der Hainſteinfelſen am Ausgang des

*) Zähne zum Beißen.
**) Bedeutet im Plattdeutſchen auch: dreiſt, frech.

Hellthals in das Marienthal; ein herrlich gelegenes, aber wüstes, felsiges Grundstück, dem erst jahrelange Arbeit, zahlreiche Sprengungen den Baugrund und fruchtbare Garten-Terrassen abgewannen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, ein warmer Verehrer des Dichters, der nun sein Nachbar geworden, bot ihm aus freien Stücken eine Ecke zu seinem Garten an, damit er einen Umwendeplatz gewänne. „Die Lage," schreibt Reuter in einem seiner zahlreichen, ausführlichen und sachverständigen Briefe über den Bau, „ist so schön, wie man sie sich nur wünschen kann; die Fronte des Hauses liegt fast grade gegen Süden mit einer kleinen Wendung nach Osten; gegen Westen sind wir durch Bäume geschützt, gegen Norden durch steilen Berg und Fels und Bäume, gegen Osten durch Bäume und eine höher liegende Villa. Meine Frau hat vom Erker aus die Aussicht auf die Wartburg, vor uns liegt ein schöner grüner Grund mit einigen Teichen; auf der andern Seite nach Osten zu sehen wir in das prächtig grünbewachsene Johannisthal und die Chaussee des Marienthals mit der Felsenkuppe des Breitengescheids." In dieser Lage erstand denn 1867 das Haus, von dem zu Gotha lebenden Architekten Bohnstedt in einfacher, aber durch die Reinheit der Verhältnisse und die malerische Verteilung der Räume sehr wirksamer Renaissance erbaut; mit sinnigen Einzelheiten der Einrichtung, die der Dichter und seine Frau selber entworfen hatten. Doch ganz Reuters Schöpfung war der Garten; in blühenden Terrassen um das Haus gelegt, — sein Glück, seine Arbeit und sein Stolz. Er hatte den unfruchtbaren Boden urbar gemacht, den Entwurf zur Anlage gezeichnet, jedes Bäumchen, jeden Strauch zur Anpflanzung bestimmt, den Aufbau der Terrassen beordert; er hatte die Entfernung jedes einzelnen Spalier-Zwergbäumchens von den Nachbarn selber bemessen, die Tiefe der Löcher, die Menge der einzufüllenden guten Erde, die Reihenfolge der Pflanzen angegeben,

[illegible] ihre Pflege [illegible]. [illegible] wuchsen ihm die Zwerg-bäume auf den Terrassen ans Herz; er wußte ihre Reihenfolge auswendig, er kannte jeden Zweig, jedes Blatt. Für diese seine kleine Welt hatte er in einem alten Freund, dem Kunstgärtner Jühlke, der kurz zuvor als Hofgarten-Director des Königs von Preußen nach Sanssouci übergesiedelt war, den teilnehmendsten und freigebigsten Mitpfleger gefunden, den er wünschen konnte. Künstlerischer Beirat, reiche Sendungen gingen von Sanssouci nach Eisenach. „Der Raum ist nur klein," schrieb zwar Reuter an Jühlke, „und wird Dir den Unterschied zwischen Königs-Anlagen und Schriftstellers-Anlagen recht deutlich zu Gemüte führen." Aber dieses kleine „Sorgenfrei" ward ihm groß genug. Dem kinderlosen Mann ward es gleichsam ein blühender Ersatz für versagte Freuden. Sein Herz, voll kindlicher Liebe zur Natur hing an seinem selbstgeschaffenen Paradiesgärtlein bis zum letzten Tag.

Zu Ostern 1868 zogen sie in die Villa ein; sechs Jahre lang hat er sie noch bewohnt; anfangs in reicher, zuweilen allzu reicher Geselligkeit, zuletzt in notgedrungener Vereinsamung, mit der geliebten Pflegerin allein. Schon damals hatte das Wachstum, die um sich greifende Wirkung seiner alten Leiden traurige Fortschritte und auf seine Riesennatur ernste Angriffe gemacht; schon seit 1865 hatte er durch sein altes Mittel, die Wasserkur, in Laubbach (bei Coblenz, am Rhein), dann in Elgersburg, in Stur sich zu stärken gesucht. Seine schriftstellerische Fruchtbarkeit erlosch; nur langsam und mühevoll brachte er noch den im December 1866 begonnenen Roman: „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti, oder de Reis' nah Konstantinopel" 1868 zu Ende. Nach mühsamer Arbeit ein verkümmerter Erfolg; denn bei einem Stoff, dem es schon von vornherein etwas an Lebensfülle gebricht, leidet die Composition an der Ungunst des Reise-Motivs, und versagt in der Ausführung oft die sonst so

bewundernswerte plastische Kraft. Immer bleibt es ein Buch voll angeschauter Gestalten, unter denen Jochen Klähn eine seiner unterhaltendsten und „Tanten Line" eine seiner liebenswürdigsten ist; aber es ist doch der „alte Fritz" nicht mehr, ich sehe zuweilen mit Wehmut zwischen den Zeilen ein lächelndes, doch hippokratisches Gesicht, aus dem nicht jene reine, volle, goldne Freude in des Lesers Herz strahlt.

Er hat nach diesem Buch keines mehr geschrieben; nur noch in den großen Tagen von 1870 — in denen auch der Samariter noch einmal lebendig ward — die beiden gemütvollen Dichtungen, die in Lipperheide's „Liedern zu Schutz und Trutz" erschienen: „Ok 'ne lütte Gaw' för Dütschland" und „Großmutting, hei is dod". Er begann zwar im März desselben Jahres noch eine Bauern-Geschichte: „Wurans [wie] Franz Zunkel tau 'ne Dochter kamm"; angeregt durch ein wahres Erlebnis eines Bauernsohns, der, zum ersten Mal in Berlin, sich in seiner Unerfahrenheit ein hülfloses Kindchen in den Arm drücken läßt und, ebenso mitleidig wie ratlos, diese Ausbeute seiner großstädtischen Studien seinen wohlhabenden Eltern ins Haus bringt. Ein gutes Stück der Einleitung, die noch im Dorf spielt, entstand; behaglich und angenehm nach alter Weise erzählt; aber noch ehe wir mit Franz Zunkel nach Berlin kommen, bricht es ab. Reuter selber fand darin zu viel Ähnliches mit früheren Schöpfungen, sein Interesse ermattete und er ließ davon ab. Die Feder des „Geschichten-Erzählers" rührte sich nicht mehr.

Vielleicht waren es seine letzten Verse, die er dann im April 1873 zur Jubelfeier der „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag" als Festgruß sandte:

Kein Preis
Ohn' Fleiß,
Ohn' Kampf kein Sieg,

Mach auch mir meine Grabschrift, bat sie ihn. „Nein", antwortete er; „das erregt mich zu sehr". — Da will ich sie Dir geben: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. — „O nein nein!" rief er aus; „die nicht! Das thut mir weh. Deine Grabschrift soll sein:

Sie hat im Leben Liebe gesäet,
Sie soll im Tode Liebe ernten."

Fritz Reuters „Lehrjahre" sind zu Ende; seine dichterische Laufbahn beginnt.

Es ist ein seltsamer Irrtum, den man lange genährt hat und wohl auch heute noch nährt: daß dieser plattdeutsche Dichter, von einem glücklichen Instinkt geführt, plötzlich, gleichsam mit Naturburschen-Humor, sich aufs Schnurren-Erzählen und Versemachen geworfen habe und nach dem ersten Erfolg, durch eben denselben Instinkt, als naiver Naturdichter, so zu sagen ohne sein eigenes Dazuthun, dieser humorreiche Erzähler geworden sei, der er ist. Wie anders, als diese Legende, lautet die Geschichte! Als Fritz Reuter bei seiner Liebeswerbung zu seiner Luise sagte: „ich kann ja auch 'mal ein Buch schreiben", klang ihr dies „etwas ungeheuerlich", wie sie selber erzählt; aber schon damals wirkte in aller Stille der Dichter-Ehrgeiz, der Dichter-Gedanke in ihm. Nur lag ihm der plattdeutsche Vortrag im Anfang noch so fern, wie irgend einem seiner dichtenden Zeitgenossen. Die Wiederbelebung dieser litterarisch toten Mundart war noch nicht geschehn. Seine Bildung, seine Vorbilder wiesen ihn auf die hochdeutsche Sprache hin, in der er seine Freuden und Leiden bisher besungen hatte, in der er nun die gewonnene Braut besang:

Gieb mir wieder
Frühlingslieder,
Gieb mir wieder

Grüne Au;
Gieb mir wieder
Weſtwinds Koſen,
Gieb mir wieder
Frühlingsroſen,
Gieb mir wieder
Himmelsblau.

Alles iſt in Dir enthalten,
Reif zum glühendſten Genuß,
Alles wird ſich mir entfalten
In dem heißen Liebeskuß.
Gieb ihn mir, Du Holde, Süße,
Gieb ihn glühend, heiß und frei,
Daß ich endlich es auch wiſſe,
Wie der Götter Wonne ſei.

Ein Dichter zu werden — nachdem ſich die andre Muſe, die der Malerei, ihm verſagt hatte! Denn obwohl er noch mit ihr verkehrte, in dieſer und jener Geſtalt, obwohl er in Bildniſſen die Ähnlichkeit, wie man mir bezeugt, gut zu treffen wußte, und nie aufgehört hat, ſich mit Bleiſtiftphantaſieen und Köpfe-Zeichnen zu unterhalten (wobei ihm in ſpäterer Zeit die beſten poetiſchen Gedanken kamen), ſo blieb er doch immer nur ein begabter Dilettant. Sollte ihm nicht ein größeres Dichtwerk gelingen, ihn innerlich und äußerlich frei machen? — Er träumte in dieſen Jahren des Suchens unter anderm von einem frei erfundenen epiſchen Gedicht, das, auf mecklenburgiſchem Boden, den „Kampf des Heidentums gegen das Chriſtentum, aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtſchaft" darſtellen ſollte; „wie uns ein ſolcher Kampf in unſrer Geſchichte bei den Wenden und Sachſen entgegentritt, wo die Aufdringung des Chriſtentums leider nur ſehr eigennützigen Gründen entſprang". Im Mittel-

punkt der Handlung sollte der sogenannte „Heidenkirchhof" bei Jabel (nahe am Müritz-See) sein; und in der Einleitung suchte er zunächst diese düstere Stätte, das Grab der für ihr Vaterland Gefallenen, zu schildern, dem, wie die Sage geht, noch bei Nacht zuweilen die Geister jener Heidenscharen entsteigen. Scheu flüstern es die Alten ihren Söhnen zu,

Wie sich dann Sturm erhebt, und wie die Fichten
Rings um die kahlen Hügel sich erheben,
Wie sich die Wurzeln in die Höhe richten,
Und wie die Wipfel an der Erde beben,
Wie sich dem Sturmgeheule Schlachtruf mengt,
Wie sich Erscheinung an Erscheinung drängt,
Wie's ängstlich hierhin dorthin irrt,
Und sich zum grausen Knäu'l verwirrt;
Bis alles endlich jach verschwindet,
Wenn sich dem nahen See ein Ton entwindet,
Tief unten aus dem kühlen Grunde,
Aus dem krystallenen Verließ,
So trostlos trüb' und doch so süß,
Wie Lebewohl aus Liebchens Munde.

Indes nur ein Bruchstück dieser Einleitung entstand; im Grau in Grau der Betrachtung gemalt, an Reuters früheren Lieblingsdichter Byron erinnernd, deskriptiv, ohne Plastik der Form. Er sandte dieses Bruchstück seiner Freundin zu; es blieb Anfang und Ende. Ein andrer, harmloserer Plan, in dem zuerst sein Humor zu dichten wagte, trat ihm näher ans Herz: schon im Jahre 1845 begann er die Reise nach Belgien zu schreiben. Doch nicht in ihrer jetzigen, sondern in hochdeutscher Gestalt; — wie er denn gleichfalls hochdeutsch das Buch zu schreiben begann, das er viele Jahre später unter dem Namen „Ut mine Stromtid" neu bearbeiten sollte. Das Manuskript existiert noch, und zeigt neben schwachen und

unreifen Teilen auch bedeutende Anläufe; freilich fehlt Bräſig noch ganz, und auch bei Fritz Tiddelfitz und Pomuchelskopp, die neben dem eigentlichen Helden Habermann ſchon ihre Rolle ſpielen, fehlt jene wunderbare Kraft der Pinſelführung, die uns in der „Stromtid" bezaubert. Immer aber bricht doch das Talent des Erzählers, die Fülle der Anſchauung hervor; als Vertreter des „Miſſingſch" wirkt der „Dorfſchulmeiſter" mit reizvollem Humor und behaglichſter Breite, und die einfache Handlung entwickelt ſich zuletzt (ehe ſie fragmentariſch abbricht) mit unerwarteter Kraft. Man ſieht, der Dichter der „Läuſchen und Rimels" von 1853 war lange Jahre vorher von größeren, kunſtvolleren Entwürfen erfüllt. Warum fehlte ihm der Mut, ſie ans Licht zu ſchaffen? — Es fehlte offenbar der Vater des Muts, das Selbſtvertrauen; wohl auch die Mutter, die Ermutigung.

Nur eine ſeiner Arbeiten aus dieſer Zeit kam ans Licht der Welt; die humoriſtiſche, zum Teil wahrhaft geiſtreiche Satire „Ein gräflicher Geburtstag", die er 1845 oder 46 ſchrieb. Er hatte die ſeltſame Geburtstagsfeier der Gräfin Hahn, die er darin ſchildert, 1842 als „Strom", von Demzin aus, mit erlebt; ſeine Satire ward in den Jahrgängen 1846 und 1847 des von W. Raabe herausgegebenen „Mecklenburgiſchen Volksbuchs"*), noch unter der Herrſchaft der Zenſur, gedruckt. Dieſes Volks- und Jahrbuch, von den Führern der mecklenburgiſchen Liberalen geleitet und geſchrieben, von entſchiedenen ſatiriſchen Talenten unterſtützt, war das litterariſche Sprachrohr der Gebildeten, die nach Verbeſſerung der heimatlichen Zuſtände ſeufzten und drängten. Mit Reuter erſtand ihnen nun ihre beſte humoriſtiſche Kraft; doch ſein Name

*) Der Titel des Jahrgangs 1847 lautet: „Mecklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände." (Bei Hoffmann und Campe in Hamburg.)

blieb noch unbekannt, der Aufſatz erſchien anonym. Ob aus Beſcheidenheit oder aus einer anderen Rückſicht, wüßte ich nicht zu ſagen. Wer ohne das Vorurteil, das uns der Zauber ſeiner reifſten plattdeutſchen Werke ins Ohr geſchmeichelt hat, an dieſe hochdeutſche Satire herantritt (und zugleich den Einfluß der Cenſur-Rückſichten auf den Vortrag bedenkt), der wird ſich auch hier an dem großen Talent erbauen, das, an guten Muſtern genährt und doch original, mit den Früchten ſeiner Bildung wie mit vergoldeten Weihnachtsäpfeln ſpielt; das behaglichen Humor, feine Ironie und wahrhaft vernichtende Verurteilung als bunte Früchte an demſelben Weihnachtsbaum durcheinander blinken und ſchillern läßt, und zum Schluß dieſe ganze Pyramide von Spott und Hohn durch den Gegenſatz, den rührenden Geſang des wandernden Webergeſellen, ſinnvoll beleuchtet.

Einige Jahre ſpäter, Ende 1849, als ſchon die Reaktion gegen die neue freiheitliche Entwickelung Mecklenburgs begonnen hatte, entſtand noch eine zweite Satire ähnlicher Art: die Schilderung des feierlichen Einzugs derſelben gräflich Hahn'ſchen Familie in demſelben Baſedow (bei Malchin), wie er nach längerer Abweſenheit am 20. Oktober 1849 erfolgte. Dieſer kürzere Aufſatz, obwohl für den Druck geſchrieben, ward nie gedruckt; es ſcheint, die ſchnell hereinbrechende Woge der Reaktion ſchwemmte ihm den Boden, auf dem er fußte, hinweg. Eine von freundlicher Hand mitgeteilte Abſchrift liegt vor mir; doch der Gegenſtand des Spottes iſt zum Teil ſo lokaler Natur, der damalige Zuſtand der Dinge ſo raſch vorübergegangen, auch der Vortrag ſo ungleich, daß man dem geſtorbenen Dichter Unrecht thäte, die Satire in den Nachlaß aufzunehmen. Daß es an gelegentlichen guten Einfällen nicht fehlt, brauche ich nicht zu ſagen; wie denn unter anderm, zur richtigen Würdigung des ehelichen Verhältniſſes, das gräfliche Paar ſtets nur als „Frau und Herr Gräfin" eingeführt wird.

Auch die Schilderung des Vorspiels der feierlichen „Audienz“ ist vom ächten Reuter: „. . . Nächst dem Vergnügen, Gimpel zu fangen und junge Hunde abzurichten, kenne ich kein größeres, als ehrsame Spießbürger [hier Bürger aus Malchin] antichambrieren zu sehn. Es ist 'ne wahre Wonne, sie anzuschauen, wie sie auf dem gebohnten Fußboden einherglitschen wie die Esel auf dem Glatteis, wie sie sich wie Orgelpfeifen in Reih' und Glied stellen und ihre Kopfbedeckungen in den Händen drehen, diese geziert mit Glacéhandschuhen, von denen jeder einzelne aus einem Paar gewöhnlicher für ihre Fäuste zusammengenäht ist; wie sie voll Verlegenheit nur flüstern, und sich gegenseitig auf das, was anständig ist, aufmerksam machen, wie sie sich räuspern, und endlich doch alle aus Gewohnheit gradezu in die Stube spucken . . .“ Doch das Beste, und gewissermaßen das Thema, für das die ganze vorausgehende Introduction geschrieben ward, ist der gereimte Schluß; eine Art von Bänkelsänger-Ballade, die damals auf einem Umwege, ohne Nennung des Verfassers, (wie ich mich selber sehr wohl erinnere) zu hohem Ergötzen in der Rostocker Zeitung abgedruckt ward. „Am Nachmittage“, heißt es am Schluß, „fuhren die Herrschaften ins Dorf, um von den Unterthanen ferneren Tribut an Ehrenbezeugungen einzusammeln; es passierte ihnen aber hier etwas, das wert ist, in Versen, gut oder schlecht, aufbewahrt zu werden. Das Gefühl der Unterthanen regte sich, und:

Als die Fahrt beinah geendet
Und sich nach dem Schloß gewendet,
Ward ein schönes Stück vollführet
Und der Wagen arretieret;
Zu der Gräfin größtem Schreck
Traten zwei ihr in den Weg.

Denn zu dieses Tages Feier
Hatt' der junge Münchenmeier

Und der alte Kannengießer*)
(Sechzig Jahr ſchon alt iſt dieſer)
Sich ein Stücklein ausgedacht,
Das ihnen viel Ehre macht.

Beide traten an den Wagen,
Um die Gräfin zu befragen,
Ob ſie's gnädigſt wollt' vergönnen,
Daß ſie ſelber ſich anſpönnen,
Wie die Pferde aufgeſchirrt?
Beide reden ſehr verwirrt.

Und die Gräfin lächelt zierlich,
Spricht zu ihnen ganz manierlich,
Daß es angenehm ihr wär',
Wenn der Wagen nicht zu ſchwer.
Und der Graf, der ſitzet da,
Sagt zu allen Dingen „Ja"!

Als die Herren Inſpektoren**)
Das vernommen mit den Ohren,
Stellen ſie ſich Mann für Mann,
Und der Kutſcher ſpannt ſie an.
Daß für Unglück Hülfe ſei,
Steht der Thierarzt auch dabei.

Und die Herren Inſpektoren,
Als ſie angeſchirret woren,
Fangen Hurrah! an zu rufen,
Wiehern, ſcharren mit den Hufen;
Und der Kutſcher rufet: „Jüh"!
Und nun ziehe, Schimmel, zieh!"

---

*) Die beiden ächten Namen; Fritz Reuter hatte an ihre Stelle „Mützendreier" und „Pfannenſchießer" geſetzt.
**) Die Verwalter der gräflichen „Begüterung".

Da der Weg ganz frei von Sande,
Alle sie ganz gut im Stande,
Und der Wagen nicht zum schwersten,
Und die Peitsch' vor'm Allerwertsten,
Und der Kutscher ziemlich grob,
Geht es immerfort Galopp.

Hier ist viele Ehr' zu holen!
Alle springen wie die Fohlen,
Selbst der alte Kannengießer
(Sechzig Jahr schon alt ist dieser),
Und die Gräfin freut sich sehr,
Daß der Wagen nicht zu schwer.

Vor dem Schlosse angekommen,
Sind die Sielen abgenommen;
Doch dem jungen Münchenmeier
Ist bekommen schlecht die Feier,
War gebadet ganz in Schweiß,
Und voll Striemen war sein Steiß.

Alle sind sie außer Atem,
Sagen aber alle: „'t schad't em
Nich, wenn wi ok all krepieren,
'T schüht de Gräwin man tau Ihren."
Und der Tierarzt nimmt den Topf,
Pulver giebt er gegen Kropf.

Will sich Keiner lassen führen
Morgen vor der Gräfin Thüren
Und mit unterthän'ger Bitte
Flehn, daß sie zur Jagd ihn ritte,
Ihn, geschmückt mit der Schabrack',
Und die Gräfin huckepack? —

Von der treuen Wahrheit wird ſich
Jeder können inſtruieren:
Achtzehnhundertneunundvierzig
Thät man dieſes Stück aufführen
In dem Mecklenburger Land!
'S iſt für's ganze Land 'ne Schand'!

Nutzanwendung.

Ja, Ihr ſeid mir wackre Deutſche!
Wie gemacht für Zaum und Peitſche,
Für Karbatſche und für Sättel,
Wie gemacht für ſolchen Bettel,
Wie gemacht für Spott und Hohn,
Wie gemacht für Hundelohn!"

Die Partei des „Hundelohns" ſiegte, die Satire ward ſtumm; Fritz Reuter verließ Mecklenburg, und in Treptow an der Tollenſe, im Idyll der jungen Ehe, begann ſeine plattdeutſche Zeit, begann die Zeit des Erfolgs. Zu dem ſtillen Ehrgeiz, der nun ſchon ſo lange unbefriedigt träumte und ſchrieb, kam, wie in tauſend gleichen Fällen, die alte „Mutter der Dinge", die Not. „Sind jemals Menſchen genügſam geweſen," bezeugt zwar der Freund Fritz Peters, „ſo war es das junge Reuterſche Ehepaar"; bei höchſt kärglichen Einnahmen hielten ſie ſich doch von drückenden Schulden frei, Beide zum Sparen und zur Ordnung geſchaffen. Dennoch mußten ſie wünſchen, den ſo unmäßig ſauer verdienten Erwerb zu erhöhen. Claus Groth's „Quickborn" erſchien 1852; der raſche Erfolg dieſes plattdeutſchen Lyrikers lehrte zu allgemeinem Erſtaunen, daß in der beſcheidenen Mundart nicht nur Vergangenheit, auch noch urlebendige Gegenwart ſei. Vielleicht Zukunft, — wenn der Rechte käme. Ob er dieſer Rechte ſei, fragte ſich Fritz Reuter freilich damals noch nicht. Sein Glaube war gering. Er wußte nur, daß er zuweilen — ſchon

ſeit manchem Jahr — ſich in plattdeutſchen Polterabendſcherzen verſucht hatte, die mehr als ihre Nebenbuhler gefielen; daß er ein begabter, geſuchter Erzähler plattdeutſcher Schnurren war, die er mit ſchlagender Nachahmung, mit unwiderſtehlichem Humor gleichſam dramatiſch-lebendig zu machen wußte. Wie den Italiener die conversazione, den Perſer und Araber der Vortrag ſeiner phantaſtiſchen Märchen beglückt, ſo iſt es des Mecklenburgers tiefſtes Urbehagen, drollige „Geſchichten" erzählen zu hören. Sie ſeien ſo alt, wie ſie wollen, jedermann kenne ſie: der lebendige, künſtleriſch humoriſtiſche Vortrag macht ſie ihm neu. Darin iſt er, wenn auch nur Hörer, der Embryo eines Künſtlers; das beſte Publikum für den beſten Erzähler. Wie, wenn Fritz Reuter die alten Schnurren — ſelbſterlebte wie allbekannte — mit denen er ſo manchen luſtigen Abend geſchmückt, nun auch für den Leſer niederſchrieb? in plattdeutſche Reime gebracht? — Er ſetzte ſich hin und begann. Faſt allabendlich, erzählt ſeine Frau*), nach Beendigung von ſechs bis ſieben Privatſtunden, wurden von acht bis zehn Uhr „Läuſchen" geſchrieben. „Will doch ſehn, Wiſing," ſagte er, „wie ſich die Dinger auf dem Papier ausnehmen, wie ſie ſich da anhören." War ſo ein „Ding" fertig, vorgeleſen, gebilligt, ſo ſprang er vergnügt herum, rieb ſich die Hände: „Sonntag leſ' ich's in Thalberg vor; gefällt's da auch, ſchreib' ich ruhig weiter; — hab' noch 'ne Menge ſolcher Dinger am Bändel." Er ſchrieb weiter; ſie ſaß am Nebentiſch bei ihrer Arbeit, „mäuschenſtill", ſah, wie die Feder flog, wie er ihr dann und wann zunickte, auch wohl murmelte: „Nein, ſo nicht — ſo iſt's beſſer"; und: „das wird dir gefallen" .... Welch reines, ungetrübtes Glück, ſetzt ſie hinzu, umſchloß dieſe ſtillen Abendarbeitsſtunden! Ich glaube, man konnte nicht glücklicher ſein,

*) In einer Schilderung des Anfangs von Reuters Schriftſtellerleben, die Friedrich Friedrich in der „Gartenlaube" mitgeteilt hat.

als wir zwei Menſchen. — Endlich, eines Abends, ſagt er: „So! Nach meiner Rechnung wären es jetzt etwa dreihundert Druckſeiten; — ich geb' die Dinger heraus. Ich wag's; in Mecklenburg und Pommern wird's geleſen, vielleicht auch gekauft."

Er wendet ſich an einen Buchhändler in Anklam, an einen zweiten in Neubrandenburg; man antwortet ihm, man werde das Buch „vielleicht verlegen", wenn der Verfaſſer das Riſiko trüge. In ihm iſt der Glaube erwacht. „Ich geb's im Selbſtverlag heraus," erklärt er der Frau mit plötzlich feſtem Entſchluß. „Juſtizrat Schröder leiht mir zweihundert Thaler zum Druck, die Koſten werden gedeckt; heut Mittag gleich fahr' ich nach Neubrandenburg zur Druckerei."

Er kommt zurück: „Erſchrick nicht, Luiſing! Ich laſſ' gleich zwölfhundert Exemplare abziehn ſtatt der gewollten ſechshundert." — Aber, Fritz, Du ſtürzeſt uns in Schulden! — „Nein, Kind, es iſt vorteilhafter ſo; glaub', ich hab' mir's überlegt." — Die ſchriftlichen Anfragen an alle mecklenburgiſchen und einige pommerſche Buchhandlungen ergehn; Beſtellungen erfolgen, doch meiſt natürlich zur Anſicht; die Exemplare kommen von der Druckerei, die Packerei beginnt. Tagelang arbeitet die Hausfrau mit Latzſchürze und Zuckerhammer, dem ſich das ſteife Packpapier beſſer fügt als der bloßen Hand; der Mann ſitzt daneben, ſchreibt die Begleitbriefe, ſiegelt und ſigniert. „Laß Dich's nicht verdrießen, Luiſing," ruft er ihr zuweilen zu, „wenn's auch Queſen (Schwielen) giebt! Kriegſt 'n neu' Seidenkleid!" — Und Fritz Reuter's „Läuſchen un Rimels" gehen in die Welt.

So konnte er denn erfüllen, was er ein Jahr vorher, am Weihnachtsabend 1852, ſeinem Fritz Peters in folgenden Verſen verheißen hatte:

Mein Freund, ich bin ein armer Schlucker,
Und meine Schätze liegen in dem Mond;

Auch hab' ich viele, ſchöne Güter
Im Lande, wo die Hoffnung thront.
Von dorten her bring' ich Dir eine Gabe;
Ich hoffe, daß ſie wichtig Dir erſcheint,
Denn ſie iſt heiter wie die Morgenſonne,
Und der Dir's bringet, iſt Dein Freund.
Es iſt ein köſtliches Geſchenk,
Ihr Alle könnt Euch meine Großmut merken:
Es iſt die Dedikation
Zum erſten Band von „Reuters Werken".

Den Erfolg dieſes erſten Bandes — der nun die verſprochene Widmung an der Stirn trug — kennt jedermann; er war wie der des „Quickborn": ſchnell und unzweifelhaft. Die erſte Auflage verſchwand in ſechs Wochen; täglich kamen Nachbeſtellungen; die beiden überraſchten, glücklichen Menſchen „lachten und weinten". Freilich blieb — das Sprichwort umkehrend — der Ruhm des Propheten noch im Vaterlande; nach Hochdeutſchland kamen die gereimten „Geſchichten" nicht hinaus. So ſehr ſich der Mecklenburger, der Pommer an ihnen ergötzte, dieſe „Kongregation kleiner Straßenjungen", wie der Dichter ſelbſt ſie in der Vorrede nennt, „die in ‚roher Geſundheit' luſtig über einander purzeln, unbekümmert um äſthetiſche Situationen, die fröhlichen Angeſichts unter Flachshaaren hervorlachen und ſich zuweilen mit der Thorheit der Welt einen Spaß erlauben", dieſe ſcheinbar kunſtlos improviſierten, oft derbkomiſchen Geſtalten blieben vor dem Schlagbaum an der hochdeutſchen Grenze ſtehn, den Klaus Groth's „Quickborn" überſprang. Es war allerdings auch an ihrer Kleidung Dies und Das, was ſie kulturwidrig zu machen ſchien. Nicht daß ſo mancher gewagte, regelloſe Reim mit unterlief, — was jeder volkstümlichen Dichtung geſtattet bleiben muß, wie denn auch Klaus Groth es weder verſchmäht noch

vermieden hat; aber ein gleichsam unentschiedener Kampf zwischen dem Recht des Verses, des Rhythmus und dem Drang nach Natur-Abschreibung geht durch das ganze Buch. Ja er wiederholt sich in allen späteren Versdichtungen Reuter's; zu Gunsten des Rhythmus abgeschwächt in „Kein Hüsung", auch in „Hanne Nüte", doch nirgends zu vollem Friedensschluß gebracht; so daß der Versdichter Fritz Reuter gegen den Prosadichter gleichen Namens immer im Nachteil bleibt. Das Stylgefühl in ihm ist schwächer als das Naturgefühl. Dies giebt seinen Prosa-Erzählungen jene eigene Poesie der höchsten, natürlichsten, freiesten Behaglichkeit; dies giebt seinen gereimten Dichtungen die eigentümlich prosasüchtige Vortragsweise, die dann plötzlich in Stimmungsbildern, in lyrischen oder dramatischen Momenten ein melodievoller Aufschwung unterbricht.

Dem entspringt denn auch dieser andere Mangel, der ihm von Anfang an, auch in der Heimat, oft zum Vorwurf gemacht worden ist: daß seine Verse gleichsam die Narben aus jenem Kampfe tragen, daß bald dem naturwahren Ausdruck zu Liebe der Rhythmus zerhackt, bald dem Vers zu Liebe der Sprache Gewalt angethan wird; bald, und oft, geschieht beides zugleich. Es ist und bleibt unplattdeutsch, wenn der Dichter sagt: „so lang ick kann man denken", oder: „dat Ji för Brillen keine Näs'" (wo, wie nur zu häufig, uns das Zeitwort unterschlagen wird), oder: „dat ick up ehr gaww ünnner Paß", oder: „un as nu in den Tog irst is 'e"; — wobei jedes dieser Beispiele für Dutzende seinesgleichen steht. Auch in hochdeutscher Sprache würden wir darin Härten empfinden und Verfehlungen tadeln; der Dialekt macht sie nicht sündenfrei, denn auch er verlangt Kunst und er schreit nach Natur.

Doch, wenn jeder Mensch „die Fehler seiner Tugenden" hat, für wen gilt dies mehr als für Reuter! Hinter der

Sorgloſigkeit, die ihn ſo ſündigen ließ, ſteht, wie der Körper hinter ſeinem Schatten, die wahrhaft elementar zu nennende Kraft, die nach Verlebendigung des rund und ganz Angeſchauten ringt. Dieſe ſeine höchſte Gabe, die ihn ſofort über Hunderte ſogenannter Dichter hinwegtrug, ſie hat auch ſchon an den „Läuſchen un Rimels“ mitgedichtet, ſo harmlos und vor allem ſo ungleich ſie ſind. Ungleich im Wert des Stoffs, ungleich in der Form. Es ſind Anekdoten darunter, die nach meinem Gefühl, ſchon ihrer epigrammatiſchen Natur nach, dieſe künſtleriſche Ausführung nicht vertragen; andere, die umgekehrt erſt durch dieſe Ausführung *geworden*, *geſchaffen* ſind. Wie viel belauſchtes Leben und pſychologiſcher Humor ſteckt aber in den *beſten* dieſer Läuſchen, in denen der Erzähler Raum und Anlaß fand, höchſt ergötzliche Geſtalten wirklich auszukneten und in dramatiſcher Bewegung vor uns hinzuſtellen. Mit immer neuem Behagen leſe ich Geſchichten wie „De Bullenwiſch“, „De Ihr un de Freud“, „De Wedd“, „Moy inricht“, „De Gauf'handel“, „Dat Küſſen ut Leiw“, „Dat Johrmark“, „De goldene Hiring“; um nur die zu nennen, die mir als die lebendigſten Menſchenbilder vor Augen ſtehn. Aber man *leſe* ſie nicht; man *höre* ſie. Reuter's plaſtiſche Kraft würdigt man erſt ganz, wenn man ihn mit Kunſt, mit dramatiſcher Wahrheit ſich vortragen läßt; wenn, ſo zu ſagen, das in den Lettern eingefrorene lebendige Wort zwiſchen zwei Lippen wieder aufthaut. Denn er war ein Epiker nach älteſter Art, nach dem Willen der Natur: er war ein Mann, der erzählte, dann formte, endlich niederſchrieb.

Der raſche Erfolg dieſer beſcheidenen Verſuche gab ihm den Mut, den Glauben, der ihm ſo lange verſagt hatte. Vielleicht die ſchönſte Zeit ſeines Lebens begann: hoffnungsfrohes Schaffen, junges Eheglück, blühendſte Jahre, gebeſſerte Geſundheit, und mit alten und neuen Freunden behaglichſter, heiterſter Verkehr. „Wat nich furt, dat fäut't ok nich“, ſagt

er einmal; die Zeit des „Süßens“ war für ihn gekommen. Er konnte seine Unterrichtsstunden kürzen, dann aufgeben; nachdem er auch aus ihnen nach seiner Art Honig gesogen, an Schülern und Schülerinnen sich Freunde fürs Leben gewonnen, seinen Mangel an streng methodischer Schulung durch den innerlich bildenden, seelenwerbenden Zauber seiner Person ersetzt hatte. Auch diese Zeit hätte uns ohne Zweifel goldene Früchte getragen, wenn Fritz Reuter sein im Entwurf begonnenes Werk „Ut mine Schaulmeistertid“ ausgeführt hätte, in dem seiner Lieblingsschülerin, der Tochter des Justizrats Schröder, die Hauptrolle bestimmt war; doch beim Entwurf ist es geblieben. Eben dieser Justizrat Schröder hatte am eifrigsten die Entstehung der „Läuschen un Rimels“ gefördert, die Herausgabe durch seinen Vorschuß möglich gemacht; mit ihm, dem geborenen Helfer aller Bedrängten, dem jovialen Gesellschafter (den das 29. Capitel der „Stromtid“ humoristisch übermütig schildert), mit den treuen Thalbergern, dem trefflichen Superintendenten Schumacher und anderen Freunden genoß das Reuter'sche Paar die Freuden niederdeutscher, bequemster Geselligkeit. „Die heitersten Stunden unseres Lebens“, schreibt Fritz Peters, „haben wir verlebt, wenn Reuter uns von Treptow aus besuchte und uns seine Produktionen bei einem Glase Wein vorlas“. Lustige Gedichte und Trinksprüche zeugen noch von diesen guten Zeiten: sei's, daß der dankbare Poet den großen „Borger“, den Justizrat, feiert, oder daß er den ersten Blumenkohl, den er in seinem Gärtchen selbst gezogen, der Herrin von Thalberg darbringt, oder sie als „Du Rose vom Thal, Du Lilie vom Berg“ besingt, um sich auf eine geräucherte Wurst zu Gaste zu bitten. Und mit welcher Liebe schildert er in der „Stromtid“ (in dem eben erwähnten 29. Capitel) die Freuden der Weihnachtszeit, die sie auch später noch, von Neubrandenburg aus, bei diesen Getreuesten auf dem Landsitz zu verbringen pflegten, —

kinderlos wie ihre eigene, nur darin nicht geſegnete Ehe blieb. Selbſt ein Schachclub entſtand in dem kleinen Treptow, durch Reuters' Vorliebe für dieſes edle Spiel ins Leben gerufen. Indeſſen das Spiel, die Feſte, die Ferien waren nicht mehr ſein beſtes Glück: die entfeſſelte Schaffensluſt bewährte auch an ihm ihre Magie. Kaum erwacht, begann er ſchon im Bett zu dichten, ſeine Gedanken zu ordnen; „ich durfte ihn nicht ſtören, nicht ſprechen", erzählt (in ihren für den Biographen verfaßten Aufzeichnungen) ſeine in der Erinnerung noch rührend beglückte Frau. „Mit der geſtopften Pfeife ſetzte er ſich dann zum Schreibtiſch nieder; ich ſchob ſtillſchweigend die große Taſſe Kaffee auf ein Seitentiſchchen und verſchwand. Um zehn Uhr wieder leiſe, ſtillſchweigend, ein Butterbrot; — und wenn dann erſchallte: „kannſt hierbleiben, will Dir's vorleſen", war ich ſo glücklich. — „Na, was meinſt Du?" — Natürlich meinte ich das Allerbeſte; doch wenn ich einmal Dies und Das nicht meinte, hieß es: „nein, nein, mußt nicht mäkeln"; und nach einer kleinen Weile, ſo recht gutmütig ſchmeichelnd: „will mir's überlegen, jetzt laß mich allein; will weiter ſchreiben" . . . Wie froh, wie innerlich befriedigt fühlte er ſich beim Schaffen! Anfangs ſagte er wohl oft: Ja, wenn ich dies Buch vollendet habe, was dann? — Später dagegen: Der Stoff wächſt mir über den Kopf; könnt' ich nur alles ſchreiben, was ich weiß!" —

So entſtand zunächſt „De Reiſ' nah Belligen"; nachdem er, als ſchwächeren Nachklang der Läuſchen un Rimels, ſeine ſeit 1842 verfaßten Polterabendgedichte in hochdeutſcher und niederdeutſcher Mundart geſammelt und herausgegeben hatte, um ſie für gleiche Anläſſe nutzbar zu machen. Wie ſie gelegentlich und ohne Zweifel oft raſch entſtanden ſind, oft auch wohl für mittelmäßige Darſteller zu berechnen waren, haben ſie denn auch für Reuters's Dichterwert wenig zu bedeuten, und ſind — vollends da ſie in ſeine geſammelten

Werke nicht aufgenommen wurden*) — wenig bekannt. Wenn ich einiges wahrhaft Humoriſtiſche oder Gemütvolle ausnehme (Eine alte Kinderfrau; Der Bräutigam; Vorſpiel; Ein Orgeldreher mit ſeiner Frau), ſo wüßte ich weder von der erſten Sammlung, noch von dem ſpäteren Zuwachs mehr zu ſagen, als daß ein Menſch von Talent flüchtige Einfälle aus dem Ärmel geſchüttelt hat, die er dann drucken ließ, nicht weil er eitel, ſondern weil er beſcheiden war.

Übrigens ſind keineswegs alle ſeine Polterabendſcherze, auch nicht alle beſten, veröffentlicht worden; ſo ſind mir durch Freundeshand zwei ungedruckte (in Abſchrift) zugekommen, die, für die Hochzeiten der Töchter ſeines alten Lehrers und Freundes, des Conrectors Geſellius in Parchim, geſchrieben, ſein Herz und ſeinen Witz in liebenswürdigſter Kameradſchaft zeigen. Zum Beiſpiel in dem erſten dieſer Gedichte (von „Kutſcher“ und „Dienſtmädchen“ dramatiſch dargeſtellt), wo er den alten Herrn, der ihn nicht ohne Nutzen in der Mathematik unterrichtet hatte, den Ehebund ſeiner Toni mit dem Bräutigam, einem jungen Gutsbeſitzer C. Krull, in mathematiſchem Tiefſinn überdenken läßt:

. . . Der macht ein ganz dreikantiges Geſicht
Und ſagt: Die Formel find' ich nicht.
Wer kann bei fehlenden Prämiſſen
In ſolchem Fall die Löſung wiſſen? . . .
Doch eins, ihr Kinder, iſt mir klar:
Wird p geſucht ſchon manches Jahr,
Und ſitzet x im vollen Brote,
So wird das ganze keine Aſymptote;

*) Sie erſchienen zuerſt im Selbſtverlag, dann (1863) in zweiter vermehrter Auflage bei A. Hildebrand, Schwerin; unter dem Titel: „Julklapp!“

Denn 6 × 6 ist 36
Und meine Toni, die ist fleißig,
Und diese Zahl addiert zu Krull
Giebt alles andre, nur nicht Null.

Und wie liebenswürdig drollig ist das angebliche Gedicht der Braut, das durch den indiscreten Kutscher der versammelten Polterabendgesellschaft mitgeteilt wird:

Gefühle bei seinem Anblick in der Ferne.

Mein Schatz geht über'n Acker
In seinem grauen Kittel,*)
In gelben Stulpen hin.
Da geht der arme Stacker,
Er geht wohl auf den Acker,
Ach, wie ich selig bin!

Mein Schatz tritt seine Kluten**),
Die Saaten zu empfangen:
Und ist er ausgegangen,
So schau ich nur nach ihm.
Es will mich fast gemuten,
Mein'n Schatz schiebt über Kluten
Ein leichter Seraphim.

Mein Schatz kehrt bald zurücke,
Wir spielen den „Kalifen"***)
Und hat er A gegriffen,
So greife ich gleich B.

---

*) Hier scheint eine Zeile ausgefallen zu sein.

**) Erdklöße, Schollen. „Klutenpedder" (Kluteutreter) ist ein Spitzname für den Landmann.

***) Der „Kalif von Bagdad", ein Klavierstück, das für dieses Liebespaar den Kuppler gespielt hatte.

Das g'hört zum Liebesglücke,
Mein Schatz kehrt bald zurücke
Zum Liebes-ABC.

„ . . . Ich bitte mir aber auf das ernſtlichſte aus," ſchreibt Fritz Reuter in einem andern Fall, an eine liebenswürdige junge Verwandte, die ſeinem guten Herzen nochmals ſo ein Gelegenheits-Drama abgewonnen hatte, „daß meine Autorſchaft verſchwiegen bleibt; denn ich will dies als das letzte Mal angeſehen wiſſen, daß ich mich zu ſolchen Dingen verſtehe. Verſtehen Sie mich, mein Fräulein?" — Er hatte wohl recht: der Mann, der mit vierundvierzig Jahren ſein erſtes größeres Werk, „De Reiſ' nah Belligen", der Öffentlichkeit übergab, mußte wohl fortan ſich ſelber leben, dem erkannten Beruf ſich ganz hingeben dürfen. Und mit welchem ſchwierigſten aller Hinderniſſe kämpfte noch der vierundvierzigjährige Mann! Die ſehr intereſſante Vorrede zu dieſer „Reiſ' nah Belligen" zeigt es: die Meinung der Menſchen — ſelbſt naher Freunde — daß er doch eigentlich „kein Dichter" ſei, ſtand ihm im Wege. Ja es giebt wohl auch jetzt noch Menſchen genug, die „de Reiſ' nah Belligen", weil darin auch derbe Poſſen, handgreifliche Bauern-Späße vorgetragen werden, nicht ſo recht für ein Dichtwerk halten. So ſonderbar unſicher iſt der deutſche Geſchmack; an das Erhabne, Tragiſche haben ihn unſre großen Dichter gewöhnt, aber wie weit das Komiſche gehen darf, ohne die „Litteraturfähigkeit" zu verlieren, darüber ſind ihm die Regeln noch nicht verbrieft und verbucht, und ſo glaubt er gern einſtweilen aus Vorſicht, daß ſchon das „Stark" das „Zu ſtark" ſei. Ich für meine Perſon bekenne, daß nicht eine einzige dieſer derben Scenen mich an dem Kunſtwert des Ganzen irre macht; daß mir nicht eine zu derb iſt. Alle aber fließen ſie — die zarten wie die derben — aus Einer Quelle: aus der tiefen Erkenntnis der Bauernſeele, die nach meiner

Meinung nie so reich, heiter und wahr dargestellt worden ist. Mir steht „De Reis' nah Belligen" höher als „Hanne Nüte", und dem tragischen Gegenbild „Kein Hüsung" nicht in der Tonart, aber an Reichtum gleich; — wie denn diese beiden Werke zusammen erst der ganze Mann sind. Was kann von vornherein humoristischer sein, als diese Bauernreise nach der „höheren Kultur" so ganz ins Blaue hinein; und wie weiß sie der Erzähler in rastlosen Erfindungen bis zu der Höhe zu steigern, wo die beiden Jungen, Corl und Fritz, bei Nacht in die Berliner Stadtvogtei eingeliefert, dort ihre würdigen Väter wiederfinden! sodaß der selber eingesperrte „Vader Swart" in höchster Entrüstung ausruft:

„Jh, Jung', wo, son'ne Schan'n
Makst Du mi hir in frömden Lau'n?"

Wie lebendig-gemütlich führt uns gleich der Anfang in die Bauernwelt hinein; wie setzt sich diese Kunst, Stimmung zu erzeugen, in der heißen, schlafmüden Fahrt am Tannenwald, in der Vogelpoesie der Waldeskühle, dann im Sonntagsglocken-läuten des Küsters, in dem Lied vom „Strohdach", in der überaus kunstvoll abschließenden Hochzeitsschilderung fort! — Viel später, an der „Franzosentid", hat man Fritz Reuters ganzes Kompositions-Talent erkannt und bewundert; doch ich finde, er tritt schon mit seiner „Reis' nah Belligen" als fertiger Meister der Komposition in die Thür; er hatte nicht umsonst in langer, schweigsamer Lehrzeit sich geübt und gebildet. Wer ihn behorchen will, wie er dieses unscheinbare Bauern-Gedicht durch Wechsel der Stimmung, durch Bewegung und Ruhe, durch gelinde Steigerung, zu unserm nie ermüdenden Behagen belebt, der wird mir zustimmen, denk' ich; worauf er wohl auch mit mir bedauern mag, daß einige zu „poetische" Ver-steigungen in Fritz Swarts Bauernjungenbrust, und die auch hier nicht fehlenden Vers- und Sprach-Gebrechen, in den reinen Genuß einige Trübung bringen.

In demſelben Jahre 1855, in dem die „Reiſ' nah Belligen" erſchien, begann Fritz Reuter auch ein kühnes journaliſtiſches Unternehmen, da er nun ganz und rückhaltslos das geworden war, was Bräſig (in „Schurr-Murr") über ihn ausſagt: ein Mann, „der ſich im zurückgezogenen ökonomiſchen Zuſtand mit Schriften befleißigt, indem daß er davon ſeine Nahrung ſucht." Von ſeinem kleinen Treptower Winkel aus, faſt ganz ohne Mitarbeiter, nur auf ſeine Feder und die erlaubte Ausnutzung andrer Zeitſchriften angewieſen, unternahm er die Herausgabe eines „Unterhaltungsblattes für beide Mecklenburg und Pommern;" einer Wochenſchrift, die in vier Folioſeiten jeden Sonntag, zum erſten Mal am 1. April 1855 erſchien. „Der Zweck des Blattes", ſagte er im Programm, „würde Unterhaltung ſein, und zwar Unterhaltung, die ſich durchaus fern von politiſchen und religiöſen Fragen hält, die jeden Angriff auf Perſonen, der über den Scherz hinausgeht, aus ihrem Kreiſe verbannt, und als Hintergrund, ſo viel als möglich, lokale Verhältniſſe benutzt." Ein Jahr hindurch gelang es ſeiner Fruchtbarkeit, die Schwierigkeiten dieſer Aufgabe zu beſiegen. Es erſchien hier eine lange Reihe ſeiner kleineren Schriften; faſt alle in Hochdeutſch, ſetze ich hinzu. Es erſchien der erſte Theil von „Meine Vaterſtadt Stavenhagen" (bis zum Schluß der Jahrmarktsfreuden); die ungleich längere Fortſetzung dieſer liebenswürdigen, von einigen kritiſchen Köpfen arg unterſchätzten Plaudereien hat Reuter ſpäter, für „Schurr-Murr", geſchrieben. Es erſchien die rührende Geſchichte „Haunefiken", von der er 1849 in Thalberg Einiges erlebt hatte; die geiſtvolle Satire „Memoiren eines alten Fliegenſchimmels", in der er das öde Daſein ſo manches mecklenburgiſchen „Vollbluts" parodierte, zugleich als wahrer Poet ſich in die Leidensgeſchichte eines armen Pferdelebens verſenkend. Es erſchien jener hochdeutſche Vorläufer der „Feſtungstid", die Schilderung der Graudenzer Erlebniſſe

unter dem Titel: „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit"; ähnlichen Inhalts wie der entsprechende Theil der „Festungstid", doch von Anfang bis zu Ende anders behandelt und geschrieben, in der plattdeutschen Gestalt behaglicher, liebenswürdiger, kernhafter erzählt; — jedenfalls ein noch lebendiges Zeugnis, daß Reuter den hochdeutschen und den plattdeutschen Poeten in sich gesondert hielt, daß sein Kunstgefühl sich nie dazu verstand; in der einen Sprache ebenso wie in der andern zu schreiben. Es erschien hier ferner ein politisch-humoristisches Sendschreiben „An meinen Freund R . . ." über die höchst mühevoll durchgesetzte Wahl des liberalen Grafen Schwerin, an der er selbst als Treptower Wahlmann, als eifriger Gegner der Reaktion sich beteiligte; ein mit frischer Laune geschriebener Aufsatz, der auch als Flugschrift*) erschien, doch zu lokal und zu „vergangen" ist, um noch jetzt neben Reuters andern Schriften zu wirken. Es erschienen Kleinigkeiten der verschiedensten Art: eine Schilderung des Jubiläums des ersten Bürgermeisters von Neubrandenburg (zu lokal, wie jene Flugschrift); zahlreiche „Läuschen un Rimels", die später im zweiten Bande ihre Stelle fanden; nicht minder zahlreiche Schnurren und Anekdoten in Prosa, zum Teil von überwältigendem Humor. Endlich erschien hier auch die größte von Fritz Reuters Gestalten, der alte Bräsig, in seiner ersten Fassung. Es erschienen Briefe dieses bis dahin unbekannten „immeritierten Inspektors" an den Herausgeber des Unterhaltungsblattes; Plaudereien über alles und nichts, von an Bräsig gerichteten Briefen unterbrochen, auf die er antwortet, zuletzt mit dem Unterhaltungsblatt selber endend ohne Ende; unbedeutend im Inhalt, aber schon hoch ergötzlich und ganz originell durch dieses plattdeutsche Hoch-

*) „Wie der Graf Schwerin schwer in die Kammer kam. Die Wahl zu Ückermünde am 8. Oktober dieses Jahres." (Neubrandenburg, C. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung. 1855.)

deutſch, das man „Meſſingſch“ (oder Miſſingſch) nennt, deſſen einziger Meiſter Fritz Reuter, und deſſen größter, unſterblicher Vertreter „Onkel Bräſig“ iſt.

Indem ich dieſe „Briefe“ hier nenne, die der Nachlaß mitteilt, drängt ſich mir auf, von der Geſchichte der Bräſig-Geſtalt zu ſagen, was ich von ihr weiß. Vielleicht durch den Erfolg der „Briefe“, vielleicht durch die innere Fruchtbarkeit des Gegenſtandes angeregt, faßte Reuter ſchon damals (lange bevor er an die plattdeutſche Bearbeitung der „Stromtid“ kam) den Gedanken, Bräſigs Memoiren zu ſchreiben, von ihm ſelbſt erzählt. Er begann auch das erſte Kapitel, oder vielmehr die „erſte Pfeife Toback“: denn der Verfaſſer der Memoiren, der Inſpektor Bräſig, muß auf „'ne Einteilung nach ſtündlicher Verfertigung dieſer Geſchichte“ verzichten, weil er ſeine Uhr an ſeinen Neffen Cörling gegeben hat und ſich nun „mit Pfeifen Toback durch die Zeitverhältniſſe durchſchlagen muß, indem daß er des Morgens 5 und 6, Nachmittags auch 5 raucht“. „Ich komme“, ſetzt er hinzu, „noter Weiſ' damit durch; dat einzigſt Schlimme is man dabei, dat ich, wenn ich's Morrns um 5 Uhr aufſteh und rauch bis Mittag, was 7 Stunden ſünd, dat ich dann ümmer nich weiß, ob 'ne Pfeif Toback $^5/_7$ oder $^7/_5$ Stunden is. Mit die verfluchte Bruchrechnung!“

„Geboren bün ich“, fährt Bräſig dann (nach einiger Einleitung) fort, „un zwarſten in der Gänſe-Schlachter-Zeit, um Martini aus; anno is mich nich bekannt geworden, indem daß die dazumalige Frau Paſtern Spickgänſe ins Kirchenbuch gewickelt hätte; aber es muß in die vorigen achtziger Jahren geweſen ſein, weil ich mir ſchon lange als Siebziger zu betrachten geneigt bin. Sie freuten ſich Alle hellſchen, als ich als Junge ankam, denn ſie hatten geglaubt, ich wäre ein Mädchen, und meine Wäſchen (ſo nannte man dazumalen dieſe armen alten Geſchöpfe, nu heißen ſie Tantens) meine Wäſchen holte 'ne

Wagſchale und band mir an's eine Ende und an's andere 'ne fette Gans, denn ſie hatten grade geſchlacht und hatten keine Pfundgewichte. Und was meinen Sie, ich war mit dat Bieſt parallel, wog alſo 'n Pundner dreizehn bis vierzehn, ſchlecht gerechnet. Dies Allens haben ſie mich woll man bloß erzählt; aber es ſteht mich ſo deutlich vor die Augen, als wär ich dabei geweſen, — wollt' ich ſagen: als hätt ich's mit angeſehen, — wollt' ich ſagen: als hätt ich einen Verſtand davon gehabt."

Indeſſen bei dieſer Feſtſtellung von Bräſigs Gewicht blieb der Verfaſſer ſtehn; gleich jener „Schaulmeiſtertid" ſtarben die „Memoiren" vor der Geburt. Es ſplitterte von dem Entwurf nur ein derber, luſtiger Splitter ab: die erſt 1861 geſchriebenen, in „Schurr-Murr" erſchienenen „Abendteuer des Entſpekter Bräſig, von ihm ſelbſt erzählt"; dieſe oft grauſam komiſche, von guten Einfällen durchwachſene Reiſe nach Berlin, die freilich, gegen Reuters Art, zuweilen in poſſenhafte Unwahrſcheinlichkeit ausartet und Bräſig's Geſtalt, ſtatt ſie zu vertiefen, nur zum Mittelpunkt äußerlicher Luſtigkeit macht. Ich verwerfe darum dieſe Reiſe-Poſſe nicht; es wäre ſehr undankbar, da ſie mich, und andre mit mir, ſo vielfach ergötzt hat; aber die Poeſie der Bräſig'ſchen Geſtalt, in der ſie jetzt, in all ihrer Lächerlichkeit, ſo wunderbar verklärt vor uns daſteht, ſchuf erſt der völlig gereifte Mann, der die „Stromtid" ſchrieb; der die rührenden und die ergötzenden Elemente, den Lach- und den Wein-Stoff, einen meſſingſchen Kopf und ein goldenes Herz, zu dieſem unvergänglichen Menſchenbild zuſammenmiſchte, das nun ebenſo typiſch wie originell, ebenſo durchſichtig wie unergründlich iſt. Jene „Memoiren" blieben ungeſchrieben; dennoch kann man ſagen, daß ſie in der „Stromtid" für uns enthalten ſind: denn mit leiſer Hand, mit bewundernswerter Kunſt hat der Dichter den alten Bräſig zum beſtändigen Spiegel, Dolmetſch, Chor und

Mittelpunkt dieſer ganzen menſchenreichen Geſchichte gemacht, und es ereignet ſich nichts, was wir nicht auch mit ihm und durch ihn erlebten. Daß dies ſein künſtleriſcher Wille war, ſagt denn auch Fritz Reuter ſelber am Schluß, auf ſeine ſtille, neckiſche, ſcheinbar harmloſe Art. „Segg mal", fragt Fritz Tiddelfritz ihn, den Verfaſſer, der auf das berühmte „Rendezvous" in dem großen Waſſergraben angeſpielt hat, „wer hett Di de Geſchicht vertellt?" — „„Bräſig"", ſegg ick. — „Heww ick mi dacht," ſeggt hei, „Bräſig is de Hauptperſon in de ganze Geſchicht." — „„Dat is hei"", ſegg ick. — —

Das „Unterhaltungsblatt" lebte nur ein Jahr: „es fand," wie Reuter ſelbſt einmal darüber ſchreibt, „zuerſt Anklang, aber faſt gar keine Unterſtützung, und mußte 1856 bei der Nachläſſigkeit des (Neubrandenburger) Verlegers aufgegeben werden, der ſchließlich denn auch ohne Rechnungsablage nach Amerika durchging". Am 1. April ſagte Fritz Reuter in der letzten Nummer des Blattes dem Publikum Lebewohl:

„Denn ein Jahr hab' ich's ertragen,
Trag's nicht länger mehr;
Hab' die Schreiberei im Magen,
Bleib' nicht Redakteur."

Zugleich ſandte er auch den Treptowern, den Pommern ſeinen Abſchiedsgruß: er verließ Stadt und Land, um ſich zwei Meilen weiter, in Neubrandenburg (im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz) eine neue Heimat zu ſuchen. So wohl ihm manches Jahr lang in Treptow geweſen war, und ſo eifrig er ſich auch als Stadtverordneter der ſtädtiſchen Angelegenheiten angenommen hatte (unter anderm des „Tuchmachergrabens", den er in ſcherzhaften Verſen und auch im letzten der Bräſig'ſchen Briefe erwähnt), ſo entführten ihn doch der größere Verkehr und die reizende Gegend, die er

in dem am Tollenser See gelegenen, aufblühenden Neubrandenburg fand.

Hier verlebte er, von 1856 bis 1863, die wichtigste Zeit seines Schaffens. Hier entstanden „Kein Hüsung", „Ut de Franzosentid", „Hanne Nüte", „Ut mine Festungstid", die ersten Bände der „Stromtid"; hier auch der größte Teil der „Urgeschicht von Meckelnborg", die er dann bis an seinen Tod im Schreibtisch bewahrte. Hier entstanden auch — um mit seinen eigenen Worten, aus einem biographischen Brief an einen Freund, zu reden — „einige unbedeutende Lustspiele und Possen, die beim gänzlichen Mangel aller Bühnenkenntnis, vielleicht auch bei mangelhafter dramatischer Befähigung, nur einen sehr zweifelhaften Erfolg hatten. Wenn auch einige auf dem Wallner'schen Theater in Berlin zur Aufführung kamen, so ist doch der Verfasser selbst sehr schlecht mit ihnen zufrieden." Ich zitiere ihn selbst, weil man aus dem anfangs starken dramatischen Ehrgeiz, der diese Versuche hervorrief, auf eine dauernde Selbstverkennung schließen könnte. Er glaubte in der That eine Zeit lang — wohl durch die dramatische Lebendigkeit seiner Gestalten, seiner Dialoge verführt — zum Bühnendichter berufen zu sein. In diesem Glauben schrieb er, sogleich in den ersten Neubrandenburger Zeiten, das dreiaktige Lustspiel „Der 1. April 1856, oder Onkel Jakob und Onkel Jochen" (worin von den verschiedenen Personen, je nach ihrer Herkunft und Lebensstellung, Hochdeutsch, Messingsch, Berlinisch gesprochen wird), den einaktigen Schwank „Fürst Blücher in Teterow"*) und das dreiaktige Lustspiel „Die drei Langhänse"; dieses hochdeutsch (nach der bekannten Geschichte von dem herrschaftlichen Beamten.

*) Diese beiden Stücke erschienen zusammen, 1857, in Greifswald und Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (Th. Kunike).

der drei Aemter, drei Bureaus und drei Uniformen hatte), den Schwank faſt durchweg im Meiſſingſch, da er in dem mecklenburgiſchen „Schilda“, der Stadt Teterow, ſpielt. Fritz Reuter reiſte nach Berlin, um den „Fürſten Blücher“ und die „drei Langhänſe“ dem Direktor Franz Wallner perſönlich zu überreichen; beide Luſtſpiele wurden angenommen, beide in ſehr verkürzter und veränderter Geſtalt*) im März und im April 1858 zur Aufführung gebracht. Reuſche ſpielte die Hauptrollen; indeſſen der Erfolg verſagte: die „drei Langhänſe“ wurden nur fünf mal, „Des alten Blücher Tabackspfeife“ (dieſen Namen hatte der Schwank in der Theater-Bearbeitung, als „Bühnen-Manuſcript“, erhalten) nur drei mal geſpielt. Den Stücken geſchah nicht Unrecht; denn in beiden iſt der dramatiſche Stoff und Gehalt ſo gering, daß nur der Reiz der Kleinmalerei, die behagliche, breite Ausführung ihn lebendig machte; ſchnitt man nun dieſe der Bühne zu Liebe fort, ſo ſchnitt man die Pulsader mit durch. So iſt denn die Theater-Bearbeitung „Des alten Blücher Tabackspfeife“ nur noch eine Verſtümmelung des urſprünglichen, ergötzlichen Kleinſtädter-Schwanks „Fürſt Blücher in Teterow“; und ſo würde auch „Onkel Jakob und Onkel Jochen“, wenn man dieſes „Luſtſpiel“ etwa für die Bühne herrichten wollte, den gemütlichen Schlafrock ſeiner Redſeligkeit verlieren und in ſeiner undramatiſchen Blöße daſtehen.

Der Dichter war denn auch hellſichtig genug, ſeinen Irrtum zu erkennen; wie er mir 1862 (nachdem er einen von mir veröffentlichten Aufſatz über ihn geleſen) in ſeiner edlen Offenheit ſchrieb: „Was Sie da über die verfehlte dramatiſche Carriere ſagen, iſt durchaus richtig, und der Grund, den Sie

*) Über dieſen Punkt, wie faſt über alles andere, hat Franz Wallner in einem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Preſſe“ aus ungenauer Erinnerung berichtet.

dafür anführen, nicht weniger; ich nahm die Sache bei völliger Bühnenunkenntnis zu leicht." Nachdem er noch (gleichfalls 1858) in Roſtock einen Mißerfolg mit einer aus dem Ärmel geſchüttelten Poſſe erlitten hatte, verließ er dieſen Seitenweg, der ihn ſeinem eigenen entführte. Er blieb bei dem Wort, das er, durch einen beſtimmten Anlaß aufgefordert, einem ſeiner Freunde ſagte: „Theaterſtücke und Polterabendſtückſchen ſchriw ick nich wedder."

Dagegen hatte er mittlerweile (1857) die Dichtung veröffentlicht, die ihm — bis an ſein Ende, wie es ſcheint — vor allen wert war: „Kein Hüſung"; unter ſeinen lebensfrohen Werken das einzige, das in die Unterwelt des Tragiſchen und Troſtloſen hinabführt. „Ich habe dieſes Buch," ſagt er in einem ſeiner zutraulichen, mitteilſamen Briefe, „einmal mit meinem Herzblut im Intereſſe der leidenden Menſchheit geſchrieben; ich halte es für mein beſtes". Dies ſagte er, nachdem er alle ſeine Hauptwerke vollendet hatte; und dies auch von Andern, Berufenen beſtätigt zu hören, war ſein Wunſch, ſein Glück. Ich für meine Perſon werde immer die „Franzoſentid" und die „Stromtid" für ſeine vollendetſten und erfreuendſten Schöpfungen halten. Gleichwohl bewundre ich an „Kein Hüſung" nicht nur das leidenſchaftlich mitfühlende, edle Herz, die reine Glut des Haſſes, die Innigkeit, mit der er das Leben der Niedrigen im Staube verklärt; ich bewundre auch die ſtarke Melodie, die durch die zweihundert Seiten dieſes Gedichts erklingt, die poetiſche, fortreißende Gewalt, mit der ſein „Herzblut" ſich ausſtrömt. Die Melodie iſt ſo herrſchend, daß hier dem Naturalismus ſelten, ſie zu brechen, gelingt; die Natur- und Stimmungsbilder ſind in ſo tiefe, warme Farben getaucht, Schilderungen wie die des Brandes, der Hirſchjagd, des Feſtes im Herrenhaus, der Flucht, der geſpenſtiſchen Nacht, endlich des ſtillen, milden Wahnſinns ſo groß und ſtilvoll empfunden, daß ihnen nichts Ähnliches in Reuters anderen

Dichtungen gleichkommt; daß ich mich an Walter Scotts schönste epische Dichtungen erinnert fühle. Auch erreicht er vielleicht nirgends so starke lyrische Wirkungen wie hier, durch den freien Wechsel im Versmaß; und selten wird man etwas Rührenderes lesen als den sanften, schmeichelnden, gleichsam elementaren Tod, den die arme wahnsinnige Marie im Teichwasser sucht. Doch wenn ich zum Inhalt komme, finde ich den Dichter, aus allzu großem Gerechtigkeitstrieb, nicht gerecht. Sein tragischer Held, der Knecht Johann, kann die Geliebte nicht zu seinem ehrlichen Weib machen, weil der Herr ihm „kein Hüfung" geben, aus tyrannischem Eigenwillen auf seinen Gütern nicht freien lassen will; alles Bitten, jede Beschwerde, jede Anrufung andrer Mächte ist nutzlos. Von furchtbaren Gesetzen und einem noch furchtbareren Herrn zu Boden getreten, in jeder guten Regung verwundet, aus der Liebe heraus in den Haß gehetzt, endlich nur noch von der Wut der Verzweiflung erfüllt, steht er im gefährlichsten Augenblick diesem Unmenschen, der noch sein „Herr" ist, gegenüber, fühlt dessen Peitsche in seinem Gesicht, — und stößt ihn nieder. Ein einziger, blinder Stoß; doch der Stoß ist Tod. Vor welchem Tribunal hieße das „Mord"? Dieser Totschlag — mit so sicherer, fester Hand als etwas Unausweichbares vom Dichter herbeigeführt — warum wird er nun wie ein Mord gebüßt? Warum verfolgt er den Flüchtling wie ein unsühnbarer Fluch; warum darf seine Geliebte, die Mutter seines Kindes, nicht mit ihm über den Ocean fliehn? Weil es heißt: Herr und Knecht? Danach darf der Dichter nicht fragen, der nicht nach dem geschriebenen, sondern nach dem unsichtbaren Gesetze richtet. Ein wackrer, unverdorbener, zergquälter Mensch schlägt einen Unmenschen, Streich mit Streich erwidernd, in blindem Ungefähr tot; diese Schuld ist so klein, daß kein ehrliches Weib darum schaudern sollte, dem geliebten Mann in die Verbannung zu folgen. Schaudert sie dennoch

— oder läßt sie sich durch Andrer Meinung zurückschrecken — so ist mein tragisches Mitgefühl dahin; so sehe ich eben nur die arme Seele einer Dorfmagd, die das Schicksal zertritt. Dies, und was daraus folgt, hat wohl auch der Dichter gefühlt; denn er spricht, innerlich schwankend, mehr als eine Meinung über That und Schuld aus, und der Schluß, poetisch schwach und gebrochen wie er ist, läßt uns leider den Riß, der durch die Dichtung geht, nur um so tiefer erkennen.

Dennoch war Reuter mit dieser Schöpfung auf eine Höhe gelangt, die schwerlich irgend ein Leser der „Läuschen un Rimels" geahnt hatte; und er sollte mit seinem nächsten größeren Werk den Gipfel ersteigen, auf dem er endlich auch den Hochdeutschen sichtbar ward. Denn bis dahin blieb sein Name, sein Erfolg noch innerhalb der plattdeutschen Grenzen. Ende 1857 erschien die erste Rezension „draußen im Reich", in Prutz' Deutschem Museum, die ihn mit warmer Anerkennung begrüßte; aber noch auf Jahre hinaus ward es wieder still. Als er 1858 den zweiten Band seiner „Läuschen un Rimels" gesammelt hatte und für den Debit seines Selbstverlags (den er noch betrieb) einen Hamburger Buchhändler suchte, fand sich keiner, der sich auch nur zu diesem ungefährlichen Geschäft gewinnen ließ: so wenig glaubte man selbst in dem plattdeutschen Hamburg damals an seinen Erfolg. Denn Claus Groth galt noch allein; Claus Groth griff Fritz Reuter mit starkem Widerspruch, ja mit herber Verurteilung an; Grund genug für die Hamburger Buchhändler, kein „Stück Brot" von ihm anzunehmen. In gerechtem Unwillen und mit seiner kräftigen Beredsamkeit trat freilich Reuter dieser Verunglimpfung entgegen, in der kleinen Schrift: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Claus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet

hat.“*) Bei dieſer Polemik zu verweilen, iſt heute kein Anlaß mehr. Reuters Größe iſt längſt auch von Claus Groth erkannt und anerkannt worden, und niemand wird mehr die einſtigen „Nebenbuhler“ mit einander vergleichen. Damals aber wehrte ſich Fritz Reuter noch mit der Energie eines Menſchen, der für ſein litterariſches Daſein kämpft. Er fand endlich den Stoff und die Form, die ihn zu einem Schriftſteller deutſcher Nation machen ſollten. Er ſchrieb, in Proia, den Roman: „Ut de Franzoſentid“.

Ich erinnere mich noch, wie damals — Anfang 1860 — mein Exemplar dieſer „Ollen Kamellen“ zu mir nach München kam und mich in ſtaunendes, wachſendes, unbeſchreibliches Behagen verſetzte. Schon die kleine Erzählung „Woans ick tau 'ne Frau kamm“ (die ich damals wohl auch für ein Stück Wirklichkeit hielt, während ſie nur ein ſcherzhafter Mißbrauch der eigenen Perſon iſt) entzückte mich durch ihren Vortrag, durch dieſe neckiſch gemütliche, geiſtreich-ſchlichte, vollkommene Simplizität, in der nichts zu viel, nichts zu wenig iſt; die ſcheinbar nur plaudert wie von Mund zu Mund, und doch den unendlichen Genuß eines Kunſtwerks in uns zurückläßt. Aber wie ſehr ſteigerte ſich noch dieſer Genuß, als ich an das Größere, an die „Franzoſentid“ kam. Eine wunderbare Wirklichkeit, unmerklich, doch mit Künſtlerhand idealiſiert; rührend und Lachthränen hervorrufend oft in derſelben Sekunde; die Menſchen alle ſo leibhaftig, daß man ſie nicht mehr vergißt, und alle auf dem Prüfſtein eines großen weltgeſchichtlichen, herzergreifenden Vorgangs erprobt; und dieſe durch und durch erfreuende Geſchichte mit wahrhaft klaſſiſchem Behagen erzählt, ſo kunſtvoll erzählt, daß der höchſte Ruhm und Lohn des Künſtlers, die vollkommene Selbſtverſtändlichkeit erreicht iſt. Ich gab das Buch an Paul Heyſe, an Windſcheid, an

*) Berlin 1858, bei Rudolph Wagner.

andre äſthetiſch feinfühlige Freunde; ſie gerieten alle in daſſelbe Entzücken, und wir faßten den Gedanken, dem Dichter (den die Meiſten unter ihnen nun erſt kennen lernten) in einem gemeinſamen Schreiben unſern Dank, unſre Bewunderung auszuſprechen. Wie ſo viele gute Regungen ward leider auch dieſe nicht zur That, jeder Tag gab ſie an den folgenden weiter, bis ſie, wie die Fackel bei jenem Geſellſchaftsſpiel, erloſch; aber eine Münchener Reuter-Gemeinde hatte ſich gebildet, die gleichſam durch neue Zellenknoſpung fort und fort wuchs, und zwei Jahre ſpäter entlud ich mich der auf meinem Herzen laſtenden Schuld, den Leſern der „Süddeutſchen Zeitung" von dieſem niederdeutſchen Poeten, und ihm ſelbſt von unſrer „Gemeinde" zu erzählen.

Fritz Reuter eroberte ſich mit den „Ollen Kamellen" ſeine Stellung in der deutſchen Litteratur; gleichzeitig hatte er auch, nach allerlei Fehlverſuchen und nach manchen tragikomiſchen Erfahrungen des Selbſtverlags (wie ihm denn einmal ein Stettiner Buchhändler ſtatt barer Zahlung geräucherte Eßwaren ſchickte) in Hinſtorff den Verleger gefunden, mit dem er nun bis an ſein Ende verbunden blieb. Schon als Gymnaſiaſt, in Parchim, hatte er ihn kennen gelernt. Er übergab ihm jetzt die neuen Werke und die neuen Auflagen der alten, und offenbar hat Hinſtorff's Raſtloſigkeit das ihre gethan, den äußeren Erfolg dem inneren gleich zu machen. Die Zeit des Gedeihens begann. Gegen den Gewinn des Verlegers kam der Dichter mit dem ſeinigen nicht zu kurz; — und ich ſollte vielleicht bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß die „fünfhundert Thaler" Honorar, von denen die Einleitung zur „Urgeſchicht von Mecklenborg" erzählt, nur eine humoriſtiſche Arabeske ſind, die an der ungleich höheren Säule der Wirklichkeit hinaufrankt.

Der „Franzoſentid" folgte 1860 „Hanne Nüte un de lütte Pudel" nach; dieſe Vogel- und Menſchengeſchichte, in

der Fritz Reuter noch einmal zur Versdichtung zurückkehrte. Schon als Knabe hatte er, wie ich ihm nacherzählt habe, durch den „Onkel Herse" die Vögel behorchen gelernt; er ward „vogelsprachekundig" wie wenige Dichter, alle Singvögel seiner Heimat kannte er an ihren Stimmen so gut wie an ihren Federn. Wie viele Stimmungsbilder in seinen Dichtungen geben davon Kunde! An der äußeren Mauer seines Hauses in Neubrandenburg, dem sogenannten Zwischenhäuschen, hatte ein Sperling sein Nest gebaut; das Gezwitscher der Familie, in allen Tonarten, lag ihm so lange im Ohr, bis es die Phantasie ergriff und sie antrieb, das Ineinanderwirken von Vogel- und Menschenleben dichterisch zu gestalten. So entstand „Hanne Nüte". Wie viel lyrischen und humoristischen Reiz er dieser Idee gegeben hat, ist bekannt; vielleicht bestreitet man mir aber auch ebenso wenig, daß sein dichterisches Vorhaben ihm nicht ganz gelungen ist. Ich will gelten lassen (obwohl mein Gefühl der Ausführung nicht überall zustimmt), daß er mit dem Recht des phantastischen Humors seine Vögel gleichsam zu einer märchenhaften Menschenart machte, die sich nicht bloß unserer Sprache, auch unserer Sitten und unserer Denkart bedient. Er mochte sich dafür auf eines seiner Lieblingsbücher, auf das alte Tierepos Reineke Fuchs berufen, dem (wahrscheinlich) ein Landsmann, der Rostocker Stadtschreiber Hermann Barkhusen, seine berühmte niederdeutsche Gestalt gegeben hatte; das dann durch Goethes Bearbeitung — nach Reuters Urteil — nicht ohne einige Schädigung verhochdeutscht worden war. Sollte nicht einem neuen niederdeutschen Poeten vergönnt sein, den Geist der Tierfabel noch einmal, mit freier Originalität, lebendig zu machen? — Ich widerstreite dem nicht. Auch diesen Nachteil, in den er sich begab, daß er Tierfabel und Menschenwirklichkeit neben einander stellte, so daß eine reine Märchenstimmung nie entstehen kann, auch diesen Nachteil will ich

nicht gegen ihn zu Felde führen; es wäre vielleicht moderne Pedanterie: Aber die Erfindung scheint mir unzulänglich. Die Aufgaben, die er seiner Nachtigall, seinem Storch, seiner Sperlingsfamilie giebt, um in das Schicksal der menschlichen Helden einzugreifen, treten nicht so bedeutend, so phantasievoll oder so plastisch vor mich hin, daß sie der großen Maschinerie entsprächen, die der Dichter aufwendet. Der zweite Teil des „Hanne Nüte" dehnt sich noch fort und fort, und schon ist meine Stimmung erlahmt. Ich lese, ich bewundre diesen oder jenen einzelnen Reiz, aber ich sage mir: Es müßte die Lösung kommen, — oder ein neuer, großer schöpferischer Gedanke.

So hat mich denn, so oft ich „Hanne Nüte" las, die erste Hälfte unvergleichlich viel mehr, als die zweite, gefesselt und gefangen; in jener ersten aber — wie viel Reiz, Wahrheit und Poesie! Schon sogleich die frische, frühlingsselige Introduktion; die vier wunderbaren Abschiedsscenen des jungen Gesellen von Küster, Pfarrer, Vater und Mutter; dann die Tierwelt in Wald, Feld und Teich, wie von einem gutartigen Zauberer behorcht und für die unkundigen Menschen in heitre Reime gebracht. Hier zeigt Fritz Reuter noch einmal seine eigentümliche, aus der Welle des Epischen emportauchende lyrische Kraft; — zum letzten Mal. Denn er war fortan der Prosadichtung verfallen. Er hatte zu viel zu sagen, das nur in der geschmeidigsten aller Formen, in der einfachen Erzählung, im Roman ganz zu sagen ist.

Zunächst erschien (1861) „Schurr-Murr"; eine Sammlung, deren Überschrift sich selber erklärt:

„Wat tausamen is schrapt ut de hochdütsche Schöttel,
Ut den plattdütschen Pott un den missingschen Ketel."

Was diese Sammlung außer den früher schon erwähnten Erzählungen noch enthält, ist im Inhalt unbedeutend, im

Vortrag vortrefflich das kleine „[illegible] den Esel“ und die ergötzliche Geschichte „[illegible] Aemterraschung [illegible]“. Schon im „Unterhaltungsblatt“ hatte Reuter diese Geschichte als kurzgefaßte Anekdote erzählt; doch spielte sie dort in Jena (vermutlich der Wahrheit getreu) und entbehrte noch des Pfeffers, nämlich des vierten Bocks: der vom Schwager fehlte. Man nahm auch dieses Buch, wie „Hanne Nüte“, mit Anteil und Wärme auf; doch erst das nächste sollte wieder die volle, rückhaltlose Gunst des Publikums, und auch dem Gemüt des Dichters alle warmen Herzen gewinnen. Ich meine das Buch „Ut mine Festungstid“, das er 1862 herausgab.

„Mein lieber Bruder“, schreibt er darüber an Julius Wiggers, der nicht lange vorher sein auf den Berlin-Rostocker Hochverratsprozeß bezügliches Werk „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft“ veröffentlicht hatte: „Du hast die an Dir begangenen Niederträchtigkeiten noch im frischen Gedächtnis, so daß Du dieselben pragmatisch niederschreiben konntest, zwischen meinem Jetzt und Damals liegen aber schon 25 Jahre*), die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten, und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluten des Humors zu tauchen. Aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihr scheußliches Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß auflasiert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen.“ Diese Worte sagen, wie das Buch entstand. Fritz Reuter war ein freier, glücklicher und zufriedener Mensch; der Haß, der sich rächen möchte, war in ihm erloschen; nur noch der Haß gegen Unrecht, Grausamkeit, Gemeinheit, den jedes

*) Er denkt offenbar zunächst an die Glogauer und Magdeburger Zeit von 1837, womit seine Erzählung beginnt.

geſunde Herz ewig fühlen ſoll, ward in ihm heiß, wenn er jener Zeiten gedachte. Eine wirklich hiſtoriſche Darſtellung der ſieben Jahre zu ſchreiben, war ihm nicht mehr möglich: dazu lagen ſie ſelbſt ſeinem treuen Gedächtnis zu fern. So entſchloß er ſich denn zu dieſer Miſchung von Dichtung und Wahrheit, von Ernſt und Scherz, die ſeinem ſchriftſtelleriſchen Naturtrieb, ſeiner heiteren Gemütsverfaſſung entſprach. Wahrheit, wo er ſeine Leiden, — Dichtung und Wahrheit, wo er die kleinen Freuden dieſes Elends erzählte. Es giebt denn auch keinen beredteren Zeugen für die Milde, Güte und Heiterkeit ſeiner Seele, als dieſes im Zorn ſo reine, im Scherz ſo harmloſe Buch; das zugleich wieder die ganze Kunſt dieſes geborenen Erzählers bewährt: plaudernd zu unterrichten, plaudernd zu erſchüttern, plaudernd ans Zwerchfell, plaudernd ins Herz zu greifen.

Er lebte inzwiſchen in ſeiner kleinen Welt, ſeines häuslichen Glücks und ſeiner Erfolge froh, leidlich genügſam hin, den dürftigen ſozialen Freuden, die ihm der „Klub“, ein gelegentliches Feſt, zu Zeiten das Theater gewährte, half der Verkehr mit den alten Freunden nach, die er über die Grenze hinüber gern und oft beſuchte. Ja er übernahm noch zuweilen ſeinen alten Freundesposten als „Statthalter von Thalberg“, wenn der Gutsherr und die Gutsherrin verreiſten; ſo im Auguſt 1857, wo er dann mit glücklichſtem Humor den Abweſenden über den Stand der Dinge berichtet. „Unſre Wirtſchaft,“ ſchreibt er im erſten dieſer Briefe, „geht ſehr gut; wir machen's aber auch gerade ſo wie die älteſten, erfahrenſten Landknüppel, wir machen ſehr viel kluge Streiche und wahrſcheinlich auch viele Dummheiten, wiſſen aber jedesmal, wenn wir die letzteren gemacht haben, ſehr gediegene Gründe dafür anzuführen. . . . Die Rollen in der Wirtſchaft ſind gut verteilt. Ein Jeder repräſentiert in dem großen Uhrwerk des Thalberger Hoflebens etwas. Clemens [der eigentliche ſo-

genannte „Statthalter“] ist die große Welle, um die sich alles dreht, mit der ganzen Wucht seiner jetzigen Stellung wälzt er sich herum von Scheunthür zu Scheunthür; um die große Reibung seines dermaligen Gewichts zu vermindern, hat er seine Zapfen in gefettetes Leder eingelassen, die der Techniker „Kanonen“ zu nennen pflegt. Der Doktor P. ist unsere Unruh, er ist die laufende Spindel des Gewerks; ich repräsentier' das Element der Trägheit, das Gewicht; ich fall' des Morgens aus der grauen Stube in die Vorstube und von da in die Laube, dann wieder rückwärts, und gehe eigentlich immer so lange, bis ich wieder aufgezogen werde, was fünfmal des Tages geschieht, und immer zu spät. Mutting ist der Weiser an der Uhr; meine teure Ehegattin der Kukuk, der in das ruhige Tick Tack störend eintritt, und Höpper ist der Wecker. Alle Andern sind Räder und Schrauben, und die teure Mamsell [die Wirtschafterin] ist die Schmiere, die alles im Gange halten sollte; aber! aber! — — — Sieh hier die Umrisse zweier dicker Thränen, die mir auf das Papier getropft sind; sie gelten den edlen geschiedenen Mamsellen, wahren Vollblutmamsellen gegen diesen Mamsellenklepper. Sie mag in einer guten Schule gewesen sein; aber es ist kein Zungenschlag darin, und dann, lieber Fritz, glaube ich, sie bockt. Keine Tugend für 'ne Mamsell!“

Ein schweres, doch zum Glück nicht unwiderrufliches Schicksal traf ihn im November 1858: er starb durch die Feder eines Journalisten, und lebte erst durch ein berichtigendes Inserat wieder auf. Die Stralsunder Zeitung brachte die Nachricht seines Todes; — es ist nie aufgeklärt worden, warum. Fritz Reuter nahm sich seiner mit großer Energie an. Er ersuchte, sowie er davon erfuhr, die Stralsunder Zeitung um Aufnahme folgender Mitteilung: „Da ich einen leicht begreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus Nr. 268 Ihrer

geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen." Gleichzeitig schickte er an die Stettiner Zeitung, die die falsche Nachricht weiter verbreitet hatte, folgendes „Inserat zur Berichtigung":

„Jh, woaus — dod? — Jck denk nich dran,
Dat föllt mi gor nich in;
Ne, ne! So lang' ick leben kann,
Will 'ck nich begraben sin."

Mittlerweile gingen ihm von vielen Seiten teilnehmende Anfragen zu; er gab Antworten, so viel er konnte; unter anderm in folgendem humoristischen Brief: „Lieber Freund! Man geht nicht mit mir um, wie recht ist: Sie lassen mir Seite 24 Ihres neuen plattdeutschen Kalenders vor aller Leute Augen Maulschellen geben, ein andrer Quidam versucht es, mich litterärisch totzuschlagen, und nun kommen die Zeitungen und schlagen mich physisch tot. Ich komme mit einer Gegenerklärung . . . Was hilft mir das? Wer glaubt's? Die Leute sagen: „er spaßt nur, er sitzt schon in der Übergangsstation der Seherin von Prevorst, dem Monde, und korrespondiert nur noch kümmerlich mit einigen Sternwarten; die Nachricht von seinem Tode ist echt, die Nachricht von seinem Leben ist ein „Läuschen", eine Ente." Ich setze mich hin und schreibe an alle Freunde, Bekannte, Verwandte; ich bezahle Postgeld, daß man mich dafür dreimal mit vollem Geläute hätte begraben können; ich erkläre, ich stille, ich beruhige: „Kinder, ich bitte Euch; mein Ende ist die Ente, und daß ich noch schaue der Sonne Glanz, ist der Wirklichkeit süße gebratene Gans". Gottlob, denke ich, nun ist alles wieder in der Reihe, nun hast Du wieder ein unbestrittenes Recht, diese schönen Erdennebel einzuatmen, kannst mit gutem Gewissen aufs Glatteis fallen, und keiner macht es Dir streitig, zu Neujahr Deine Rechnungen

zu bezahlen. — Da kommen Sie, mein teurer Freund, und bitten um ein Lebenszeichen. — Gott im Himmel, Herr Doktor, wo sollen denn diese Lebenszeichen alle her kommen? Ich schieße mich ja tot, wenn ich die galvanische Batterie, die wir Lebenskraft nennen, so oft entlade."

Schon vor diesem ungefährlichen Zeitungstod, im Sommer 1858, hatte er den Ort wiedergesehn, dem er damals sein wirkliches Todesurteil und sein wahres Unglück zu verdanken gehabt hatte: Jena, — bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Universität. Andre Reisen, die ihn anregten und mit Deutschland in Beziehung brachten, folgten nach; so im Jahre 1861 ein größerer Ausflug mit seiner Frau, der ihn über Schwerin, Wismar, Lübeck nach Westfalen, an den Rhein, in die Pfalz, nach Thüringen, endlich über Leipzig und Berlin in die Heimat führte. In Westfalen sah er seinen besonders geliebten Leidensgefährten aus Magdeburg, Grashof, wieder: „das war eine Freude des Wiedersehens," schreibt er an einen Freund (Hobein in Schwerin), „von der Ihr andern Menschen, die Ihr nie mit einem Freunde zusammen hinter Schloß und Riegel gesessen habt, keine Vorstellung haben könnt. Wir stiegen im Gasthofe ab, aber sowie ich aus dem Wagen getreten war, stürzte aus dem gegenüber liegenden Hause ein Mensch auf mich los: „„Mensch! Mensch! wo kommst Du her!"" und wir lagen uns nach 23 Jahren*) zum ersten Male wieder in den Armen." In Bonn lernte er Jahn (der „Kein Hüsung" für sein bestes Werk erklärte), in Leipzig Julian Schmidt kennen, der nicht lange vorher in den „Grenzboten" mit Wärme auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Endlich in Berlin besuchte er den alten Jakob Grimm; „er hat viel und mancherlei," schreibt Reuter, „mit mir über Plattdeutsch geredet und alles so milde besprochen, so freundlich beurteilt, daß mir das ganze

*) Der Brief nennt eine andre, irrtümliche Zahl.

Herz aufging. Ich wollte, Du ſäheſt einmal in dieſe treuen Augen und fühlteſt Dich einmal durch dies ermutigende Lächeln gekräftigt.“

Schon auf und nach dieſer Reiſe rührte ſich das Verlangen Reuters und ſeiner Frau, eine neue Heimat aufzuſuchen. Die doch allzu abgelegene Exiſtenz genügte ihnen nicht mehr; andre, ſchönere Gegenden hatten ſie gereizt. Der durch Univerſität und Seefahrt belebten Hauptſtadt Roſtock, an die ſie eine Zeit lang dachten, fehlte die ſchöne Natur, fehlte auch der eigentümliche, idylliſche Zauber, der ſie endlich an den Fuß der Wartburg, nach Eiſenach zog. Es wirkte wohl auch der Wunſch mit, freiere Luft zu atmen; nicht fort und fort dieſe erbvergleichliche Erbweisheitsluft, die ihn in dieſen Jahren noch einmal zum Satiriker gemacht und ihm ſeine „Urgeſchicht von Meckelnborg“ eingegeben hatte. Schon 1859 hatte er ſie begonnen; 1862 vollendete er ſie ungefähr ſo weit, wie ſie druckreif geworden iſt. „Ich habe,“ ſchrieb er mir damals (auf eine Anfrage wegen bruchſtückweiſer Verhochdeutſchung), „ich habe die ernſteſten Dinge unſeres armen Vaterlandes des komiſchen Kontraſtes wegen in einer ſo derben, hausbackenen Tagelöhnerſprache geſchrieben, daß ich für meine Perſon durchaus daran verzweifeln muß, dieſelbe auch nur annähernd durch das Hochdeutſche wiedergeben zu können. Es iſt, oder beſſer, wird mein plattdeutſcheſtes Buch.“ Wenigſtens kann man es wohl die originellſte ſeiner Schriften nennen: ſcharfe, herbe Satire in dem gemütlichſten aller Dialekte, mit einer Einleitung voll harmloſeſter, allerbeſter Laune; liebenswürdige Schalkhaftigkeit auch da, wo er ſchlägt, doch jeder Schlag kommt aus feſter Hand und trifft ſeinen Mann.

Übrigens blieb ſein Herz, aller gerechten Bitterkeit der Satire zum Trotz, nicht nur ein mecklenburgiſches Herz, ſo lange es ſchlug: es hatte auch einen ſtillen Zug zur regierenden

Dynastie. Dafür zeugt nicht sowohl die menschlich schöne Dankbarkeit, die er seinem Befreier Paul Friedrich bewahrte, als die herzliche Schilderung Friedrich Franz des Ersten im letzten Teil von „Dörchläuchting", und der fast anmutig zu nennende Verkehr, in dem er mit dem jetzt regierenden Großherzog stand. In Briefen und Versen an ihn erging sich sein Humor wie sein Gemüt; und die Einleitung zur „Urgeschichte" hat er dem Fürsten selber vorgelesen.

Nichts aber zeigt uns sein mecklenburgisches Herz besser, leibhaftiger, als sein größtes Werk, dessen erste Bände er (mit teilweiser Benützung jenes ersten hochdeutschen Versuchs) noch in Neubrandenburg vollendete, sein Roman „Ut mine Stromtid". In diese Dichtung hat er mit vollem epischem Behagen alles niedergelegt, was die zehnjährige „Irrfahrt" seiner Landmannszeit ihm an Stoff hinterließ; bis auf die verrückten Verse aus dem „gräflichen Geburtstag", die beim festlichen Einzug der Pümpelhäger Herrschaften in Marie Möllers Munde wiederkehren, und bis auf die Boston-Partie im letzten „Bräsig-Brief", die sich in breiterer, wunderbarster Ausführung im 22. Kapitel der „Stromtid" verjüngt. Wie anders ist denn auch die Architektur dieses Romans, mit der der „Franzosentid" verglichen! Dort gedrungene Einheit, in kurzem Zeitraum, der sich nur in der Nachgeschichte verbreitert; hier ein langsames, bequemes Sichweiterschieben von Menschen und Dingen, das kritisch anzufechten gleichwohl ganz nutzlos ist, weil es durch die erstaunliche Lebensfülle und Wahrheit der Erzählung als die natürlichste und berechtigtste Kunstform erscheint. 1829 spielt die „Einleitung" oder Vorgeschichte; von 1840 bis 48 leben wir dann im eigentlichen Roman; das Schlußkapitel führt uns noch wieder über achtzehn Jahre hinweg. Mit welchen kleinen Künsten, in Ernst und Scherz, doch auch mit wie ehrlicher Naivität der Dichter sich dieser Freiheit bedient, die dem Talent von Gottes Gnaden zusteht, wird ein auf-

merkſamer Leſer mit Vergnügen verfolgen. Man kann meines Erachtens nur eines an der „Stromtid“ nachdrücklich tadeln: die ſonderbar akademiſche, unlebendige Weiſe, in der zuweilen die Vornehmen, insbeſondere Ida und einmal auch Franz, ſich ausſprechen; ja ſelbſt Luiſe, eine nach meinem Gefühl etwas zu zarte, zu humorloſe Geſtalt, läuft mitunter Gefahr, uns durch unperſönliche Redeform zu erkälten. Dies befremdet um ſo mehr, da ſonſt alles eitel Leben und Wahrheit iſt. Auch erlebte Wirklichkeit? — Man hat es vielfach geglaubt. Gleichwohl irrt man, wenn man die einzelnen Geſtalten, ſo wie ſie nun daſtehen, unter den Lebenden oder Geſtorbenen ſucht. In einem Brief an mehrere warme Verehrer, die mit Ungeduld nach dem noch nicht erſchienenen dritten Bande verlangten, berichtigt er dieſen Irrtum mit folgenden Worten (ich zitiere ſie hochdeutſch): „Mit Ausnahme von dem Spitzbuben, dem Notarius Sluſ'uhr, und dem alten Moſes hat keiner von dieſen Menſchen gelebt. Aber — Gott ſei Dank — die Art lebt noch in Deutſchland, und die Art habe ich beſchreiben wollen.“

Unter den unzähligen Zeugniſſen der Verehrung, die dieſe „Ollen Kamellen“ und insbeſondere die „Stromtid“ ihm eintrugen, erfreute ihn wohl keines mehr als das Doktor-Diplom, das ihm honoris causa die Roſtocker Univerſität 1863 verlieh.*) In dieſem neuen Kleid der Ehren ſiedelte er im Sommer deſſelben Jahres nach Eiſenach über; dort vollendete er die „Stromtid“; dort verweilte er nun bis an ſeinen Tod.

Indem er die Sonnenhöhe des Ruhmes erſtieg, begann auch ſchon die lange, langſame Dämmerung ſeiner Lebenskraft;

*) Die Motivierung lautet: „Qui vir et dialectum patriam et sensus animi patrios callet; quem eundem gratiae ipsae musis conjunctae jocis miscere seria docuerunt; cujus scriptoris quum alia opera tum etiam librum aureolum huncce „Olle Camellen“ Germania laudat universa.“

ſo viel Freude auch noch ſeine genußfähige Seele aus dem geliebten Daſein ſaugen ſollte. Nach dem fruchtbaren Schaffen der ſieben Neubrandenburger Jahre kam die herbſtliche Zeit; Ernte, Ruhe, Genuß. Er unternahm im Frühjahr 1864 die Reiſe nach Konſtantinopel, die er in dem gleichbenannten Roman verwertet hat; er ſuchte im Januar und Februar 1865 die Heimat wieder auf und ward auf einer Rundreiſe durch Mecklenburg von ſeinen Landsleuten ſo herzlich gefeiert, daß dieſer Triumphzug ihn im innerſten Herzen erquicken mußte. Eben hatte er dann 1866 ſeinen Roman „Dörchläuchting“ vollendet und veröffentlicht — ein aus übermütiger Satire und kleinſtädtiſcher Poeſie ſehr anziehend gemiſchtes Buch, das große Verdienſte hat, doch damals durch ſeine größeren Vorgänger faſt erdrückt ward — als der Krieg von 1866 hereinbrach und, in allem Elend des „Bruderkampfs“, ſein emporringendes vaterländiſches Gefühl entflammte. Er ſtand von vornherein auf der Seite der Kraft, die etwas ſchaffen konnte. Den Kampf für einen ſo hohen Zweck ſcheute ſeine männliche Geſinnung nicht; wie er denn zur Fahnenweihe der Neubrandenburger Sänger, einige Jahre früher, im Namen der die Fahne ſtiftenden Frauen gedichtet hatte:

. . . Ihr ſollt ſie tragen auch wenn Stürme dräuen,
Wenn Wetterwolken auf zum Himmel ragen,
Das Beſte ſollt Ihr für ſie wagen
Und ſelbſt den Tod ſollt Ihr nicht ſcheuen.
Die Freiheit iſt ein wunderſames Bild:
Wer einſt gekniet zu ſeinen Füßen,
Der trotzt den Schwertern und den Spießen,
Iſt er nicht Sieger, legt ihn auf den Schild. —
Und faßt darob Euch banges Grauen,
Dann gebt uns nur zurück das Zeichen,
Wir wollen's dann als alte Frauen
Dereinſtens Euren Kindern reichen,

Die machen dann, wie spät's auch sei,
Die deutschen Lande siegreich, einig, frei!

Er sah nun die Einheit Deutschlands aus heißer Zwietracht hervorwachsen; daß Bruderblut dabei floß, schmerzte ihn freilich sehr. Hier zeigte er sich als der barmherzige Samariter, der in dem frohsinnigen Humoristen als geräuschloser Stubenkamerad wohnte. Er that sich mit einem Landsmann und Freund, dem Buchhändler Erhard Quandt in Leipzig, zusammen und erließ nach Mecklenburg eine plattdeutsche Ansprache an „min leiwen Landslüd' un gauden Frün'n", worin er um Geld und Leinwand bat, zur Hälfte nach Eisenach, zur Hälfte nach Leipzig zu schicken, um den unglücklichen Opfern der Schlachtfelder so viel wie möglich zu helfen. „Ji hewwt mi oftmals seggt," schreibt er in dieser Ansprache, „dat Ji Spaß an min Schriweri hatt hewwt; ditmal kam ick nich mit Spaß an Jug heran, ditmal is dat de allerbitterste Irnst, de mi tau Jug driwwt. . . . So'n Jammer gegenäwer ist nich de Red' von Partei un Partei, nich von Fründ und Find, dütsche Landslüd' sünd't allerwegen . . ." Auf seinen Ruf fließen ihm sogleich, aus allen Teilen Mecklenburgs, reichliche Gelder zu; er wird Händler, er kauft Zigarren, Wein, Bier, Graupen und Gries, Sodawasser, Schinken und Würste, Zucker und Kaffee ein, schickt seine Sendungen nach Dermbach und Kissingen, Aschaffenburg und Würzburg, berichtet darüber in öffentlichen plattdeutschen, mit Humor plaudernden Briefen; er zieht mit einem Transport von Lebensmitteln selber nach Frankfurt am Main. „Nu bidd ick äwer einen üm allens in de Welt," schreibt er in einem dieser Zeitungsbriefe, „wat is dit? Wat is dat mit Jug Packeri? Ick weit recht gaud, wenn einer Kuhneneier*) äwer Feld schickt, denn nimmt hei irst 'ne olle

*) Truthennen-Eier.

Fru un denn en Korf mit Hackels*), in dat Hackels packt hei de Kuhneneier un de olle verſtännige Dam ſchickt hei mit den Korf äwer Feld; äwer wecker Minſch packt lütte Hawens mit Inmakels**) in Hackels un ſchickt ſei mit de Iſerbahn dörch dat taukünftige dütſche Kaiſerreich? Häckels? — Oh ja, dat gew ick Bifall — alaboncoeur! — äwer denn hürt dor ok noch 'ne olle Fru tau, denn de Iſerbahners känen doch nich för olle, ſachte Frugens gellen. — Na, dat was denn nu en ſchönen Klackeierkauken."

Daß Fritz Reuters Frau bei dieſen raſtloſen Liebeswerken ſeine Gehülfin war, brauche ich nicht zu ſagen. Krieg und Not waren zu Ende, Deutſchlands Zukunft begann ſich zu lichten; nun enthielt er ſich nicht, dem zu danken, der das Meiſte dazu gethan. Er ſchickte im September ſeine geſammelten Werke an den Grafen Bismarck, mit folgendem Brief:

„Es treibt mich, Ew. Excellenz, als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenſchein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutſchlands, meinen tiefgefühlten Dank zu ſagen. Nicht Autoren-Eitelkeit, ſondern nur der lebhafte Wunſch, für ſo viel ſchöne Realität, die Ew. Excellenz dem Vaterlande geſchenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, dieſem Danke den Inhalt des beifolgenden Packets beizufügen. — Möchten Ew. Excellenz dieſen meinen etwas zudringlichen Kindern ein beſcheidenes Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen im ſtande ſein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die ſchweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergeſſen zu laſſen.

„Gott ſegne Sie für Ihr Thun! Sie haben ſich mehr

*) Häckſel.
**) Häſen mit Eingemachtem.

Herzen gewonnen, als Sie ahnen, ſo zum Beiſpiel auch das Ihres ergebenſten Fritz Reuter, Dr.“

Graf Bismarck antwortete am 17. September:

„Eurer Hochwohlgeboren ſage ich herzlichen Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltvolle Zuſchrift vom 4. d. M. begleiteten.

„Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und ſie alle willkommen geheißen, die in friſchen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unſeres Volkes Herzſchlag Kunde geben.

„Noch iſt, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber verſöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft geſichert vorſchaut, der er Freiheit und Leben zu opfern ſtets bereit war.“

Dieſer Brief des erſten Miniſters von Preußen an den Mann, den Preußen damals zum Tode des Hochverräters verurteilt hatte, war wohl denkwürdig genug, um ihn an dieſer Stelle mitzuteilen. Ich ſetze nichts hinzu, er ſagt alles ſelbſt.

Fritz Reuter hat dann noch einmal dem Begründer des deutſchen Reiches ſeine Verehrung ausgeſprochen; doch diesmal im Namen eines andern, eines ihm befreundeten Gutsbeſitzers, der dem Grafen (1867 oder 68) einen Truthahn zum Geſchenk machte; er ſchrieb dazu das begleitende Gedicht:

As hei up ſin twei Beinen
Up minen Hof ſpaziert,
Dunn ſüll ein Jeder meinen:
En Franzmann wir dat Dirt.

Grad as de Franzmann bullert
Um unſern dütſchen Rhin,
So hett hei rümmer kullert,
As wir de Welt all ſin;

Krus pluſ't hei ſick tau Höchten
Un trampelt mit de Bein,
Mit Jeden wull hei fechten,
De em mal ſcheiw anſeihn;

Un Dickdauhn was ſin Lewen,
Stolz ſlog ſin Rad hei rund; —
Doch Murrjahn müßt ſick gewen,
Un't was en dollen Hund.

Nu is vörbi ſin Prahlen;
Doch Franzmann prahlt noch fett;
Den ward ſick einer halen,
De Tähn taum Biten*) hett.

Du heſt ſ', un wardſt nich liden
Den Franzmann ſine Nück,
Dat ſünd jitzt ann're Tiden
Un't hett en annern Schick.

Un lat Di dat nich beiden!
Brock em wat in de Supp!
Un bliwwt hei unbeſcheiden**),
Denn frett em up!

Auch Das iſt denn, mit weltgeſchichtlicher Gerechtigkeit, drei Jahre ſpäter geſchehn.

Mittlerweile war Fritz Reuter zu den allertraulichſten Werken des Friedens zurückgekehrt: er hatte ſich aus den neuen Auflagen ſeiner Werke die Villa zu Füßen der Wartburg erbaut, in der er noch die letzte Poeſie des ſinkenden Lebens genießen ſollte. 1866 erwarb er einen Bau- und Gartenplatz auf einem Ausläufer der Hainſteinfelſen am Ausgang des

*) Zähne zum Beißen.
**) Bedeutet im Plattdeutſchen auch: dreiſt, frech.

Hellthals in das Marienthal; ein herrlich gelegenes, aber wüstes, felsiges Grundstück, dem erst jahrelange Arbeit, zahlreiche Sprengungen den Baugrund und fruchtbare Garten-Terrassen abgewannen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, ein warmer Verehrer des Dichters, der nun sein Nachbar geworden, bot ihm aus freien Stücken eine Ecke zu seinem Garten an, damit er einen Umwendeplatz gewänne. „Die Lage," schreibt Reuter in einem seiner zahlreichen, ausführlichen und sachverständigen Briefe über den Bau, „ist so schön, wie man sie sich nur wünschen kann; die Fronte des Hauses liegt fast grade gegen Süden mit einer kleinen Wendung nach Osten; gegen Westen sind wir durch Bäume geschützt, gegen Norden durch steilen Berg und Fels und Bäume, gegen Osten durch Bäume und eine höher liegende Villa. Meine Frau hat vom Erker aus die Aussicht auf die Wartburg, vor uns liegt ein schöner grüner Grund mit einigen Teichen; auf der andern Seite nach Osten zu sehen wir in das prächtig grünbewachsene Johannisthal und die Chaussee des Marienthals mit der Felsenkuppe des Breitengescheids." In dieser Lage erstand denn 1867 das Haus, von dem zu Gotha lebenden Architekten Bohnstedt in einfacher, aber durch die Reinheit der Verhältnisse und die malerische Verteilung der Räume sehr wirksamer Renaissance erbaut; mit sinnigen Einzelheiten der Einrichtung, die der Dichter und seine Frau selber entworfen hatten. Doch ganz Reuters Schöpfung war der Garten; in blühenden Terrassen um das Haus gelegt, — sein Glück, seine Arbeit und sein Stolz. Er hatte den unfruchtbaren Boden urbar gemacht, den Entwurf zur Anlage gezeichnet, jedes Bäumchen, jeden Strauch zur Anpflanzung bestimmt, den Aufbau der Terrassen beordert; er hatte die Entfernung jedes einzelnen Spalier-Zwergbäumchens von den Nachbarn selber bemessen, die Tiefe der Löcher, die Menge der einzufüllenden guten Erde, die Reihenfolge der Pflanzen angegeben,

dann ihre Pflege geleitet. Vor allem wuchsen ihm die Zwergbäume auf den Terrassen ans Herz; er wußte ihre Reihenfolge auswendig, er kannte jeden Zweig, jedes Blatt. Für diese seine kleine Welt hatte er in einem alten Freund, dem Kunstgärtner Jühlke, der kurz zuvor als Hofgarten-Director des Königs von Preußen nach Sanssouci übergesiedelt war, den teilnehmendsten und freigebigsten Mitpfleger gefunden, den er wünschen konnte. Künstlerischer Beirat, reiche Sendungen gingen von Sanssouci nach Eisenach. „Der Raum ist nur klein," schrieb zwar Reuter an Jühlke, „und wird Dir den Unterschied zwischen Königs-Anlagen und Schriftstellers-Anlagen recht deutlich zu Gemüte führen." Aber dieses kleine „Sorgenfrei" ward ihm groß genug. Dem kinderlosen Mann ward es gleichsam ein blühender Ersatz für versagte Freuden. Sein Herz, voll kindlicher Liebe zur Natur hing an seinem selbstgeschaffenen Paradiesgärtlein bis zum letzten Tag.

Zu Ostern 1868 zogen sie in die Villa ein; sechs Jahre lang hat er sie noch bewohnt; anfangs in reicher, zuweilen allzu reicher Geselligkeit, zuletzt in notgedrungener Vereinsamung, mit der geliebten Pflegerin allein. Schon damals hatte das Wachstum, die um sich greifende Wirkung seiner alten Leiden traurige Fortschritte und auf seine Riesennatur ernste Angriffe gemacht; schon seit 1865 hatte er durch sein altes Mittel, die Wasserkur, in Laubbach (bei Coblenz, am Rhein), dann in Elgersburg, in Stur sich zu stärken gesucht. Seine schriftstellerische Fruchtbarkeit erlosch; nur langsam und mühevoll brachte er noch den im December 1866 begonnenen Roman: „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti, oder de Reis' nah Konstantinopel" 1868 zu Ende. Nach mühsamer Arbeit ein verkümmerter Erfolg; denn bei einem Stoff, dem es schon von vornherein etwas an Lebensfülle gebricht, leidet die Composition an der Ungunst des Reise-Motivs, und versagt in der Ausführung oft die sonst so

bewundernswerte plastische Kraft. Immer bleibt es ein Buch voll angeschauter Gestalten, unter denen Jochen Klähn eine seiner unterhaltendsten und „Tanten Line" eine seiner liebenswürdigsten ist; aber es ist doch der „alte Fritz" nicht mehr, ich sehe zuweilen mit Wehmut zwischen den Zeilen ein lächelndes, doch hippokratisches Gesicht, aus dem nicht jene reine, volle, goldne Freude in des Lesers Herz strahlt.

Er hat nach diesem Buch keines mehr geschrieben; nur noch in den großen Tagen von 1870 — in denen auch der Samariter noch einmal lebendig ward — die beiden gemütvollen Dichtungen, die in Lipperheide's „Liedern zu Schutz und Trutz" erschienen: „Of 'ne lütte Gaw' för Dütschland" und „Großmutting, hei is dod". Er begann zwar im März desselben Jahres noch eine Bauern-Geschichte: „Wurans [wie] Franz Zunkel tau 'ne Dochter kamm"; angeregt durch ein wahres Erlebnis eines Bauernsohns, der, zum ersten Mal in Berlin, sich in seiner Unerfahrenheit ein hülfloses Kindchen in den Arm drücken läßt und, ebenso mitleidig wie ratlos, diese Ausbeute seiner großstädtischen Studien seinen wohlhabenden Eltern ins Haus bringt. Ein gutes Stück der Einleitung, die noch im Dorf spielt, entstand; behaglich und angenehm nach alter Weise erzählt; aber noch ehe wir mit Franz Zunkel nach Berlin kommen, bricht es ab. Reuter selber fand darin zu viel Ähnliches mit früheren Schöpfungen, sein Interesse ermattete und er ließ davon ab. Die Feder des „Geschichten-Erzählers" rührte sich nicht mehr.

Vielleicht waren es seine letzten Verse, die er dann im April 1873 zur Jubelfeier der „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag" als Festgruß sandte:

Kein Preis
Ohn' Fleiß,
Ohn' Kampf kein Sieg,

Kein Fried' ohn' Krieg;
Drum kämpfet wacker Ihr deutschen Böhmen!
Kein Teufel soll den Sieg Euch nehmen.

Viel und schwer hat Fritz Reuter in seiner schönen Villa am Fuß der Wartburg gelitten; viel und tröstlich träufelte freilich auch der Balsam des Ruhmes und der Ehren in sein dankbares Herz. Seiner „Stromtid" ward (1867) der Tiedge-Preis zu teil; — die einhundert Dukaten, die ihm damit zufielen, wendete er menschenfreundlichen Stiftungen zu. Seine Vaterstadt Stavenhagen pflanzte 1865 eine Reuter-Eiche und richtete ihm 1873 im Rathause, in dem er zur Welt kam, eine Gedenktafel auf; — er seinerseits, der sich fort und fort als „Stavenhäger Stadtkind" betrachtete, hat ihnen für die Errichtung eines Krankenhauses, einer Volksbibliothek reiche Gaben, für andre harmlose Anlässe herzliche Zeichen seines Anteils gesandt. Ein Reuter-Felsen ward ihm bei Elgersburg im Thüringer Wald, nicht weit vom „Goethe-Felsen", geschenkt und geweiht. Die „Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde" zu Leiden ernannte ihn 1869 zu ihrem Mitglied. Die Großherzöge von Mecklenburg und von Sachsen-Weimar, der König von Bayern suchten ihn durch Verleihung ihrer Orden zu ehren. Hölzerne und eiserne, Rostocker und Hamburger Schiffe, „Fritz Reuter" getauft, tragen seinen Namen über den Ocean. Seine beliebtesten Werke wurden ins Französische, ins Englische, ins Holländische übersetzt. Maler und Bildhauer (Schlöpke, Butkowsky, Afinger) bemühten sich, sein Bild für die Nachwelt festzuhalten. Vereine, wie der plattdeutsche „Schurr-Murr" in Dresden, wuchsen aus seinen Werken auf; eine Reihe von Vorlesern erstand, die durch öffentlichen Vortrag, nach Art alter Rhapsoden sein gedrucktes Wort lebendig

machten. Ihm ſelbſt verſagten dazu Neigung und Talent; er wehrte denn auch alle Verſuchungen ſolcher Art von ſich ab. „Es iſt wahr“, ſchrieb er 1868 an einen dieſer Verſucher, „ich habe in Gotha [im Schauſpielhaus] zweimal eine Vorleſung gehalten; das war aber zum Beſten des Guſtav-Adolf-Vereins, und es hat mich genug Überwindung gekoſtet. Ich haſſe dergleichen Präſentation und Oſtentation . . . Poetiſche Produktionen werden beſſere Vorleſer finden als den Dichter ſelbſt.“

Es kamen endlich die Zeiten, da ihn auch der Krückſtock nicht mehr trug; da ſein gefaßtes Herz mit den ihn niederwerfenden, langſam auflöſenden Leiden rang. Ein unheilbares Herzübel ſchritt ſeit Oſtern 1874 ſchneller und ſchneller fort; doch es ſchien ſeine alte Krankheit von ihm zu nehmen, die nun ſpurlos verſchwand. Wunderbar klärte ſich in dieſen letzten Monaten ſein Geiſt; er war umſichtiger, friſcher als in den letzten Jahren, ſein von Jugend auf bewundernswertes Gedächtnis zeigte ſich lebendiger als je. „Bin noch immer Dein ‚Konverſationslexikon‘, nicht wahr?“ ſagte er dann wohl ſcherzend zu ſeiner Luiſe, der treueſten Pflegerin. Auch die Liebe zu ſeiner grünen Schöpfung konnte nicht erlöſchen; als er ſie nicht mehr betrat, ließ er ſich jeden Morgen vom Gärtner berichten, wie es ſeinen Bäumchen ergehe. Wenige Tage vor ſeinem Ende war's, daß er, im Rollwagen von ſeiner Frau an das Fenſter geſchoben, von dem er die Terraſſen überſchauen konnte, dieſe blühende Welt betrachtete; lange ſah er ſehnſuchtsvoll hinüber; „ach!“ ſeufzte er, „ſollte ich wohl je wieder hinauf können, meine Bäumchen wachſen zu ſehn?“ — Der Tod, der ſchon vor der Schwelle ſtand, ließ ihn nicht mehr hinauf. Langſam trat er herein, mit ſeinem Fittich die dunklen Ahnungen in der todgeweihten Seele erregend. Mehr als einmal kam es dem Kranken über die Lippen, daß ſeine Tage gezählt ſeien. Er war bereit. Endlich am 12. Juli, nachmittags — nachdem er der Gefährtin ſeines Lebens noch

am Tage zuvor rührendſte Worte der Liebe und des Dankes geſagt — hörte das müde Herz zu ſchlagen auf, und in ſanftem, traumhaftem Verſcheiden erloſchen ihm die irdiſchen Gefühle.

Er hatte gelebt und er ſtarb, wie er es in dem letzten ſeiner gedruckten „Polterabendgedichte“ (zu einer ſilbernen Hochzeit) in ſeiner ſchlichten Melodie geſungen hatte:

Und ſo wandelt heiter
Immer berghinab,
Immer, immer weiter
Bis ans kühle Grab.
Und dann drückt Euch ſtill die Hände,
Muß geſchieden ſein,
In dem Herzen bis ans Ende
Treue Lieb' allein.

Treue Liebe geleitete ihn am 15. Juli an ſein von Achtung, Ruhm und Verehrung umſtandenes Grab. Unverändert waren ſeine Züge geblieben, bis der Sarg ſich ſchloß; in wahrhaft ergreifender Weiſe — wie die Photographie es feſtgehalten — hatte der Todesſchlaf ſein Antlitz verklärt. Aus dem Wohnzimmer der Gattin, in das ſie ihn nach ſeinem Verſcheiden hatte bringen laſſen, trugen Schriftſteller, denen ein Schuldirektor ſich anſchloß, am Nachmittage des 15. den eichenen, unverhüllten Sarg über die Terraſſe hinaus, bis ſie ihn den Trägern übergaben; während das alte „Es iſt beſtimmt in Gottes Rat“, vom Eiſenacher Kirchenchor geſungen, durch den ſonnenbeglänzten Tag erklang. Abgeſandte der drei Jenaer Burſchenſchaften, im Sammetwams und Lorbeerkränze in der Hand, führten den Zug; es folgten die Schüler der Gymnaſien, die Offiziere der Garniſon, Leidtragende von nah und fern, die Deputationen der Stadt Eiſenach, der Vaterſtadt Stavenhagen, des Großherzogs von Weimar, die Verwandten

des Geſchiedenen; mit ihnen die Witwe, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ. Zahlloſe Kränze hatten den Sarg und den Wagen geſchmückt; die meiſten aus der Ferne (auch ein Gymnaſiaſt in Höxter hatte einen Lorbeerkranz geſendet); darunter ein Eichenkranz, von der „Reuter-Eiche" zu Stavenhagen gepflückt. Reuters alter Freund, der Generalſuperintendent Peterſen zu Gotha, hatte am Sarg geſprochen und ſprach nun am Grab; Worte aus einem liebevollen, begeiſterten und erſchütterten Herzen. In der ſüdlichen Ecke des Friedhofs war ihm ſein Ruheplatz gewählt; man blickt von da über die Stadt, auf die Berge und Wälder, die ihn aus der Heimat hierher gelockt, die ſein naturfrohes Auge ſo oft erquickt, ſeine von Leiden ermattete Seele getröſtet hatten.

Dort ruht er nun, — ein Toter, der ſich dichtend und ſchaffend dem Tode abgerungen, der mit uns Lebenden lebt. Seine gereiften Werke werden nicht vergehn; auch nicht die Freude an ſeiner ſchlichten, beſcheidenen, menſchenliebenden, liebenswerten Geſtalt. Wie ſeine körperliche Erſcheinung nicht ſchön war — ſtattlich, kraftvoll, behaglich; klar und herzlich aus ſinnigen Augen blickend; doch ohne den idealen Reiz, den unſre Meinung von einem Dichterkopf erwartet — ſo ſteht freilich auch ſein Lebensbild nicht in dem Glanz und Zauber eines Lieblings der Götter vor uns da. Wenn man ihn mit dem geiſtesverwandten engliſchen Zeitgenoſſen, mit Boz vergleicht, — wie verſchieden hat das Schickſal hier und dort die Farben gemiſcht! Die Geſtalt dieſes Andern ſcheint ihn zu erdrücken: ein ſcheinbar grenzenloſes Talent, von allen günſtigen Winden des Erfolges getragen, mit vierundzwanzig Jahren ein fruchtbarer Schriftſteller, mit fünfundzwanzig berühmt; von der größten und merkwürdigſten Stadt der Erde, dem lebensvollſten Land mit unendlichem Stoff der Beobachtung, des Humors, der Tragik verſehen; von einer wahrhaft geflügelten Phantaſie emporgeriſſen, die mit Jugendfeuer in

den großstädtiſchen Lebensrauſch verſinkt, an ihm ſich begeiſtert und in ihm ſich verzehrt. Dagegen Fritz Reuter, der ſchlichte Mann des Dialekts, der Provinz, unfähig zu blenden und zu glänzen, erſt in den reifſten Mannesjahren auf den Schauplatz tretend; einer von dieſen bedächtig, ſpät ſich entwickelnden Menſchen, von denen er ſelbſt einmal ſagt: „wir Niederdeutſchen ſind ein hartes Holz, das langſam Feuer fängt, dann aber auch Glut giebt“. Dauernde, wärmende Glut, ſetze ich hinzu. Eine Glut, die ebenſo lange Menſchen erwärmen wird, wie jenes blendende Feuer, das in Boz entbrannte. Die geniale Subjektivität der Phantaſie war Reuter nicht gegeben, die aus dem engliſchen Humoriſten in ſeinen guten Stunden ſo unwiderſtehlich hervorbricht; aber die ſinnige Objektivität ſeines einfacheren Geiſtes hat ihn zu einem treueren Spiegel der Natur gemacht. Es iſt ein klaſſiſcher Zug in ihm, der ihn ſtill und hoch neben jenem modernſten aller Menſchen erhebt.

Die Welt der „Unbeachteten“, der „Kleinen“ war ſeine Welt. „Ich glaube,“ ſagt er im „Schurr = Murr“ (in „Hannefiken“), „daß uns in den niedern Ständen Tugend wie Laſter in größerer Nacktheit entgegentreten, frei von jenen verhüllenden Gewändern, die man „Rückſichten“, „Verhältniſſe“, ja ſogar „Bildung“ zu betiteln pflegt, und daß ſie uns deshalb poetiſcher erſcheinen müſſen“. Ihm wenigſtens erſchienen ſie ſo, weil ſich ſein Auge an ihnen und für ſie gebildet hatte, weil er den Beruf in ſich fühlte, ihre Poeſie zu offenbaren. Wie entwickelte ſich in ſeinem verlangſamten, gehemmten Lebenslauf dieſer Beruf? Auch darüber ſagt er ſelbſt, in einem biographiſchen Brief, den er 1861 an den Sohn eines Freundes, einen ſeiner Zöglinge aus der Treptower Zeit, ſchrieb: „Soll ich noch hinzufügen, welchen beſonderen Umſtänden ich meine etwaige poetiſche Ader zu verdanken habe, ſo bin ich der Meinung, daß meine Mutter in der erſten Jugendzeit hierauf

den größten Einfluß geübt hat, daß ſpäter die Feſtungszeit durch die fortwährenden Phantaſieſpiele, die man in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit herauf zu beſchwören gezwungen iſt, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorſtellungen förderlich geweſen iſt, und daß ſie mich befähigt hat, den Menſchen kennen zu lernen. Im regen Verkehr mit vielen Menſchen mag man die Menſchen beſſer explorieren, iſt man aber Jahre lang auf einen Umgang angewieſen, glaube ich, lernt man den Menſchen beſſer kennen. Meine landwirtſchaftliche Carriere, meine in einer kleinen ackerbautreibenden Stadt hingebrachte Jugendzeit, ſowie auch der ſtete Verkehr mit plattdeutſch redenden Landsleuten auf Univerſität und Feſtung hat ſicherlich mir meine Richtung als plattdeutſcher Dichter vorgeſchrieben; meine Liebe zu dem Volke, wie's nun einmal iſt, auch das Glück, welches ich mit meinen erſten Verſuchen hatte, haben das Ihre dazu gethan."

Wie viel Glück und Ruhm ihm auf dieſem Wege zum plattdeutſchen Parnaß auch zugefallen iſt, er blieb bis an ſein Ende, ſeiner reinen Natur getreu, ein beſcheidener Menſch. Ich berufe mich dafür nicht auf jenes Wort, das man ihm nacherzählt: als einige exaltierte Damen ihm erklärten, er ſtehe über Goethe und Schiller, habe er einfach geantwortet mit einem „Adjüs, Madams!" Ich berufe mich auf alles und jedes, was ſeiner wahrhaften Seele entfloß; auf das ganze Bild ſeines Weſens, wie es dem Leſer nun vor Augen ſteht. In ihm war alles, was ihm gegeben war, mit gutem, gleichſam mit gerechtem Maße gemiſcht; dieſe glückliche Harmonie, die ihn ſelber wärmte, ſtrahlte ihre Wärme auch auf die Andern aus. Ihr entfloß ſeine ruhige Tüchtigkeit, Klarheit, innere und äußere Ordnung; ihr auch ſeine Menſchenliebe und Güte; ihr das tiefe, herzliche, heitere Behagen, das ihm die Herzen gewann. Vor allem aber entfloß ihr die unerſchütterlich gleiche, reine Mäßigung, mit der er die ihm heiligſten An-

gelegenheiten seines Lebens betrieb: sein Verhältnis zum Staat und sein Verhältnis zu Gott. Er, der durch eine grausame, vernunftlose Politik so furchtbar gelitten hatte, blieb allezeit — in Leben und Dichtung — seinen Idealen, allezeit aber auch der Stimme der Einsicht und Gerechtigkeit in seinem Herzen getreu. Er, der am persönlichen Gott, am Fortleben im Jenseits mit unanfechtbarer Ueberzeugung festhielt, hat nie seinen Haß gegen unduldsame Gläubigkeit, nie seine schlichte, herzliche Achtung vor der fremden Meinung verleugnet. Er kannte die Welt zu gut, und daß sie aus Rechts und Links besteht, aus Himmel und Erde, aus Bewußtem und Unbewußtem, — wie aus Freud' und Leid. Er, der — als der ächte, innige Humorist, der er war — in einem seiner Bücher schreibt: „Wer kann sagen, wo Freud' und Leid sich scheiden? Sie spielen zu wunderlich im Menschenherzen in einander hinüber; sie sind Aufzug und Einschlag, und wohl dem, bei dem aus beiden ein festes Gewebe wird!" In ihm waren sie beide fest, unlösbar verwebt; darum kannte er die Natur der Dinge; darum war er gerecht, liebevoll und gut.

Seine Dichtungen, seine Briefe, seine Freunde, seine Thaten, alles sagt und bezeugt, daß er ein wahrhaft guter, reiner Mensch war. Und so werden denn auch unsre Kinder und Kindeskinder nicht aufhören, ihn und sein aus ihm nachgeschaffenes zweites Ich, seine Werke zu lieben.